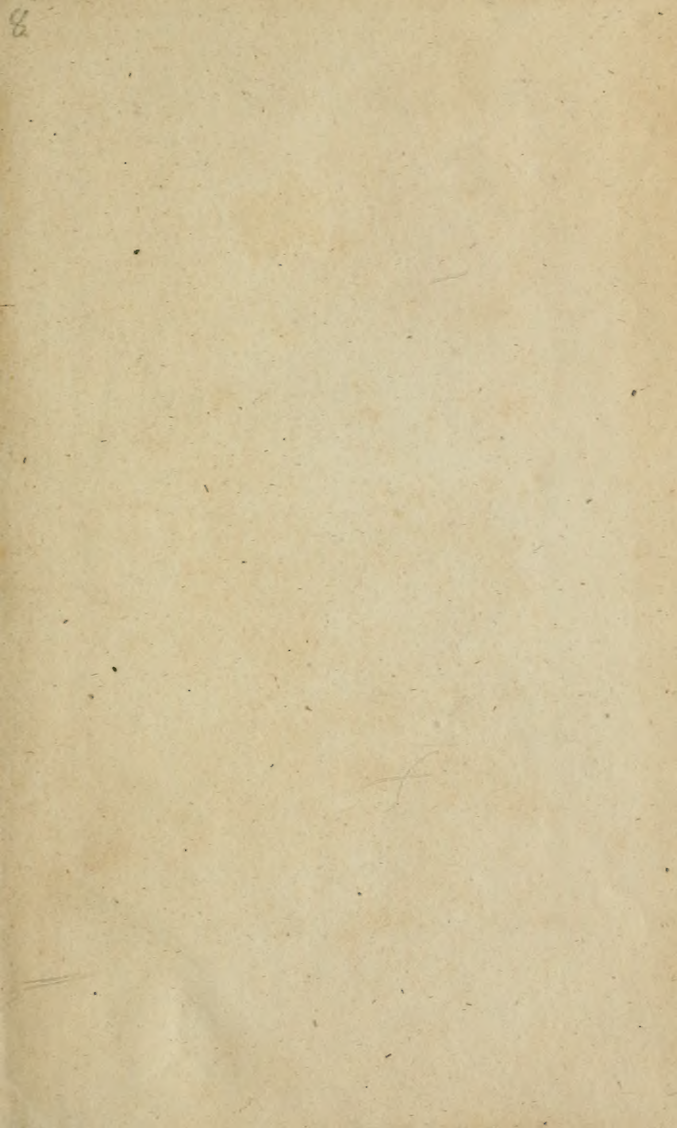
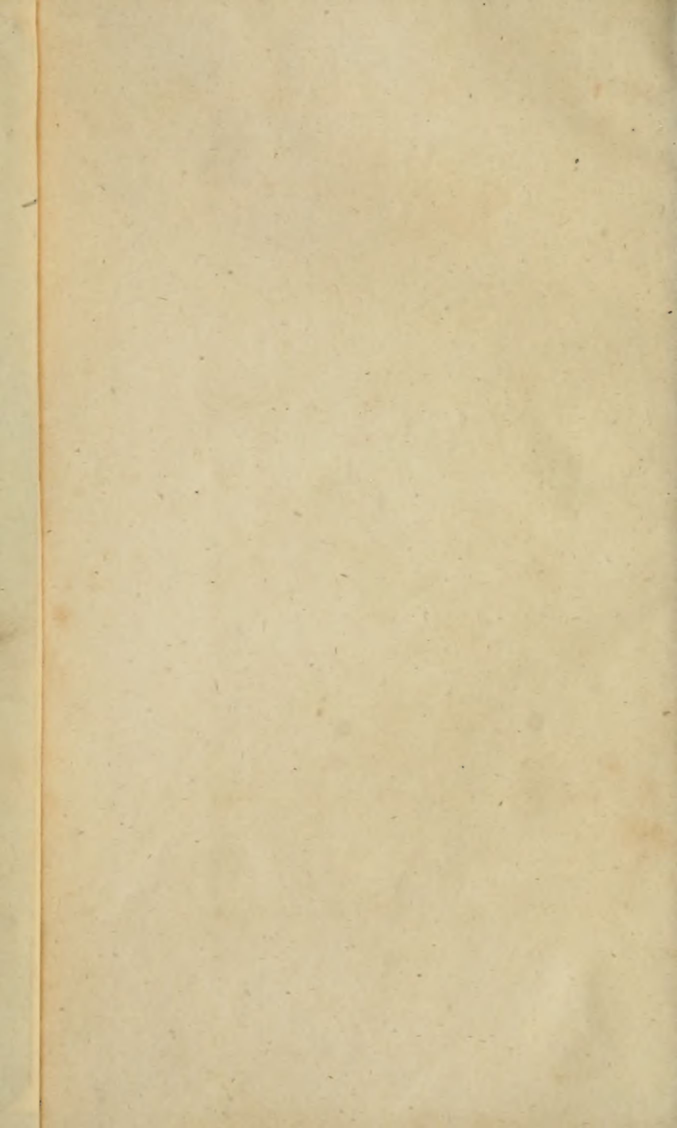

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

8 bde (21/6 ng)

P.





Vermischte Schriften

von

Friedrich Jacobs.

Erster Theil.

Gotha,
in der Ettinger'schen Buchhandlung.
1823.

Friedrich Jacobs

Reden.

Nebst einem Anhange vermischter Aufsätze.

Erster Theil.

Gotha,
in der Ettinger'schen Buchhandlung.
1823.

Sr. Excellenz

dem

Herrn Grafen von Montgelas

des Johanniter- Hubertus- und andrer hohen Orden Groskreuz

aus Verehrung seiner hohen Verdienste und persönlicher Dankbarkeit

gewidmet

von

dem Verfasser.

Die Sammlung vermischter Schriften, von welcher hier der erste Theil erscheint, dankt seine Entstehung zunächst dem Wunsche meiner Freunde, die seit einer Reihe von Jahren von mir auf einzelnen Blättern oder in Zeitschriften erschienenen Aufsätze vereinigt zu sehn. Ich habe diesem Wunsche vielleicht allzu bereitwillig nachgegeben. Aber das Alter, dem ich mich nähere, liebt zu sammeln; und wie ein Hausvater den Seinigen ihr Erbe gern in dem besten Zustande zurücklassen mag, so will auch ein Schriftsteller das, was seiner Feder entfallen ist — meist seine ganze Habe — gern am Ende seiner Laufbahn ordnen, und nach seinen Kräften ausbilden.

Diese Sammlung wird nur solche Aufsätze enthalten, die auf die Theilnahme eines größern Publicums Anspruch machen dürfen, und sie werden, so viel als möglich, nach ihrem Inhalte geordnet erscheinen. Am meisten möchte sich wohl ungleichartiges in dem ersten Theile zusammengefunden haben. Doch ist sein Inhalt, mit wenigen Ausnahmen, auf das öffentliche Leben gerichtet, welches hier, nach seinen verschiedenen Erscheinungen, in Reden, Bruchstücken von Reden und zufälligen Gedanken behandelt wird. Einiges davon war früher gedruckt; Vieles ist neu hinzu gekommen; aber auch von dem Aeltern ist das Meiste neu bearbeitet und besser ausgebildet. Vieles, was der Zeit nicht mehr angemessen war, ist zurückgelegt worden.

Die folgenden Bände werden nur solche Aufsätze enthalten, die sich mit Gegenständen des griechischen und römischen Alterthums,

seinen Sitten, seiner Kunst und Litteratur beschäftigen, und zwar zuerst wiederum diejenigen, welche die Form einer Rede haben; mit Ausschluß alles dessen, was nur dem Gelehrten von Profession, nicht aber dem bloßen Freunde und Liebhaber des Alterthums, brauchbar seyn dürfte. Auch hier werden die schon gedruckten Schriften mit ungedruckten verbunden, und die erstern wo es nöthig ist, verbessert, und bald zusammen gezogen, bald erweitert werden.

Ich erlaube mir einige Bemerkungen über den materiellen Inhalt des gegenwärtigen Bandes beyzufügen.

Es sind zwey Gegenstände, die mich vorzugsweise in demselben beschäftigt haben, die politische Moral, und die Religion in Beziehung auf die bürgerliche Gesellschaft; Gegenstände, die man, meiner Ueberzeugung nach,

nicht oft genug in das Aug fassen, an die man nicht oft genug erinnern kann. Die religiöse Erziehung, die ich im väterlichen Hause genossen; der ununterbrochne Umgang, den ich von Jugend an und in Folge meines Berufes mit den edelsten Geistern aller Zeiten und Länder gepflogen; die Freundschaft endlich einiger trefflichen Zeitgenossen, deren ich mich erfreut habe, Alles dieses hat in meinem Herzen den Glauben an das Göttliche in dem Menschen genährt, und mich mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die menschliche Gesellschaft, in welcher Form sie sich auch immer vereinigen möge, keine andre Bestimmung haben könne, als, durch Sicherung des äußern Zustandes ihrer Glieder, die freye Entwicklung des Göttlichen in ihnen zu fördern. Auf diesen Glauben ist Alles bezogen, was ich je über Gegenstände des öffentlichen Lebens geschrieben habe; und wenn ich mir nicht schmeicheln darf, Neues darüber gesagt,

oder ein helleres Licht über das Bekannte verbreitet zu haben, so darf ich doch hoffen, daß man die Quelle nicht verkennen wird, aus welcher meine Gedanken geflossen sind. Es kömmt aber bey einer gewissen Art von Wahrheit nicht sowohl darauf an, daß sie neu sey, als daß sie zu Herzen gehe. Nichts aber geht zu Herzen, das nicht aus dem Herzen kömmt.

Wer von einer großen und heiligen Sache durchdrungen ist, kann, indem er darüber spricht, nicht an die möglichen Beziehungen seiner Worte denken, oder, durch die Besorgniß ungleicher Deutung gefesselt, seine Ausdrücke abwägen. So habe ich auch, ohne ängstliche Rücksichten, das was ich dachte und fühlte ausgesprochen, und, im Vertrauen auf die Quelle meiner Gesinnungen, auf das Zutrauen meiner Leser gerechnet. Wenn ich in einer Ansicht geirrt habe, so ist mein Irr-

thum wenigstens frey von Heucheley; so wie mein Lob oder Tadel wohl grundlos seyn kann, sicher aber nie von Leidenschaft eingegeben, oder von Eigennutze befleckt ist. Ich bin übrigens weit entfernt, es mir zum Ruhme anzurechnen, wenn ich die Anzahl der Schriftsteller vermehre, denen ihre Ueberzeugung schwerer wiegt als irgend ein Gewinn; da ich mich ja im entgegengesetzten Falle verachten müßte. Denn das Schändliche zu unterlassen, ist kein Verdienst. Aber dem Vaterlande gereicht es zum Ruhme, daß es zu allen Zeiten nur Wenige hervorgebracht hat, die aus Menschenfurcht dem Unrecht das Wort geredet; noch Wenigere vielleicht, die, wie Paulus Jovius, nach Verschiedenheit des Lohnes, bald die goldene, bald die eiserne Feder gebrauchten, Kalt und Warm aus Einem Munde bliesen, und auf nichts aufmerksam, als auf die Windfahne, ohne Ziel stets mit dem Winde seegelten, und im Kampfe um die gute Sache

stets an der Seite der Stärkern fochten. Als Boileau einstmals den großen Condé über einem wohlgegründeten Widerspruch heftig entrüstet sah, sagte er leise zu einem Freunde: Künftig werd' ich immer der Meinung des Prinzen seyn, wenn er Unrecht hat. Dieser Scherz spricht die Gesinnung weltkluger Leute aus, denen das Lächeln der Gunst mehr als das Licht der Wahrheit gilt, und die ohne Bedenken dem Vater der Lüge opfern, so lange er ihnen lohnt; eine Gesinnung, von der sich die Schriftsteller Deutschlands meist fern gehalten haben, so wie sie auch von den Fürsten und Mächtigen selten oder nie begünstigt worden ist. Sollte aber je die Zeit erscheinen, wo durch Umstände, die unter andern Völkern gewirkt haben, auch in unserm Vaterlande diese ehrlose Sinnesart ein Weg zu Ehren und Reichthümern, diejenige aber, die nicht dem Glücke, sondern dem Rechte huldigt, zurückgestoßen und verleumdet wür=

de; so könnten wir auch zu unserm Verderben eine Saat jener feilen Seelen aufschießen sehn, die im Sonnenscheine alle Wege des Glücks besetzt halten, im Ungewitter aber den Mantel auf die andre Schulter nehmen, und, unbekümmert um das gefeyerte Idol, einem sichern Rückenhalt zufliehen.

Jeder Schriftsteller, welcher sich selbst achtet, ist in den Kreis der Wahrheit und Gerechtigkeit gestellt, aus dem er nicht heraustreten kann, ohne den schmutzigsten und verächtlichsten Dämonen anheim zu fallen. Oft zwar mag er dort der Prediger in der Wüste seyn; und es ist Tausend gegen Eines zu wetten, daß sein Wort gerade da nicht wiederhallen wird, wo es am heilsamsten wirken könnte. Dieß ist freylich niederschlagend, und verschließt Manchem, der zu reden wüßte, den Mund; aber Viele, die der Geist treibt, predigen doch, und schütten ihr Herz aus vor den

Bewohnern der Wüste, oder, wie der h. Antonius, vor den Fischen. Auch ist es gewiß ein seltner Fall, daß rechtschaffne Gesinnungen so ganz, wie taube Spreu, zerflattern, ohne irgendwo Wurzel zu fassen; und wer mag berechnen, wie reich der Ertrag Eines Saamenkorns in dem Reiche der Geister werden kann, wenn es auf einen empfänglichen Boden fällt? Jeder aber, der in guter Absicht zu den Menschen spricht, wird von der Hoffnung eines guten Erfolges getragen, und diese Hoffnung wird selten ganz zu Schanden werden. Vielmehr glauben wir zur Ehre der Menschheit, daß die Töne der Wahrheit und Rechtschaffenheit nie laut werden können, ohne endlich in tausend und abertausend Herzen wiederzuhallen.

Die Zustimmung, welchen die Rede, Deutschlands Ehre betitelt, von Männern erhalten hat, deren Urtheile ich mich

auch im entgegengesetzten Falle ohne Widerstreit unterwerfen würde; kann ich nur den Gesinnungen zuschreiben, welche sie ausspricht. Ich will nicht leugnen, daß ich mich in der Zeit ihrer Abfassung gern dem Glauben hingab, daß eine durch die größten Ereignisse erschütterte Zeit für Lehre und Warnung am empfänglichsten sey; und da so viele nicht müde wurden, mit leeren Worten eiteln Hochmuth zu nähren, manche auch die heiligsten Dinge in den Schmutz des Eigennutzes herabzogen, so kam es mir vor, als könnte es heilsam seyn, durch eine höhere Ansicht der großen Begebenheiten den leeren Dünkel niederzuschlagen, und an die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit zu erinnern, die nie so leicht als in der Trunkenheit eines unverhofften Glücks vergessen werden. Dieser Absicht war es angemessen, die unvermeidlichen Folgen des Uebermuthes in dem Schicksale Frankreichs wie in einem Spiegel zu zeigen, und

warnend die Klippen anzudeuten, welche die Macht des Kaiserreiches zertrümmert hatten. Diese Klippen, die sich bey heiterem Himmel den Blicken entziehn, werden durch den Sturm aufgedeckt; und auf der Fahrt durch den Ocean der Politik ist es immer der Uebermuth, die Verachtung der Gerechtigkeit und der Missbrauch der Gewalt was die Stürme erregt. Es mußte daher auch von den Mitteln die Rede seyn, durch die den Verführungen dieser schlimmen Geister Widerstand gethan werden kann. Glücklicher Weise sind diese Mittel von der Art, daß sie eben sowohl dem Bösen wehren, als das Gute gründen, und indem sie die Zerstörung der Staaten hemmen, die höhern Zwecke derselben befördern. Und wie gern wendete sich in jenen schönen Tagen, deren Andenken wir uns mit Rührung zurückrufen, das vaterländische Gemüth den beglückenden Hoffnungen zu, die sich, der Sonne des Sieges gegenüber, wie

das alte Zeichen der Versöhnung, auf dem abziehenden Gewölke einer düstern Vergangenheit zeigte! Einige dieser Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen; andere liegen noch in den Händen der Mächtigen verschlossen, und wir harren geduldig der Zeit, wo sich diese von selbst öffnen, und die verheißenen Wohlthaten in ihrer reifen Fülle über die Völker ausstreuen werden. In uns und in Millionen von Menschen steht die Ueberzeugung fest, daß, wie die Flüsse nicht aufwärts strömen, so die Menschheit auf der Bahn ihrer Veredlung nicht stille stehen kann. Wohl mag es bisweilen möglich seyn, auf kurze Zeit die Fortschritte des vorwärts dringenden Geistes aufzuhalten; man kann sich sogar schon, mit Titanensinn, der vollbrachten Riesenthat rühmen; aber jene Giganten welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu stürmen, und die Sonne auszulöschen, verirrten sich in der Finsterniß ih-

res eigenen Gewölks, und stürzten, als die Blitze der verspotteten Allmacht sie berührten, unaufhaltsam in die Tiefe hinab. Jene Allmacht ist die ewige Weisheit, welcher die Gerechtigkeit zur Seite steht, und die durch keine irdische Gewalt von ihrem Throne gezogen werden kann. Das, was die Welt regiert, wird ewig nur der Geist seyn; die materielle Kraft kann sie vielleicht fesseln; aber die vereinte Klugheit der Despoten aller Zeit hat noch kein Mittel gefunden, einen Knoten zu schlingen, den nicht das Schwerd des Geistes gelößt hätte. Die Folgerung hieraus ergibt sich von selbst. Es mag nothwendig seyn, die Grenzen der Länder durch Festungen zu sichern, die Anzahl der Streiter zu mehren, und die Heere zu üben; aber nicht minder nothwendig, und um vieles edler ist es, sich mit dem guten Geiste der Zeit zu befreunden, Vesten der Gerechtigkeit aufzuführen, und im engen Bunde mit Allem,

was Groß und Edel ist, die sittliche Kraft so zu vermehren und zu stärken, daß keine äußere Gewalt gefürchtet werden darf. Hierzu bedarf es keiner der politischen Künste, denen Herkommen und Eigennutz eine so ungebührliche Wichtigkeit gibt; aber der Einsicht, des Wohlwollens, des Geistes und eines reinen und starken Willens. Adel der Seele theilt sich sympathetisch mit; Wohlwollen gebiert Liebe, und Geist erzeugt Geist durch eine geheimnißvolle Anziehung. Wen diese Genien bewachen, der mag selbst unter Gefahren ruhig schlummern. Wenn aber ein überlegener Geist eine Gabe des Himmels ist, die nicht mit Sicherheit in Rechnung gebracht werden kann, so ist dagegen der Wille einem Jeden verliehen; und es ist kein Monarch, der sich nicht, wenn er will, alles Geistes bemächtigen könnte, der sich in seinem Bereiche findet. Diese Eroberung ist die gerechteste, so wie sie die sicherste ist; und sie stützt die

Macht eines Reiches schon dadurch, daß sie die Faulheit mit ihrem zahlreichen Gefolge von Lastern und Uebeln zur Flucht zwingt. Wo die Sonne scheint, da wird es hell, und das Gewürm der Nacht verkriecht sich in seine Sümpfe, wo es der Rückkehr der Finsterniß entgegen harrt. In der Finsterniß aber hat weder der Wandrer Sicherheit, noch eine Regierung, wie mächtig sie auch sey. Die Furcht schwebt über ihrem Haupte, und lockt durch tausend Phantome vom rechten Wege auf Irrpfade ab. Jeder Irrthum aber, den eine Regierung begeht, jede Gewaltthat, jede Verletzung der Gerechtigkeit ist eine Wunde, die sie der Heiligkeit ihrer Würde schlägt, und zerstört die Stützen des Thrones weit gewisser, als irgend ein System von Republicanismus thun könnte. Diese Wahrheit ist eben so alt, als sie allgemein ist; aber in unsrer Zeit wird sie lebhafter gefühlt, als in irgend einer früheren. Und in diesem erhöhten Ge=

Gefühle dürfte vielleicht die einzige wahrhafte Gefahr der Thronen bestehn, nicht in dem Schattenbilde einer Volksherrschaft, das ohne Wesen, ohne Kraft und ohne Glauben an sich selbst, weder in Deutschland, noch in dem übrigen Europa irgend einen Stützpunkt finden kann.

Das, was in diesem Bande, bald in besondern Aufsätzen, bald gelegentlich über den Religionszustand der Zeit gesagt worden, wird hoffentlich nicht gemisdeutet werden. Ich glaube meine Ehrfurcht gegen das Christenthum sowohl hier, als in frühern Schriften hinlänglich an den Tag gelegt zu haben, um dem Verdachte zu entgehn, als ob ich die Kirche und ihre Diener nicht nach Würden ehrte, oder über ihre Erhaltung gleichgültig wäre. Vielmehr bin ich mit dem vortrefflichen Verfasser der Schrift über die Unkirchlich-

keit *), vollkommen einverstanden, daß der Verfall der äußerlichen Form, in welchem sich die Idee des Christenthums darstellt, das größte Uebel ist, welches unsre Zeit bedroht; und ich würde ihr aus der Fülle meines Herzens Glück wünschen, wenn die zweckmäßigen Vorschläge, welche jene Schrift in Beziehung auf diesen Gegenstand enthält, in das Leben träten. Doch kann ich hierbey der Ueberzeugung nicht entsagen, daß die Belebung des Cultus von den Lehrern der Kirche ausgehn muß, daß diese aber allerdings auf eine ganz andre Weise, als jetzt geschieht, von den höhern Ständen und der Gesammtheit des Staates unterstützt werden sollten. Wohl ist es wahr, daß die Verachtung des Worts auch die Verachtung der Diener des Worts

*) Karl Gottl. Bretschneider über die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Gotha. 1822.

nach sich zieht; aber es ist nicht minder wahr, daß die Verachtung der Prediger auch die Kraft ihrer Lehre schwächt, und eine Gleichgültigkeit erzeugt, die wegen der Nähe des Gegenstandes weit verderblicher wirken muß, als antichristliche, nur Wenigen zugängliche Meinungen thun können. Wenn also der Strom der Religion wieder hell und klar fließen soll, so müssen vor allen Dingen die Quellen gereinigt werden. Die Fortschritte, welche die Civilisation seit einem halben Jahrhunderte in allen Ständen gemacht hat, und die immer weiter hinabdringen, haben nothwendigerweise die Forderungen erhöhen müssen, die man an die Bildung dessen macht, der sich zum Lehrer der Gemeinde in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens aufwirft; so daß, wenn der geistliche Stand in Bildung, Kenntnissen und Sitten zurückbliebe, der Raum, der ihn dann von der übrigen, im ununterbrochenen Vorschreiten begriffenen

Menge trennen würde, in kurzer Zeit uner-
meßlich werden müßte. Jenes Zurückbleiben
aber ist unvermeidlich, wenn dem Geistlichen
nicht dieselben Mittel der Bildung, wie an-
dern Ständen, und eben so reichlich zu Theil
werden. Wir sprechen hier nicht von derje-
nigen Art der Bildung, welche der Verkehr
mit den höhern Ständen gibt, und die oft
nur eine Geschliffenheit ist, welcher ein ge-
setzter Mann keinen hohen Werth beylegen
kann; sondern von jener tiefen, die durch
ein ernstes Studium der Werke edler Geister,
durch eifriges Nachdenken und unablässige
Uebung des Geistes gewonnen wird. Diese
bedarf nicht bloß einer heitern Musse, son-
dern auch mehrerer und kostbarerer Hülfs-
mittel als die frühere Zeit. Nun hat aber
die bürgerliche Gesellschaft fast überall ihre
alten Grenzen merklich verändert; es ist kein
Stand, von dem an, welcher Krone und Zep-
ter trägt, bis auf den, welcher den Acker

pflügt, der nicht seine Bedürfnisse, und mit ihnen seine Forderungen an die Gesammtheit der Gesellschaft gesteigert hätte; Allen werden diese Forderungen zugestanden, nur dem geistlichen Stande nicht. Die Einkünfte dieses Standes, die in protestantischen Ländern immer sehr mäßig waren, sind seit einem halben Jahrhundert, um wenig zu sagen, auf die Hälfte ihres Werthes herabgesunken, während an ihn nicht bloß die alten, sondern weit höhere Forderungen gemacht werden. Die Folgen hievon können nicht ausbleiben; sie sind zum Theile schon eingetreten, und es muß für eine Wirkung des Glücks und göttlichen Segens gehalten werden, daß trotz der geringen Vortheile, welche die Kirche ihren Dienern bietet, und trotz der Aussicht auf ein bis zur Dürftigkeit beschränktes Leben, dennoch so viele Männer von Geist und Gelehrsamkett sich ihrem Dienste widmen. Noch ist die Anzahl der Prediger nicht gering, die

durch Religiösität, Bildung und Sitten das Christenthum ehren, und die ihm gebührende Achtung durch die Ausübung seiner Gebote erhalten. Aber wird das, was bisher geschah, immer fort geschehn? und soll sich der Staat durch das Glück oder den Segen, welcher bisher gewaltet, von der Verpflichtung zu eigner Sorge entbunden glauben? Oder gibt es für ihn eine heiligere Pflicht, als dem Volke die Segnungen des Christenthums durch würdige Lehrer und Seelsorger zu sichern? Das was in katholischen Ländern für die Ausstattung der hohen Würden der Kirche geschehen, ist vortheilhaft für den Adel und einige Individuen; auch der Hierarchie bringt es Nutzen; das Volk zieht keinen Vortheil davon. Das Volk verlangt Unterricht und Beyspiel; aber von reichbesoldeten Bischöfen, müssigen Domherrn und Chorsängern kann es weder das Eine nach das Andre hoffen. Aller Prunk der Cermonien hält den Verfall

der Sitten nicht auf. Wenn aber die Staaten auf Religion ruhen sollen, ohne Zweifel weil die Grundfeste aller Macht zuletzt die Sittlichkeit ist, Sittlichkeit aber ohne Religion keinen dauernden Gehalt hat, so fällt in die Augen, daß der Staat, welcher die Bildung der Geistlichkeit — der Lehrer der Religion unter dem Volke — vernachläßigt, und, indem er sie darben läßt, hemmt, die Säulen seiner eigenen Macht untergräbt, und die Sicherheit seines Daseyns durch Verletzung der heiligsten Pflicht gefährdet.

Gotha, den 5ten September 1822.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Rede
zum
Andenken
Herzog Ernst des Zweyten
im
Gymnasium zu Gotha
in Gegenwart
des
regierenden Herzogs August
gehalten
den 9ten Junius
1804.

— Quel che di cor ama, riman forte,
Ed ama il suo signor dopo la morte.

Ariosto.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädige, Hochzuverehrende, geneigteste Zuhörer!

Wenn der Zweck dieser Todenfeyer wäre, den Umfang der Tugenden des Fürsten, um den wir trauern, mit Worten darzustellen, so würde ich gesucht haben, mich dem Auftrage zu entziehen, der mir bey derselben aufzutreten gebietet. Denn eine solche Absicht zu erfüllen ist niemand vermögend; und wer es versuchen wollte, würde bald fühlen, daß er sich kein Genüge thue, und auch den Beyfall der Zuhörer nicht erringen könne. Denn bey einem so reichen und vielseitigen Gegenstande, welcher einem jeden bekannt ist, und der durch seine bloße Erwähnung das Herz jedes Zuhörers mannichfaltig bewegt, wird auch dem angestrengtesten Bemühen dennoch keine Befriedigung folgen, indem Jeder finden wird, daß

Einiges übergangen, Einiges nicht sorgfältig ge=
nug ausgeführt, immer aber dieses oder jenes
schwächer ausgedrückt sey, als er selbst gewünscht
oder vermocht hätte. Indem wir aber auf ein sol=
ches Unternehmen freywillig Verzicht leisten, und
uns begnügen, einem alten und ruhmwürdigen
Gebrauche gemäß, dem Andenken eines geliebten
Fürsten den Zoll der Dankbarkeit darzubringen,
wobey mehr die Absicht, als die Ausführung,
mehr die Gesinnung des Redenden, als seine red=
nerische Fertigkeit, erwogen wird, so darf ich den
Vorwurf der Anmaßung nicht fürchten, wenn ich
noch einmal die Stimme der Dankbarkeit laut
werden lasse, und ein zweytes Opfer [1]) der Ach=
tung und Ehrfurcht auf den Altar des Verewigten
niederlege.

Dieses Opfer aber soll nicht in müßigen Kla=
gen bestehn. Zwar, wenn es mir erlaubt wäre,
nur den Eingebungen des Gemüthes zu folgen,
oder vielmehr, wenn ich es vermöchte, diejenigen
Gefühle auszusprechen, welche hier jegliches Herz
bewegen, und durch persönliche Dankbarkeit ver=
stärkt, durch das unauslöschliche Andenken an
zahlreiche Beweise fürstlicher Huld erhöht, meine
Brust auf das heftigste erschüttern, so dürfte ich
hoffen, Ihres Beyfalls nicht unwerth zu scheinen,
indem ich Ihre eigenen Gesinnungen ausspräche,
und meine Worte mit der Beredsamkeit Ihrer Ge=

fühle schmückte. Aber diese gerechte Trauer, diese Erneuerung eines heiligen Schmerzes ist dem Geräusche zahlreicher Versammlungen nicht angemessen; sie muß der Gegenstand vertraulicher Gespräche, sie muß das Geschäfte der Einsamkeit seyn, wo sich der Gedanke an große und edle Menschen schöner und fruchtbarer entfalten kann. Von dieser öffentlichen Feyer aber möge alles entfernt seyn, was aus eigennützigen, wenn schon untadelhaften Quellen entspringt, alles, was das Gemüth erweicht, ohne es zu erheben, und nur Thränen, nicht aber edle Gedanken hervorlockt. Zwar fordert die Natur gebieterisch ihren Tribut, und in dem Andrange der Leiden schreibt nicht die Vernunft, sondern die Empfindsamkeit eines jeden und das Maaß seiner Liebe für den Verstorbenen dem Schmerze seine Gränzen vor. Dennoch muß man ihn durch große Gedanken nach Möglichkeit lindern, statt ihn zu nähren. Das einzige Mittel aber zu gleicher Zeit den Forderungen des verwundeten Gemüths und dem männlichen Gebote der Vernunft Genüge zu leisten, ist, daß wir nicht bloß den Verlust der Verstorbenen denken, sondern uns das Beyspiel vor Augen stellen, das sie uns hinterlassen haben. Diese Art der Todenfeyer ist die edelste und würdigste; es ist die einzige, welche dem gegenwärtigen Zeitpunkte angemessen ist. Schon hat die mildernde Hand der

Zeit, schon hat die Erfüllung tröstender Hoffnungen den Stachel des heftigen Schmerzes gestumpft; schon wagt unsere beklommene Brust freyer zu athmen, und allmählig der Fesseln entledigt, mit denen die Bestürzung unser Gemüth umfangen hielt, nimmt es einen höhern Aufschwung zu ernsten Betrachtungen, und verweilt gern bey dem Troste, den es in dem erheiternden Anschaun der Tugenden des Verstorbenen findet.

Es ist eine bewundernswürdige Einrichtung unsrer Natur, daß gerade diejenigen Gegenstände, welche unser sinnliches Wesen am heftigsten erschüttern, unserm edlern Theile die angemessensten sind; daß, was jenes zurückschreckt, diesen am heftigsten anzieht, und was den Menschen am stärksten an seine Abhängigkeit mahnt, ihn mit dem lebendigsten Gefühle seiner höhern Abkunft erfüllt. Was ist furchtbarer als der Tod, und was ist erhebender als der Gedanke an ihn? Vor ihm klärt sich das Dunkel der Gräber auf; er umkleidet sie mit dem wunderbaren Frühroth der Unsterblichkeit; er stößt die Erde zurück, und reißt das Gemüth von dem fesselnden Staube los. Aus dem Anblicke der Vernichtung steigt der Glaube an die Unsterblichkeit auf; und aus der Nacht des Grabes erhebt sich der freye Gedanke zu der Quelle des Lichts. Diese Gefühle, welche um jede Grabstätte schweben, drängen sich mächtiger

um die Gräber guter und frommer Fürsten, die nicht bloß das frohe Leben, den Antheil der Menschheit überhaupt, sondern zugleich den blendenden Glanz ihrer Würde, die Herrlichkeit ihrer irdischen Macht, den beneideten Besitz so mannichfaltiger und wünschenswerther Güter in ihrem Grabe niederlegen. Da erscheint uns das Leben mit seinen größten Gaben so klein! Da sinkt alles herab, was dem befangenen Blicke das Höchste schien! Da dünkt uns der dürftige Mensch nur das Spiel verborgener Mächte, die seines Stolzes und seiner Ansprüche spotten! Aber wenn sich der getrübte, auf das Grab geheftete Blick wieder zum Himmel erhebt, wenn der bekümmerte Geist zu seinem Vaterlande aufschaut, so findet er an derselben Stätte, wo ihn zuerst verzagende Trauer zu Boden warf, einen erheiternden und erhebenden Trost. Dann schweigt die Klage, welche dem unvermeidlichen Loose der Sterblichkeit dargebracht ward, und, mit einem unvergänglichen Ruhme bekleidet, in einer höhern Glorie strahlend, zu Schutzgeistern ihrer Völker verklärt, erscheinen die weisen Hirten der Völker, die treuen Führer, Wohlthäter und Freunde der Menschheit. Nicht beklagenswerth, sondern hoch beglückt, nicht verlohren, sondern zu einer ewigen Wirksamkeit aufbewahrt, zeigt sich uns dann der fromme und edle Fürst, der am Rande des Gra-

des die Bürde seiner Macht niederlegt, und sie, zugleich mit dem herrlichen Erbtheile seines Beyspiels, mit dem Andenken seiner Tugenden, seiner Gesinnungen und Grundsätze hinter sich zurück läßt. Er waltet fort in dem Gemüthe seiner Nachfolger und der Edelsten seines Volks; sein hoher Schatten schreitet unter ihnen, und begeistert unsichtbar ihre Herzen zu hohen Gefühlen, großen Thaten und standhaften Tugenden. So hat bisher der Geist des großen Ahnherrn dieses Hauses um seine Söhne und Enkel geschwebt; so wird künftig der Schatten Ernst des Zweyten, still waltend, die Segnungen seiner Regierung dauernd und unvergänglich machen.

Die Segnungen dieser glorreichen Regierung in Rücksicht auf den Zweig derselben, über welchen allein an dieser Stelle zu reden geziemt, hat mein verehrter Vorgänger ausführlich geschildert, und ich bin weit entfernt, diese Schilderung noch einmal mit einem schwächern Pinsel zu wagen. Aber dennoch muß ich um die Erlaubniß bitten, Ihre Blicke wiederum auf dieselben Gegenstände zu richten, noch einmal Ernst, den Vater der Wissenschaften zu preißen, dessen Nahme in dieser, von ihm fast neu geschaffenen Anstalt für alle Zeiten eine Aufforderung zu rühmlichem Wetteifer seyn muß. Den Ruhm, der dem Vater seines Volkes gebührt, wird das Heilig-

thum der vaterländischen Geschichte aufbewahren; das Andenken des liebevollen Menschenfreundes wird unauslöschlich in dem Busen derer ruhn, die er mit seiner Huld und Güte erfreut hat; uns aber geziemt es vor allen, den Beschützer der Wissenschaften zu feyern, und diese Mauern, in welchen er einst durch seine persönliche Gegenwart den Eifer talentvoller und wißbegieriger Jünglinge belohnte, den Manen Ernst des Weisen zu widmen. Hier möge er, dessen hoher und bescheidner Sinn jedes Denkmal irdischer Größe verschmäht hat, hier möge er ein unvergängliches, seinem wohlwollenden Sinne angemeßnes Denkmal in dem Herzen seiner dankbaren Zeitgenossen, in der Brust des jüngern Geschlechts, das hier hoffnungsvoll aufblüht, und einer künftigen Jugend finden, die mit froher Bewundrung den Nahmen ihres verewigten Wohlthäters oft hier vernehmen wird. Hier mögen die Kinder dieses Landes, hier mögen die fremden Theilnehmer dieser Anstalt ihre Gemüther mit dem Bilde und der Verehrung eines Regenten erfüllen, der, mit allen Tugenden geschmückt, insbesondere das Muster eines fürstlichen Beschützers der Wissenschaften war.

Aus diesem Gesichtspunkte sey es mir vergönnt, Ernst's Verdienste zu würdigen. Nicht was er that, will ich aufzählen, sondern dem

Geiste und den Grundsätzen nachzuspüren suchen, nach denen er handelte; ich will mich bemühen zu zeigen, daß es die Grundsätze sind, welche jeder weise Fürst befolgen muß, wenn sein Schutz den Wissenschaften wahrhaft heilsam und fruchtbringend werden soll.

Die Wissenschaften beschützen heißt in den meisten Fällen nichts anders, als die Hindernisse ihrer freyen Entwicklung entfernen. Der Boden, auf welchem sie gedeihen, ist der Boden der Freyheit. Nur in diesem finden ihre Wurzeln die schützende Tiefe; nur aus ihm schweben ihre stolzen Wipfel zu den Wolken auf, und bieten ihren erquickenden Schatten und ihre Früchte dar. Der göttliche Funke, welcher in dem Gemüthe des Menschen verschlossen liegt, bedarf vor Allem des Anhauchs der freyen Luft, um in Flammen aufzulodern; der mächtige Trieb nach Erkenntniß und Wahrheit überwindet von selbst den Widerstand der Natur, wo seine elastische Kraft nicht gewaltsam gelähmt wird. Wo ist aber ein Land, in welchem die Denkfreyheit ein sichreres Palladium ihrer Rechte in den liberalen Grundsätzen der Regierung fände? wo ist ein Land, wo auch die geheimen Gedanken des Herzens, wo selbst dreiste Meynungen und Urtheile ohne Gefahr laut werden dürften? und wo bewährt sich zugleich diese Freyheit schöner als hier, durch die sittsame

Mäßigung, mit welcher jeder den Mißbrauch derselben vermeidet? durch das Vertrauen, welches jeder auf die Regierung setzt? durch die Liebe, welche jeder zu der Verfassung hegt? — Und wer hat diese edeln Grundsätze geschützt und gepflegt, wie dieser verewigte Fürst, der mit einem lebendigen Gefühle von der Würde freyer Erkenntniß und unbeschränkten Forschens erfüllt, die heiligen Rechte der Wissenschaften selbst in den feindseligsten und bedrängtesten Zeiten schützte [2])? In jenen Zeiten, wo die Kühnheit vorgeblicher Weltverbesserer, bald durch übeln Willen, bald durch eitle Anmaaßung bethört, das Gesetz der Freyheit zum Paniere der Verwüstung umwandelte, Thronen und Altäre stürzte, die Tempel der Wissenschaften zerstörte, die Priester derselben ermordete, und mit den blutigen Ketten der Tyrannei, mit denen sie sich selbst umschlungen hatte, die benachbarten Völker bedrohte [3]); in diesen unglücklichen Zeiten nahmenloser Verbrechen und aberwitziger Weisheit, wo ein verabscheuungswürdiger Mißbrauch die Freyheit des Denkens, der Presse und der Gewissen verdächtig machte, blieb Ernst seinen Grundsätzen treu, beschränkte nichts, störte nichts, und nahm nichts zurück, was je den Wissenschaften und ihren Dienern zugestanden worden war [4]).

Bey der Befolgung dieser Grundsätze, welche

nur eine tiefgefühlte Achtung gegen die Würde der Wissenschaften einflößen konnte, zeigte sich die Weisheit und Milde des Verewigten in einem desto glänzendern Lichte, da die Resultate der Denkfreyheit und des lebhaft erregten Forschergeistes keineswegs immer mit seinen eignen Ueberzeugungen zusammenstimmten. Ich begehre nicht zu läugnen, daß er sich, in den spätern Jahren seines Lebens, als die früher aufgenommenen Meinungen mit seinem ganzen Wesen gleichsam verwachsen waren, dem Neuen oft mit Mißtrauen näherte, bisweilen selbst mit Abneigung davon entfernte, und es sich nur selten mit Freudigkeit aneignete. Wenn dieses ein Mangel ist, so ist es ein Mangel der menschlichen Natur überhaupt, und ich wage zu behaupten, daß, wenn die Wirkungen desselben durch freysinnige Grundsätze beschränkt werden, er den Wissenschaften weniger Nachtheil droht, als der entgegengesetzte einer allzugroßen Willfährigkeit, die Neuheit, um ihres Reizes willen, vorzugsweise zu begünstigen und geltend zu machen. Auch das Alte möge seinen Schutz an dem Throne der Fürsten finden; hier sey, unter dem Schilde ächter Humanität, auch der verkannten und verhöhnten Wahrheit eine Freystatt eröffnet; und nie werde sie unbedingt der Mode Preiß gegeben, die oft, als eine neue Sonne, einen schönern Tag verspricht, um bald, als ein

trügliches Meteor, in ewiger Nacht zu verlöschen.

Es sey mir hier verstattet, einen Blick auf die günstige Lage zu werfen, in welcher sich ein Fürst in Rücksicht auf die Schätzung der Wissenschaften befindet. Durch seinen Stand über die Sphäre der Menge erhaben, an keine Wissenschaft oder Kunst insbesondere gebunden, durch keine der eigennützigen oder selbstsüchtigen Betrachtungen des gemeinen Lebens gefesselt, ist es ihm ganz vorzüglich vergönnt, das weite Gebiet menschlicher Erkenntniß mit freyem Geist zu durchlaufen, und Alles, was den Menschen zu bilden, zu erheben, und zu veredeln dient, nur in dieser Rücksicht zu schätzen. Der Blick des Gelehrten, welcher sich einer Wissenschaft vorzugsweise gewidmet hat, des Künstlers, welcher eine Kunst ausschließend treibt; des Liebhabers, den seine Neigung an irgend einen Gegenstand fesselt; wird schon durch die enge Beziehung dieses Gegenstandes auf seine Person, und durch die Nähe desselben gehemmt und geblendet, während ein weiser Fürst durch nichts gehindert wird, jede Wissenschaft und Kunst in ihrem richtigen Verhältnisse zur Menschheit zu sehn, und, unabhängig von dem Vorurtheile, der Vorliebe oder der Eitelkeit, erhaben über den Einfluß der Modesucht, ungefesselt von dem Bedürfnisse des augenblicklichen Bey-

falls, dem Wahren und Schönen in ihr mit freyem und ungetheiltem Herzen zu huldigen. Zu der Höhe, auf welche ihn seine Würde stellt, reichen die Stürme nicht, welche die Tiefe bewegen; die Wellen, welche die Menge dahin raffen, zerschellen an dem Fuße des Felsen; er sieht gelassen, aus seinem reinern Aether, dem Schauspiele mannigfaltiger Veränderungen auf dem Gebiete der Wissenschaft zu, und, ohne an den verwirrenden Kämpfen der Selbstsucht und des Eigennutzes Antheil zu nehmen, erblickt er überall nur das hohe und ewige Ziel der allgemeinen Bestrebungen. Bey dieser unbefangenen Ansicht wird einem weisen Fürsten selbst der Gedanke fremd bleiben, jenes von der Natur gesteckte Ziel willkührlich verrücken, oder das darauf gerichtete Streben willkührlich bestimmen zu wollen. Die ernste Thätigkeit des Geistes, das eifrige Ringen nach Wahrheit wird ihm, was auch immer die Ergebnisse desselben seyn mögen, heilig und unverletzlich scheinen; und er wird eben deshalb keine Wahrheit ausschließend heiligen, noch selbst das Monopol derselben zu besitzen wähnen. Nur allmählig, nur auf verschlungenen Wegen nähert sich der menschliche Geist seinem ewigen Ziele. Oft scheint es verschwunden; aber nie verschwindet in der Brust des Menschen die Hoffnung, es zu erreichen, und von langen Kampf in seinem Schatten

zu ruhen. Auch der Irrthum erhält die Kraft dieses Vertrauens, ohne welches die Menschheit in jenen trüben Dumpfsinn zurücksinken würde, in welchem sie wandelte, ehe der Sohn des Japetos den göttlichen, dem Himmel entrissenen Funken in ihrem Busen entzündete.

Es sind vornemlich zwey Provinzen in ihrem Gebiet, die sich gegen alle positive Gesetzgebung sträuben, und zu ihrem Gedeihen nur der schützenden Huld bedürfen — die der Philosophie und der Dichtkunst. Das Gebiet der erstern kann als der Mittelpunkt des ganzen Reiches der Erkenntniß, als ein heiliges Delphi, betrachtet werden, von welchem die übrigen, näher und ferner gränzenden die Göttersprüche erbitten, auf denen ihre Gesetzgebung und Erhaltung beruht. Aber diese werden nur dann belehrend und tröstend aus dem Innern des Heiligthums erschallen, wenn an seinen Thoren die Freyheit wacht. In dem Augenblicke, wo der Finger irdischer Gewalt an den Dreyfuß rührt, verstummen die Orakel der Pythia, und die reine Flamme der Weisheit verlischt auf dem Altar, sobald die Willkühr, sich des Priesterrechtes bemächtigend, sie zu beherrschen unternimmt. Dies sey also das erste Gesetz eines Fürsten, der mit schützendem Auge über die Blüthe dieses Reichs wacht, ohne Rücksicht auf eigne Meinungen, den Tempel der Weisheit zu schützen,

und jeden Eingriff mächtiger Willkühr von dem unverletzlichen Gebiete desselben zurück zu weisen. Es kann vielleicht bezweifelt werden, ob Plato mit Recht dasjenige Land glücklich nenne, dessen Fürsten Philosophen sind; aber niemand kann zweifeln, daß das Reich der Wissenschaften nur da gedeihen könne, wo die Fürsten zu philosophiren gestatten, wo sie selbst das Beyspiel einer ächt philosophischen Duldung geben, und, den Ansprüchen ihrer eignen Meinungen edelmüthig entsagend, keinem andern System einen Platz auf dem Throne gestatten, als dem einer uneigennützigen Wahrheitsliebe [5]).

Reine Liebe zur Wahrheit war ein herrschender Zug in dem Charakter des verewigten Herzogs. Sie zeigte sich auf das herrlichste in allen seinen Handlungen und Reden [6]), und wenn sie vielleicht bisweilen in seiner Ansicht dieser oder jener Wissenschaft getrübt schien, so hat sie sich doch nie in seiner Ansicht der Wissenschaften überhaupt verleugnet, noch hat je die Meinung des Menschen die Handlungen des Fürsten nachtheilig bestimmt. Jene reine Liebe zur Wahrheit, die sein ganzes Gemüth erfüllte, sein Haß gegen allen trügenden Schein war es vielleicht, was vornemlich in spätern Jahren seinen für das Gute so empfänglichen Sinn einer Kunst entfremdete, deren Gebiet eine Zauberwelt schönen Truges ist. Die Alten erzäh-

len, daß einer ihrer edelsten Weisen, welcher die reinste Liebe zu den Wissenschaften mit dem zartesten, sittlichen Sinne vereinigte, daß Solon einst Thespis neuerfundenen Spielen zugesehn, und am Ende derselben den Dichter gefragt habe, ob er sich nicht schäme, in Gegenwart des Volkes so vieles zu lügen? Als nun der Dichter antwortete, es sey ja alles nur Scherz und Spiel, rief Solon unwillig aus: Bey den Göttern, wenn wir diese Scherze hier geduldig ertragen, werden wir sie bald auch in unsern Verträgen und Bündnissen finden! — Als durch dieselbe, allzu beschränkte Ansicht von dem Wesen der Wahrheit bestimmt, ein andrer Weise, voll poetischen Sinnes, die Dichtkunst aus seinem philosophischen Staate verbannte, vertheidigte er sein Urtheil mit diesen Gründen: „Jene Kunst treibt ihren Verkehr nicht mit dem bessern, sondern dem schlechtern Theile der Seele; diesen weckt und nährt, jenen zerstört sie, und entfremdet ihn der Wahrheit. Nichts verdient daher von ihr in den Staat aufgenommen zu werden, als die Hymnen auf die Götter und das Lob rechtschaffner Thaten, wenn nicht an der Stelle der Gesetze und der Vernunft die Leidenschaften und Täuschungen herrschen sollen."

Solche oder ähnliche Grundsätze hatte der Verewigte in seinen frühern Jahren, also zu einer Zeit eingesogen, wo sie durch einen fast allge-

mein verbreiteten Wahn unterstützt, und nur sehr selten durch Werke höherer Abkunft erschüttert wurden. Fast herrschend war die Meinung, daß die Poesie, wenn sie sich über den eben so geschmacklosen als niedrigen Ceremoniendienst erhob, entweder als ein ergötzlicher Zeitvertreib für leere Stunden, oder, im besten Falle, als eine bequeme Hülle für sittliche Ideen betrachtet werden müsse, die in ihrer wahren Gestalt der Menge zu ungefällig scheinen würden. Indem sich nun die Poesie jener Zeit diesen allzumäßigen Forderungen willig fügte, ja, sie kaum erfüllte, konnte sie nicht wohl das Gemüth eines Jünglings fesseln, welcher die Bürde der Langenweile nicht kannte, und die ernste Gestalt der Wahrheit und strengen Wissenschaft nicht fürchtete[7]). Einer höhern Kunst würde sich sein jugendliches Gemüth nicht verschlossen haben. Auch ehrte er sie in der That in der Gestalt, in welcher sie ihm die römischen Dichter zeigten[8]); er liebte sie in einigen Werken unsers ersten und größten Dichters, dem er mit Zärtlichkeit zugethan war, und dessen großes Talent er nie ohne Bewunderung erwähnte. Daher mögen uns die Klagen einiger Versekünstler nicht beunruhigen, die in ihrer Person die Kunst verunglimpft und entheiligt glaubten. Es mag uns nicht beunruhigen, daß seine pflegende Hand nicht auch dieser Kunst zu statten kam, die, jenen zar-

ten und gefühlvollen Pflanzen gleich, nur allzu leicht vor der Berührung der Macht zurückbebt, und welkend die unbedachtsame Liebe ihres Pflegers anklagt. Die Geschichte der Dichtkunst zeigt der warnenden Beyspiele nur allzuviel, und es ist nicht schwer darzuthun, daß die gefeyerten Mäcene einiger gepriesenen Jahrhunderte der Poesie, weit entfernt die Kunst zu nähren, sie in ihren Wurzeln vergifteten, und sie oft auf lange Zeit, oft unwiderbringlich, in Fesseln schlugen. Die Kunst will herrschen in ihrem höhern Gebiete; sie darf keine Gesetze anerkennen als ihre eignen, und sobald sie neben sich einen fremden, irdischen Willen duldet, sinkt die Genossin der Götter, wie der vom Olymp verwiesne Apoll, zu einer Sclavin der Menschen herab.

Die reine Liebe zur Wahrheit, die das Gemüth Ernst des Zweyten erfüllte, seine unbedingte Neigung für die Mittel, die zu ihrer Enthüllung dienen, seine Achtung für die Wissenschaften war mit einem religiösen Sinne verschwistert, und wurde durch denselben unterstützt und gesichert. Er sah in den Tiefen der Wissenschaft etwas fruchtbareres als das Wissen, etwas heiligeres als die Kenntniß; er fühlte, daß sie da, wo das Erkennbare aufhört, in einem geheimnißvollen Boden wurzelt, durch den sie mit einer höhern, unserm sinnlichen Auge verborgenen Welt zusam-

men hängt [9]). Es ist gewiß ein charakteristischer, und in der Verbindung mit der übrigen Eigenthümlichkeit des Verewigten bedeutender Zug, daß er sich so früh die Astronomie zu seiner Lieblingswissenschaft erkohr, und ihr bis an seinen Tod die ausgezeichneteste Achtung bewieß. Diese erhabene Wissenschaft nimmt, fast wie jede andre, in ihrer Anwendung etwas von der Farbe des Geistes an, der sich ihr widmet. Gemüther, die für das Höhere verschlossen sind, finden in der Betrachtung der strengen Gesetze des Weltalls nur eine traurige Bestätigung ihres selbstsüchtigen Wahns, welcher die Stelle der unendlichen Weisheit durch ein trostloses Verhängniß, und die unbegränzte Freyheit der Allmacht durch einen armseligen Mechanismus zu ersetzen meynt. Mit einem andern und höhern Sinn nahm der Geist des Verewigten diese Wissenschaft auf. Ihm war die unermeßliche Zahl der Welten, die dem Auge der Forscher täglich zu wachsen scheint, ihm war der unendliche Raum, den sie erfüllen, ihm war die feste Ordnung ihres Laufes, die strenge Harmonie ihrer Verhältnisse, und alle die Wunder, welche die Sternkunde lehrt, ihm waren sie Symbole des Unbegreiflichen, welcher die Welten ausgesät hat in die Unermeßlichkeit, und sie an einem unsichtbaren Bande führt. Ihm war das Weltall in seinen wundervollen Erscheinungen ein Spiegel des

Ewigen; es war ihm ein mystischer Schleyer, welcher die Glorie des Höchsten zugleich offenbart und mildert[10]).

Nur auf einem solchen geweihten Boden erhält die Achtung für die Wissenschaften ein dauerndes Leben; nur hier wurzelt sie tief genug, um nicht ein Spiel des Zufalls und der Launen zu werden. Dauernd aber muß sie in dem Gemüthe eines Fürsten seyn, welcher dem edeln Berufe eines Beschützers der Wissenschaften Genüge leisten will; denn es wäre besser, sie nie geachtet zu haben, als sie, nach einigen Beweisen der Anhänglichkeit, gleichsam durch längere Erfahrung eines bessern belehrt, zu verlassen und den Lästerungen ihrer übelgesinnten Gegner Preiß zu geben. Ernst des Zweyten treue und standhafte Liebe zu den Wissenschaften war ein ehrenvolles Zeugniß, das er ihnen Angesichts der Welt ablegte; ein Zeugniß, das von ihm, dem aufgeklärten und wahrheitsliebenden Kenner derselben, lauter als alle Gründe spricht, und ihren Verleumdern mit Fug und Recht als eine schreckende Aegide der Weisheit entgegengehalten werden darf. Lauter und standhaft war diese Liebe bis in den Tod; und wie die Beschäftigungen seiner Muße, wie die huldreiche Behandlung verdienter Gelehrten sie während seines Lebens verkündigte, so sprach sie, noch nach seinem Tode, sein letzter Wille aus.

Noch leben in allen Theilen Europa's Männer, welche Zeugen dieser Gesinnungen waren; Gelehrte, welche die Fülle seiner Kenntnisse und die edle Milde seiner Denkungsart bewunderten, und sich jetzt mit Wehmuth der Zeichen seiner Huld und seiner, den Wissenschaften ruhmwürdigen Aeußerungen in das Gedächtniß zurückrufen.

Wenn aber diese schönen und ehrenvollen Erinnerungen der Einzelnen mit dem gegenwärtigen Geschlechte der Menschen allmählig dahin sterben, oder sich doch verdunkeln und schwächen, so wird dasjenige, was er, mit eben so vielem Wohlwollen als Freygebigkeit, theils zur Beförderung einzelner Zweige der Wissenschaften, theils zur Verbesserung des Unterrichts gethan, seinen Nahmen auch den künftigen Geschlechtern theuer und unvergeßlich machen. Mit weiser Vorsicht hat er, bald durch eben so zweckmäßige, als reichliche Vermehrung schon vorhandener Sammlungen, bald durch die Anlage neuer, bald durch andre Anstalten für diejenigen Theile der Wissenschaften gesorgt, welche äußerer, oft kostbarer Hülfsmittel zu ihrem Gedeihen nicht entbehren können. Diese Anwendung fürstlicher Schätze bedarf unsers Lobes nicht. Es ist schön und edel, aus persönlichem Wohlwollen einzelnen Dienern der Wissenschaften ihren mühsamen Weg zu erleichtern; noch edler ist es, aus freyer Liebe die Wissenschaf-

ten selbst für jegliche Zeit und für jeden ihr Prie-
ster zu fördern. Wenn aber Octavian mit wohlfei-
len Gaben einige Sänger seiner Zeit über das
dringende Bedürfniß erhob, und mit dem Tribut
ihrer Dankbarkeit das Andenken an die Verbre-
chen seiner Jugend dürftig bedeckte, so gewannen
die Künste hierbey nur durch den glücklichen Zufall,
welcher seine Wahl leitete, eine Wahl, welche
mehr durch Eitelkeit als durch eine gefühlte Ach-
tung gegen das Verdienst bestimmt wurde. Aber
wie viele Mächtige vor und nach ihm, von glei-
cher Eitelkeit beseelt, verschwendeten ihre Gaben
an unwürdige Lobredner, und schadeten der Kunst,
indem sie zugleich ihre Absicht verfehlten. Sol-
cher Gefahr setzt sich der nicht aus, der, statt ein-
zelne Herolde seines Ruhms zu erkaufen, den
Wissenschaften dauernde, und künftigen Geschlech-
tern noch nützliche Denkmäler errichtet; der nicht
nur Blumen zieht, für seinen Genuß, sondern
Bäume pflanzt, die den Enkeln nach Jahrhunder-
ten noch Früchte und Schatten verleihn.

Wenn wir diese einzelnen Züge zusammenfas-
sen, so zeigt sich uns in dem Verewigten die Ge-
stalt eines weisen Beschützers der Wissenschaften,
dergleichen es zu allen Zeiten wenige gegeben hat.
Die großen und ausgebreiteten Kenntnisse, die er
sich frühzeitig erworben hatte, und bis in seine
spätesten Jahre zu vermehren bemüht war, lehr-

ten ihn den Werth und die Ansprüche jeder Wissenschaft kennen; und dieser Kenntniß gemäß, vertheilte er ihnen seine Gaben, nach dem Bedürfnisse einer jeden, der Einen kräftige Hülfe, der Andern sichernden Schutz. Er verschaffte ihnen Freyheit in ihren Bestrebungen, die Achtung der Welt, und eine zahlreiche Menge von Priestern, die durch sein Beyspiel und seinen Beyfall zu regerm Wetteifer entzündet wurden. Zu dem allen darf ich noch den bescheidenen Sinn setzen, mit welchem Er seine Verdienste beurtheilte. Nicht leicht war ein Fürst so frey von Stolz auf Kenntnisse, die selbst einem Privatmann ausgezeichneten Ruhm verschafft haben würden. Aber Er sah nur den Weg, der noch vor ihm lag, und unbefriedigt durch das, was Er errungen, klagte Er ohn' Unterlaß seine Kräfte über dasjenige an, was Er zu erringen verzweifelte [11]).

Indem nun alle Stände den Tod eines solchen Fürsten betrauern, indem alle in ihm einem gerechten und weisen Herrn, einen sanften, gütigen und wohlwollenden Vater verlohren haben, betrauern **wir** noch insbesondere den Verlust eines huldreichen Beschützers, eines vollgültigen Zeugen unsrer Bestrebungen. Aber der tiefe und bittre Schmerz, mit welchem uns dieser Verlust erfüllt, wird durch die erfreulichen Aussichten gemildert, welche die erhabnen Gesinnungen, der rege,

schon durch so manche That bewährte Eifer seines durchlauchtigen Nachfolgers den Wissenschaften und ihren Dienern eröffnet. Auch Er, welcher selbst auf den Altären der Musen reiche und wohlgefällige Opfer niederlegt, wird die Tempel der Wissenschaften mit immer neuen, immer frischen Kränzen schmücken, und den Ruhm dieses Landes erhalten und erhöhen. Auch ferner wird hier, unter dem Schutze einer weisen und gerechten Regierung, die Wahrheit eine sichre Freystatt finden, und die ernsten Wissenschaften werden im schwesterlichen Verein mit den Künsten der Einbildungskraft die Tugenden und den Ruhm August Emils feyern.

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Die Todenfeyer wurde von Herrn Kirchenrath Döring mit einer lateinischen Rede eröffnet, aus welcher wir Eine Stelle hier wiederholen, welche in bündiger Kürze die Ausstattungen erwähnt, durch welche die

die Freygebigkeit des Herzogs die wissenschaftlichen Sammlungen seiner Residenz vermehrt hat: Verum enimvero non unam quandam doctrinae partem, cujus amore imprimis tenebatur, praesidio suo fovit et adjuvit, sed, quicquid ad universum doctrinae cultum spectaret, id sibi curae cordique esse debere putavit. Huc pertinet singularis illa cura, quam in bibliotheca publica rarissimis libris ornanda et locupletanda posuit. Quot enim libri rariores, tam scripti quam typis expressi nunc servantur in ea, quorum comparandorum ipse auctor exstitit! et quot magni pretii libri in eadem reperiuntur, qui singulari ejus debentur munificentiae! Hinc in nullo loco lubentius versabatur, et templis, a publicarum rerum curis vacuum, suavius transigebat Princeps doctissimus, quam in ipsis illis conclavibus, ubi publicae bibliothecae thesauri expositi sunt; ibi saepius frontem exporrigere, curas animi abstergere, doctos sermones miscere, nec raro atticos sales serere solebat; ibi saepe eum viderunt et convenerunt peregrini, qui, sponte ab eo appellati, utrum summam principis facili-

tatem et comitatem, an dignitatem cum grata modestia et amabili humanitate conjunctam, magis admirarentur, dubii fere haeserunt. — Sed multo magis, quanto litterarum amore ille ductus fuerit, intelligi potest ex ejus bibliotheca privata, quae tanta praestantissimorum librorum copia, et omnibus iis, quae ad amplissimarum bibliothecarum ornamenta referri solent, instructa et referta est, ut haud sciam, an in tota Europa ullus alius princeps reperiatur, qui illa vel copiosiorem vel pretiosiorem ex re privata sibi comparaverit. Ut silentio praetermittam pictas imagines elegantissimas, aereas tabulas splendidissimas, et infinita alia (ad quae sibi comparanda, modo praestantia sua se commendarent, illum nunquam pecuniae pepercisse constat) quibus curis, quantisque impensis locupletissimum illum, quem celsissima domus Gothana possidet, veterum numorum thesaurum magis adhuc locupletare, et per se jam satis nobilem, multo adhuc nobiliorem reddere studuit! Adjungendos enim ei non solum curavit numos illos, quos studiose congesserant viri celeberri-

mi de Schachmann, Sulzerus, Gerningius, de Seckendorf, sed superiore quoque anno tria millia rarissimorum, graecorum maxime numorum, quos vir doctus quidam Italus Petriccioli ingenti studio Constantinopoli conquisiverat, haud exiguo oblato pretio in thesaurum suum migrare jussit. Sane, si quis pecuniae, in doctrinae et artium vel subsidiis vel ornamentis ab eo collocatae summam subduxerit, tantam esse intelliget, quantam rarius ex suis opibus in ejusmodi rebus collocare solent principes. Sed Princeps egregius, ut sapientes patres familiae, omnes sumtus in rebus inutilibus et inanibus faciendos prudenter fugiebat, ut eo majores in rebus utilibus et frugiferis facere posset; erat parcus et continens, ut, ubi res posceret, eo esset liberalior et munificentior; abhorrebat ab omni vano splendore et magnificentia, ut suppeteret, unde verum honorem et veram gloriam tam sibi quam populo suo conciliaret. —

Wir wollen diese Worte mit einigen Bemerkungen begleiten.

Der Herzog war sparsam, oder eigentlich, ein guter Wirth. Seine Oekonomie war, wie sein tägliches Leben, auf das Beste geordnet. Nie ist er etwas schuldig geblieben. Am Schlusse jeder Woche wurden die eingelaufenen Rechnungen berichtigt. Er konnte dieß, weil er seine Neigungen den Mitteln, die er besaß, unterzuordnen verstand.

Diese Mittel waren beschränkt.

Der wohlunterrichtete Verfasser der reichhaltigen Beyträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg schreibt S. 82. „Er zog aus den Kammer- und Landschafts-Kassen seiner beyden ansehnlichen Fürstenthümer (jährlich) die Summe von ungefähr 13000 Thalern. Das von seiner Mutter ererbte Vermögen hinterließ er seinen Erben, so wie er es erhalten und noch vermehrt hatte. Wenn ihm eine starke Ausgabe vorkam, ehe noch seine Revenuen alle eingegangen waren, so borgte er von seinen Kammern, und zahlte bald darauf das Capital sogar mit seinen Zinsen zurück." — Als er in Einem Jahre ein Gut, kostbare Steine und ein reiches Münzcabinet erhandelt hatte, verlangte er von dem Autor dieser Biographie, der damals Kammerpräsident war, den Vorschuß dieser

ansehnlichen Summe als ein zinstragendes Darlehn, und als jener ihm durch den vorgelegten Etat zeigte, daß der Schatz der Kammer, der nur durch seine Behandlung so ansehnlich gewachsen sey, ihm diese Summe unfühlbar überlassen könne, und um Befehl bat, sie in Ausgabe schreiben zu dürfen, erhielt er folgende Antwort:

„Ich danke Ihnen für die Uebersichten, die Sie mir überschickten, und die mir zeigen, wie reich meine Kammern sind, und wie gut Sie gewirthschaftet haben. Ich habe Sie um einen Vorschuß gebeten, den ich bald wieder abtragen und bis dahin verzinsen werde. Ich würde es als eine Schmeicheley ansehen müssen, die Ihrer ganz unwürdig wäre, wenn Sie mir jemals wieder einen solchen Antrag machten. Wenn ich dem Beyspiele andrer Fürsten folgen wollte, so weiß ich wohl, daß ich es verlangen könnte; aber ich habe gelernt, mit dem auszukommen, was ich mir vom Anfange meiner Regierung an selbst bestimmte, und habe es mir zum Gesetz gemacht, die Revenuen meiner Kammern als ein mir anvertautes Gut anzusehn. Gotha d. 30sten April 1788."

Bey diesen Gesinnungen entging auch Er dem

Schicksale nicht, dem noch kein reicher Mann hat entgehen können, welcher wissenschaftliche Neigungen mit besonnener Oekonomie vereinigte, von den Einen für geizig, von den Andern für verschwenderisch gehalten zu werden. Gegen den letztern Vorwurf rechtfertigt ihn, was wir so eben über die Mäßigkeit seiner Forderungen bemerkt haben; gegen den ersten die Wohlthaten, die er den Dürftigen erzeigte, und die Summen, die er zur Unterstützung nützlicher Unternehmungen mit der größten Bereitwilligkeit aufwendete.

„Er gab, sagt Thümmel S. 82. dem wahren Verdienste und der wahren Armuth. Vieles, ja das meiste wurde erst nach seinem Tode kund. Nur das Bedürfniß, nicht eine besondere Zuneigung bestimmte ihn zur Freygebigkeit. Bey öffentlichen Unglücksfällen gab er immer zuerst, wie er auch immer zuerst auf dem Platze war, wo Hülfe Noth that."

Die Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal ist ein dauerndes Denkmal der Bereitwilligkeit, mit welcher er nützliche Unternehmungen unterstützte. Auch der Verfasser dieser Rede erhiel., zu einer Zeit, wo er dem Herzoge fast noch gar nicht persönlich bekannt war,

zu einer langwierigen philologischen Arbeit baare Unterstützungen, durch die ihre Ausführung möglich wurde.

Auch in der Anwendung der Gegenstände seiner wissenschaftlichen Neigungen zeigte sich der Character des Geizes nicht. Während er selbst zu seinem Privatgebrauche eine Bibliothek sammelte, die sich ohngefähr auf 20000 Bände beläuft, und mit den kostbarsten Werken ausgestattet ist, schenkte er doch der öffentlichen Bibliothek eine Menge von theuer erkauften Handschriften und alten Drucken, und unterstützte sie in außerordentlichen Fällen aus seinen eignen Mitteln. Ihr Gebrauch war unbeschränkt. Seine freygebige Bereicherung des Münz-Cabinets, für dessen zweyten Stifter er gehalten werden muß, ist in Dörings Rede angedeutet; ausführlicheres gibt Schlichtegrolls Historia Numothecae Gothanae. Gothae 1799. 8. Aber noch nach der Erscheinung dieser Schrift wurden durch die Vermittelung ihres um das Münz-Cabinet unsterblich verdienten Verfassers noch mehrere höchst wichtige Ankaufe gemacht.

Wir müssen noch Einmal bemerken, daß der Herzog alle diese Geschenke, so wie seine anderen

Sammlungen, Anlagen und Bauten, aus seinen eigenen Mitteln bestritt, und dadurch ein Beyspiel gab, wie Vieles bey beschränkten Einkünften durch eine gewissenhafte und geordnete Haushaltung zu bewirken möglich ist.

Sammeln von Reichthümern, Anhäufen nutzloser Schätze, Zusammenraffen der Mittel — das Alles lag fern von ihm *).

Wir können uns nicht enthalten, hier noch eine Stelle aus Thümmels Beyträgen anzuführen.

---

*) Von Joseph II. rühmt Dohm (Denkwürd. 2 Th. 304.) ähnliches: „Höchst sparsam mit dem Vermögen des Staates, übte er die edelste Freygebigkeit mit seinem Privatvermögen, und mit großem Unrecht hat man diesen Monarchen des Geizes beschuldigt.“ Und nachdem er einige Beyspiele von seiner Handlungsweise angeführt, setzt er hinzu: „Ein Regent, der so handelt, kann nie in Verdacht des Geizes kommen, wenn gleich er in einzelnen Fällen sich nicht so freygebig bewiesen haben mag, wie ein Bedürftiger mit mehrerm oder minderm Rechte es erwartete. Freygebigkeit und Sparsamkeit eines Regenten sind von ganz anderer Art, als die des Privatmannes. Letztrer kann sich selten in die Lage des erstern zureichend hineindenken, um ihn richtig zu würdigen.“

„Mit edelm Unwillen, schreibt er S. 99. widerstand er jedem Antrage einer Vergrößerung, die man ihm theils mit glänzenden Aussichten, theils mit der sophistischen Drohung, daß wer sich nicht selbst vergrößere, leicht zur Vergrößerung Anderer dienen könne, anbot. Voici, schrieb er, comme je pense sur l'article des sécularisations et du dépouillement des voisins. Rien au monde — quelqu' impolitique que cela puisse paraître — ne pourra m'engager à faire un pas quelconque pour mon agrandissement aux dépens d'autrui. Mon principe est, et je m'y tiendrai coute qui coute, de ne rien prendre du bien d'autrui, en arrive qui voudra: mais d'un autre coté je crierai et crierai comme un energumène, si l'on prétend me faire céder quelque chose que ce soit qui m'appartient de droit. Je suis suffisament riche et puissant rélativement à mon ambition, et ne désire pas posseder un pouce de terrain de plus. Quant à moi, je me réfuse donc décidément aux propositions de Mr. ..... et n'en entendrai jamais parler qu'avec indignation etc.

* * *

Noch einige Worte zu dem, was Döring über die Besuche des Herzogs in den Sammlungen seiner Residenz eben so wahr als schön gesagt hat.

Nicht leicht verging ein Tag, wo er nicht seine Privat-Bibliothek besuchte; die öffentliche beehrte er auch oft mit seiner Gegenwart, und so lange Geißler lebte, den er von der Schul-Pforte als Director der öffentlichen Bibliothek zu sich berufen hatte, fast täglich. Die langwierige Bekanntschaft mit diesem wackern Gelehrten, die mannichfaltigen Kenntnisse, die er bey ihm fand, vorzüglich aber die Ueberzeugung, die er von seiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe hatte, zogen den Herzog zu ihm hin. Wenn er dann vertraulich bey ihm saß, und, keine Störung von andern Besuchen befürchtend, recht froh und heiter wurde, ließ er wohl zwey Pfeifen mit dem besten Knaster bringen, und rauchte sie unter zutraulichem Gespräche mit dem bejahrten Rector aus, bis ihm zur bestimmten Stunde andre Geschäfte riefen.

Fremde Gelehrte nahm er am liebsten auf der Bibliothek an, und schwerlich ist Einer unbefriedigt von ihm gegangen. Es war in seinem Benehmen eine natürliche würdevolle Höflichkeit, die mit seiner Ge-

3*

stalt zusammenstimmte*), und dem, was er sagte, eine eigenthümliche Anmuth gab. Sein Ausdruck war leicht und gewählt, ohne gesucht zu seyn; seine Unterhaltung den Beschäftigungen derer angemessen, mit denen er sprach. Oft konnte der Inhalt seines Gesprächs den Fürsten vergessen machen.

Ein französischer Ausgewanderter, ein bejahrter Mann, der sich oft mit dem Herzoge auf der Bibliothek über Litteratur und wissenschaftliche Gegenstände unterhalten hatte, sagte einstmals beym Abschiede zu ihm: Que Son Altesse me permette de lui témoigner l'admiration que m'inspire l'étendue de ses connaissances. Si nos Seigneurs vous avaient ressemblé, Monseigneur, Boileau n'aurait pas eu lieu de dire que l'Academie en les recevant parmi ses membres, s'encanaillait avec ces Ducs et Pairs.

---

*) Quod si habitum quoque ejus posteri noscere velint, decentior quam sublimior fuit. Nihil metus in vultu; gratia oris supererat. Bonum virum facile crederes, magnum libenter. Tacit. V. Agric. c. 44.

2.

Ut corpora lente augescunt, cito exſtinguuntur, sic ingenia ſtudiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Tacit. Vit. Agric. c. 3. Der Herzog erkannte und fühlte, daß ein Volk durch nichts zuverläſſiger herabgewürdigt wird, als wenn es genöthigt iſt, ſeine Sicherheit im Schweigen zu ſuchen; daß der erzwungene Beyfall im Herzen wie Haß tönt; und daß der höchſten Macht nur die Zuſtimmung derer würdig iſt, die auch den Muth zu widerſprechen haben.

Er erkannte und ſchätzte den Werth der Oeffentlichkeit in der Beurtheilung öffentlicher Charaktere (public characters) und ihrer Handlungen.

Ein alter Schriftſteller (Isocrates ad Nicocl. 1. p. 12.) ſagt der Wahrheit gemäß: „Während Vieles zur Erziehung des Privatmannes beyträgt, und ihn gegen Erſchlaffung bewahrt, erſtlich, der tägliche Kampf gegen das Bedürfniß, dann die Geſetze, die Freymüthigkeit der Freunde, die ihn tadeln dürfen, und die Aufmerkſamkeit der Feinde, die ſeine Fehler belauern; ſo findet ſich bey den Fürſten von allen dem nichts, und die, welche der meiſten Erziehung bedür-

fen, bleiben, wenn sie Einmal die Herrschaft angetreten haben, ganz ohne Warnung. Die meisten Menschen, von denen sie lernen könnten, kommen in keine Berührung mit ihnen, und die, mit denen sie umgehn, suchen ihre Gunst."

3.

So sehr dem Herzoge die Französische Revolution in ihrer Entwickelung zuwider seyn mußte, so war er doch den freyen Formen der Staaten keineswegs abgeneigt. Von der Englischen Verfassung sprach er mit Achtung. Die Schweiz hätte er nicht anders gewünscht, als sie ihm in der bunten Mannichfaltigkeit ihrer Staats-Formen erschienen war; auch das republicanische Holland war ihm auf seinen Reisen lieb geworden. Oft haben wir ihn mit ausgezeichneter Vorliebe von dem Volke sprechen hören, das Alles aus sich selbst geworden, seinen Boden dem Meere abgewonnen, große Städte in Morästen gegründet, den Herrscher zweyer Welten besiegt, den Handel an seine Häfen gefesselt, und seinen Flaggen in allen Meeren Ehrfurcht erzwungen hatte. Er sah es noch in seiner Kraft (in den Jahren 1767 — 1769. Vergl.

Thümmels Beyträge S. 75.); und das rege Leben des arbeitsamen Volkes, seine Besonnenheit und Ordnungsliebe hatte einen tiefen und dauernden Eindruck bey ihm zurückgelassen.

Wenn der Herzog, wie wir nach seinen Aeusserungen überzeugt sind, die Gewalt und Rechtmäßigkeit der Ansprüche des demokratischen Princips erkannte, das nur durch ein bereitwilliges Aufnehmen an die ihm gebührende Stelle unschädlich und heilsam werden kann, so entsetzte er sich doch mit Recht vor der Gewaltthätigkeit, mit der es sich in jener verhängnißvollen Zeit zu begründen und ausschließend geltend zu machen strebte. Es gab eine Zeit, wo er die allgemeine Verbreitung dieses Dämons über Europa fürchtete. Dann richtete er seine Gedanken auf die vereinigten Staaten von Amerika, als auf die Freystatt, wo er, als ein freyer Bürger, unter dem Gesetze der Gleichheit, sich selbst und den Wissenschaften zu leben wünschte.

Und dieser Gedanke war nicht bloß ein vorübergehender Einfall; er war tief in seinem Herzen gewurzelt, und wurde Jahre lang von ihm genährt. Durch ihn wurde ihm Alles wichtig, was auf jenes Land Be=

ziehung hatte. Seine Hand-Bibliothek ist mit dem Besten darüber ausgestattet *); ja, sie enthält eine Auswahl von Büchern, die er zu seinen Begleitern in dieses Asyl erkohren hatte. Diese Amerikanische Bibliothek, wie er es nannte, ursprünglich von der übrigen abgesondert und durch einen eigenthümlichen dauerhaften Einband ausgezeichnet, kann auch künftigen Zeiten noch das Andenken an jenen Gedanken des verewigten Fürsten vergegenwärtigen. Die Auswahl der Bücher ehrt seinen Geschmack. Daß auch die Werke des Genfer Philosophen, Raynals Geschichte der beyden Indien und ähnliche darunter sind, ist in unsrer Zeit der Bemerkung nicht unwerth. Voltaires Werke schmücken die Privat-Bibliothek des Herzogs in mannichfaltigen Ausgaben. Zur Wanderung über das Meer aber scheinen sie nicht bestimmt gewesen zu seyn.

4.

Die Ursache hievon war, weil der Herzog, in dem Gefühle seiner eignen Rechtlichkeit, auch dem

---

*) Crevecoeur Voyage dans la haute Pensylvanie, war eines der letzten Bücher, die er las.

Charakter der Nation vertraute, und den Verleumdungen des anti-demokratischen Fanatismus keinen Glauben gab. Wahr und schön sagt von Klinger (Werke XI. B. S. 14.) indem er von der Deutschen Sinn für Recht spricht: „Haben Deutschlands Völ-
„ker diesen Sinn für Recht nicht in den gefährlich-
„sten Zeiten aufs kräftigste bewiesen? Ihren Für-
„sten, ...
„. . . . . *)
„so bewiesen, daß man kein Dorf auf dem deutschen
„Boden zu nennen weiß, das seine Bürgerpflichten
„verletzt hätte. Ich hoffe, Deutschlands Fürsten wer-
„den es erkennen; werden erkennen, daß, wenn die
„Weltgeschichte kein Ereigniß aufgezeichnet hat, das
„der französischen Revolution gleicht, sie auch kein
„Volk nennt, das bey solchem Unglück, in solcher
„Noth und solchen Versuchungen, es so mit Recht
„und Pflicht und seinen Fürsten gehalten hat. Und
„da ich aus vielen moralischen Ursachen stolz bin, ein
„Deutscher zu seyn, so bin ich es aus dieser vorzüg-
„lich."

---

*) Censurlücke.

So schrieb Klinger im Jahr 1801. Wie würde er erst zwölf und dreyzehn Jahre später geschrieben haben, wo die Nation für ihre Fürsten aufstand, und mit ihrem Blute die Acte des Rheinbundes und den Frieden von Tilsit auslöschte!

Derselbe Mann schreibt an einer andern Stelle: „Wenn Deutschlands Fürsten je vergessen können, daß Deutschlands Völker, die in diesem langen, gefährlichen und schrecklichen Krieg das meiste gelitten — und am ärgsten gelitten haben, weil sie ganz unschuldig daran waren — doch trotz allen dem, und trotz allen Versuchungen, an denen es nicht fehlte, gleichwohl ihnen und ihren Gebräuchen treu verblieben sind, so sind sie — ich wage es zu sagen, und sollten sie mir es auch noch so übel deuten — nicht werth, Fürsten solcher Völker zu seyn. Wäre nach diesem Krieg ein Denkmal zu errichten, so müßte es ein Denkmal der deutschen Volkstreue seyn, von deutschen Fürsten mit dieser Inschrift: dem deutschen Volk errichtet und geweiht."

5.

Durch die französische Revolution, die sich nicht begnügte, eine unvermeidliche, in der Natur der Din-

ge gegründete Erscheinung zu seyn, sondern auch mit allen ihren Greueln eine Tochter der Philosophie zu heißen begehrte, ist die Philosophie in übeln Ruf gebracht worden. Napoleon verspottete sie als Ideologie, und seit der Rückkehr der alten Dynastie erschallt die Rednerbühne und die Kanzel von Angriffen auf die Wissenschaft der Wissenschaften, als einer Feindin der Religion, der monarchischen Verfassung, und der Ordnung überhaupt. Diese Angriffe sind nicht neu; aber schwerlich sind sie in irgend einer Zeit mit so viel Haß und so bitterer Galle getränkt gewesen.

In einem Briefe an Jacob Colonna sagt Petrarca, nachdem er von der Würdigkeit der alten Philosophen und Dichter gesprochen (Epistol. Famil. II. 9. p. 601.): „Du kennst den H. Augustinus. Weit entfernt sich seines vertrauten Umganges mit den Heiden zu schämen, gesteht er vielmehr ganz offenherzig, daß er einen großen Theil unsers Glaubens in den Schriften der Platoniker gefunden, und durch das Buch des Cicero, welches Hortensius betitelt ist, auf eine wunderbare Weise von allen täuschenden Hofnungen, und dem eiteln Hader uneiniger Secten

entfernt, und dem Streben nach Wahrheit allein zugewendet, ja, durch das Lesen dieses Buches so entflammt worden sey, daß er, mit veränderten Gefühlen und Verachtung der Lüste, einen höhern Flug zu nehmen begonnen habe." Nach diesen Worten ruft er aus: O virum magnifice humilem, et humiliter excelsum, non qui alienis plumis ornatus, auctoribus his insultet, sed qui jam christianae religionis fluitantem puppim inter haereticorum scopulos agens, praesentisque magnitudinis sine arrogantia sibi conscius, veritatem primordiorum suorum et adolescentiae rudimenta commemoret, et doctor tantus ecclesiae non erubescat ducatum Arpinatis hominis, licet alio tendentis! Cur autem erubesceret? Nemo dux spernendus est, qui viam salutis ostendit. Quid ergo studio veritatis abesse potest vel Plato vel Cicero?

Dem gelehrten und frommen Klemens von Alexandrien schien die Philosophie eines der wichtigsten Geschäfte eines guten Christen. Deshalb verlangt er selbst von den Frauen (Strom. IV. p. 499. A.), daß sie nicht weniger philosophiren sollen als die Männer; auch die Sclaven sollen sich, so wenig als

die Freyen, durch keine Strafe davon abhalten lassen (p. 500. C.). Und damit niemand glaube, daß er durch ein Wort von mannichfaltiger Bedeutung getäuscht werde, beruft sich derselbe Kirchenlehrer (p. 501. C.) auf einen Ausspruch des Epikurus — des Epikurus sagen wir; ein verschrieener Nahme, und doch als Zeuge der Wahrheit von einem christlichen Lehrer geachtet! — welcher in einem Briefe an Menökeus schön und wahr geschrieben habe: „Weder der Jüngling schiebe es auf zu philosophiren, noch ermüde der Greis es zu thun. Denn Niemand ist für die Gesundheit der Seele zu unreif, oder überreif. Wer aber sagt, es sey zum philosophiren noch nicht Zeit, oder die Zeit dazu sey vorüber, der sagt nichts anders, als die Zeit zur Glückseligkeit (Eudämonie) sey noch nicht gekommen, oder es sey damit zu spät. Daher thut es dem Jünglinge, wie dem Greise Noth, daß er philosophire; diesem, um auch im Alter noch jung zu bleiben zum Guten; jenem, um zugleich alt und jung zu seyn." — Noch deutlicher spricht Klemens seine Meynung in folgenden Worten aus (Stromat. I. p. 288. A. B.): „Philosophie nenne ich nicht die Platonische oder Stoische, oder die Epikuri-

sche und Aristotelische, sondern Alles und Jedes, was in jeder dieser Secten gut und schön zur Belehrung in der Gerechtigkeit mit frommem Wissen gelehrt wird; diese ganze Auswahl (τοῦτο σύμπαν τὸ ἐκλεκτικὸν) nenne ich Philosophie." Und in folgenden (Stromat. I. p. 282. C.): „Vor der Erscheinung des Herrn war den Hellenen die Philosophie nothwendig zur Gerechtigkeit; jetzt ist sie nützlich zur Gottseligkeit, indem sie denen, welche nach dem Glauben durch Beweisgründe trachten, zu einer Vorschule dient. Du kannst nie irren, wenn du das Schöne und Wahre der göttlichen Vorsehung beylegst, mag es hellenisch oder christlich seyn. Denn Gott ist der Urheber alles Schönen und Wahren. — Die Philosophie aber leitete die Hellenen, so wie das Gesetz die Hebräer, zu Christo hin."

Auch zu Klemens Zeiten gab es Leute, welche die Philosophie als ein Werk des Satans verunglimpften (Stromat. I. p. 309. C.), und die Verschiedenheit der Meinungen ihrer Häupter als ein Zeichen jenes Ursprunges geltend machten; eine Art zu argumentiren, die sich auch gegen das Christenthum kehrt (Jusin. Mart. Apolog. I. c. 35. p. 53. Her-

miae Irris. gentil. Phil.), und Andre Kleinmüthige, die sich vor ihr, wie die Kinder vor einer Maske fürchteten, und sie, um nicht verführt zu werden, flohen (Strom. VI. p. 655. A.). Diese, welche Paulus Warnung (Coloss. 2.) für sich anführten, belehrt Klemens (Strom. I. p. 295. C.) mit wohlbegründeten Bemerkungen, indem er, nach seiner eignen Ansicht, die Philosophie als ein Bollwerk und Hort des christlichen Glaubens preißt.

In den beyden ersten Jahrhunderten stand die Philosophie unter den Christen in großem Ansehn, und selbst Vorsteher der Kirche behielten die Kleidung der Philosophen bey (J. Justin. Martyr. Dial. c. Tryph. init.). Aber dieses Ansehn drohte der neuen Lehre Gefahr. Um es zu stürzen, bemühten sich die einen darzuthun, das Christenthum enthalte eine Philosophie, die weit älter sey, als die älteste der Heiden; die andern, das Leben der Philosophen werde von der Erhabenheit der christlichen Lehre weit überboten (Athenag. Legat. pro Christ. c. XI. p. 41. ff. ed. Dechair.); was doch wohl auch von dem Leben vieler Anhänger der christlichen Lehre gelten mochte. Daß aber auch die Unwissenheit bald ihre Freunde und

Lobredner in einer Kirche fand, die ursprünglich für den ärmsten und gedrücktesten Theil der Menschheit errichtet schien, und daß diese mit Heftigkeit gegen die Philosophie stritten, welche die einfache Lehre des Glaubens durch die Anwendung ihrer Dialectik unsicher machten, ist der Natur der Sache so angemessen, daß man sich nur wundern müßte, wenn es nicht geschehen wäre. Wenn der Mensch einmal den sichern Boden der Erfahrung verläßt, um sich in dem Gebiete des Uebersinnlichen anzusiedeln, so gibt es keinen Abweg, auf den er sich nicht, bey den besten Absichten und mit den frömmsten Gesinnungen, verirren könnte.

* * *

Aber nicht die Philosophie allein, sondern jede Wissenschaft ist in unsern Tagen den feindseligen Angriffen einer Parthey Preiß gegeben, die sich im Dunkeln wohl befand. Ein Geistlicher, welcher jetzt eben damit umgeht, die deutschen Universitäten als die Mittelpunkte einer Verschwörung gegen Christenthum, Monarchie und Eigenthum darzustellen, schrieb (Schaden Josephs S. 63.) im vorigen Jahr, Gott habe die Menschen aufrichtig geschaffen, aber durch Künste

und Wissenschaften wären sie verdorben worden. Und um dieselbe Zeit wurde in einer großen Hauptstadt in einer der besuchtesten Kirchen gepredigt, daß die Wissenschaften zu nichts dienten als die Geister zu verwirren; daß sie die Quelle aller politischen und religiösen Verbrechen wären, und daß alle neue Gelehrten, welche die unermeßlichen Räume des gestirnten Himmels durchliefen, und sich für die Meister der Natur hielten, in Sachen der Religion große Idioten wären. (Zach Corresp. Astronomique. 1820. Octbr. S. 332.)

Das Evangelium der Unwissenheit hat zu allen Zeiten Proselyten gemacht, und viele bekennen sich dazu, ohne zu wissen, wie eng es mit dem Heile ihrer Seele zusammenhängt; so wie viele ihr Leben den Wissenschaften aufopfern, ohne zu ahnden, daß sie das Werk der Hölle treiben. Ein Lehrer der Kirche, welcher das sündhafte Wesen der Welt in allen ihren Theilen nicht ohne Beredsamkeit und sophistische Kunst an's Licht gezogen hat, ob er gleich die Beredsamkeit für eine Feindin der Vernunft und Religion erklärt, der Pater Sénault (L'homme criminel. ou la corruption de la nàture par le peché. à Amsterdam.

1665.), behauptet ohne Anstand (S. 251.), daß die Wissenschaft, die die eigenthümlichste Leidenschaft der Menschen sey, im Paradiese von dem Satan zu Ansehn gebracht worden, und daß dieser die Begierde nach ihr durch die ihr ertheilten Lobsprüche in dem Herzen des ersten Menschen entzündet habe. „Seine Kinder, fährt er fort, ahmten ihm in seiner Verirrung nach, und widmeten ihren Fleiß der Eroberung jenes reichen Vließes. Die größten Ehrenbezeugungen wurden den gelehrtesten Männern erwiesen, und wenn die, welche ihr Vaterland von dem Uebermuthe der Tyrannen befreyten, für Helden galten, so erhielten die Erfinder der Künste, die, welche die Völker gegen Unwissenheit und Noth schützten, Altäre und Tempel; so daß also der Teufel das Versprechen gelößt hat, das er dem ersten Menschen gegeben, da er ihn überredete, daß er durch die Wissenschaft zum Gotte werden würde."

„Die Wissenschaft, heißt es weiter hin (S. 259.), ist die Feindin der Tugend, und bekriegt sie unter dem Scheine sie zu vertheidigen. Die Römische Republik ist nie blühender gewesen, als in ihren ersten Jahr-

hunderten, wo sie sich begnügte ihre Götter *) anzubeten. — — Sie verlohr ihre Redlichkeit, als sie ihre Kenntnisse erweitern wollte, und als die Römer anfingen, über die Tugend zu philosophiren, hörten sie auf sie zu üben. — — Die Erfahrung lehrt uns, daß die Wissenschaft den Muth erschlafft; daß sie den Geist schwächt, indem sie ihn verfeinert, und daß wir über der Kunst gut zu sprechen die Kunst gut zu handeln verlernen. Die Türken verdanken ihren Muth nur ihrer Unwissenheit **); und wenn sich unter den Barbaren noch einige Unschuld erhalten hat, so rührt dieß nur daher, daß die Wissenschaft ihre Bosheit noch nicht zu ihnen gebracht hat." —

Als gegen das Ende des dritten Jahrhunderts ein gewisser Artemon oder Artemas ketzerische Meinungen über die Person Christi verbreitete, wurde seinen Anhängern von den Rechtgläubigen hauptsächlich

---

*) Aber diese Götter waren ja Dämonen, und Brüder des Vaters der Wissenschaft d. h. der Lüge! Und doch machten sie ihre unwissenden Verehrer blühend und glücklich!

**) Und warum gab der Satan nicht auch den Türken das verderbliche Geschenk der Wissenschaft? Warum erhielt er ihnen diese beglückende, die Tugend bewahrende Unwissenheit?

ihre Liebe zu den Wissenschaften zur Last gelegt. Ueber dem Studium der Meßkunst, hieß es (Euseb. Hist. Eccl. V. 28.), verabsäumten sie die Wissenschaft der Kirche, und verlöhren den Himmel aus den Augen, während sie die Erde mäßen. Immer haben Sie den Euklides in den Händen; Aristoteles und Theophrastus werden hoch von ihnen verehrt, und sie beweisen den Werken Galens eine ungemeine Achtung. Ihre Irrthümer entspringen aus dem Mißbrauche, den sie von den Wissenschaften und Künsten der Ungläubigen machen, und sie entstellen die Einfachheit des Evangeliums durch die Subtilitäten der menschlichen Vernunft."

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution sind die Declamationen gegen die Wissenschaften einer der gewöhnlichsten Topiks ihrer Gegner, und die Stimme dieser Misologen, für die Rousseaus Paradoxon die Evidenz einer unumstößlichen Wahrheit gewonnen hat, ist seit der Restauration immer lauter und dreister geworden. Sie glauben sich ein Verdienst um die Religion zu machen, wenn sie gegen die Philosophie, und um den Glauben, wenn sie gegen das Wissen eifern. Ihrer Beredsamkeit kömmt der

leere Hochmuth und die schlaffe Bequemlichkeit bereitwillig entgegen; der Unwissenheit wird hierbey kein Opfer zugemuthet; und die Demüthigung des gelehrten Stolzes, der dem Stolze andrer Art oft so schroff entgegentritt, ist ein Genuß, den, bey einem so guten Scheine, niemand leicht verschmähen mag.

Kein Wahn ist den Regierungen verderblicher, als die Unwissenheit für ein Unterpfand des Gehorsams, und für ein Bollwerk gegen die Anarchie zu halten. Wenn wir die Blätter der Geschichte aufschlagen, so sehen wir sogleich das herangewachsene Menschengeschlecht, fern von Wissenschaft und Bildung, aber in einem Zustande furchtbarer Verwilderung. „Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen, und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Da aber der Herr sah, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar; da reute es ihm, daß er die Menschen gemacht hatte, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen und sprach: Ich will die

Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde u. s. w."

Wenn in dieser schlimmen Zeit die Menschen den Zorn des Himmels bis zur Vertilgung reitzten, wer trug die Schuld? Waren es die Gelehrten und Philosophen? Die Schrift schweigt von ihnen. Aber sie nennt Tyrannen und Gewaltige, die Kinder der Willkühr, die ihre Willkühr misbrauchten zu böser That. Und wenn es ja einen Gelehrten in jener unseligen Zeit gegeben hat, so war es doch gewiß der Eine, den Gott ausnahm von dem Fluche der Vertilgung; der, „mit dem Gott einen Bund aufrichtete, weil er ihn gerecht erfunden hatte;" der Mann, der allein ein Schiff zu erbauen verstand, das ihn mit den Seinigen rettete!

Und die Einwohner von Sodom und Gomorra, wurden sie durch Feuer vom Himmel verzehrt, weil sie Gelehrte und Philosophen waren? Und die Rotte Koreh, Dathan und Abirom, welche die Erde verschlang, waren sie nicht die Gegner des Mannes, der aller ägyptischen Weisheit und Wissenschaft kundig war? also selbst gewiß eher Idioten als Gelehrte?

Und wenn wir Jahrhunderte überspringen, wer möchte sagen, daß der Herulische Feldherr, der den letzten legitimen Kaiser des Abendreichs vom Throne stieß, um sich darauf zu schwingen, sein frevelhaftes Beginnen in den Schulen einer aberwitzigen Philosophie gelernt habe? oder Pipin? oder Hugo Capet? oder Richard der Dritte?

Und das was Frankreichs alten Thron stürzte, war es das Licht der Wissenschaften? War es nicht die schlechte Wirthschaft des Hofes und der Günstlinge, der Ehrgeiz Ludwig des XIV, die Sittenlosigkeit seines Nachfolgers, die Schlaffheit, die auf dem Throne und auf den Stufen des Thrones schlummerte, das hartnäckige Beharren endlich bey dem, was die Weisheit aufzugeben gebot? Oder um etwas weiter hinaufzugehn, war die Empörung der Guisen, war der Aufruhr der Condés gegen ihren rechtmäßigen König, war die Ermordung Heinrich des Dritten und des Vierten das Werk der Philosophie? Und was . . . .

. . . .

6.

Der Frhr. v. Thümmel sagt in der oben angeführten reichhaltigen Schrift (S. 70.): „Nicht nur der gerechteste Fürst, auch der ehrlichste Mann war er, und blieb es bis an sein Ende.“ Sein Thun und Lassen war auch in dieser Rücksicht nach der Lehre eines alten Weisen eingerichtet, welcher sagt: Zeige, daß du die Wahrheit über Alles achtest, damit deine Worte mehr Glauben finden, als die Eide andrer.“ (Isocrates). — Der Heucheley war er feind. Gegen Menschen, von denen er Schlechtes wußte, verbarg er seine Verachtung nicht. In Verkehr mit ihnen, wurde sein Ton, der sonst so mild war, streng und trocken; und da dadurch sein eigenes Gefühl verwundet wurde, mied er solche Menschen gern. Auch sie entzogen sich seinen Blicken und rächten sich durch Haß. Gegen solche hingegen, die er als redliche Diener, rechtschaffne Hausväter und emsige Arbeiter kannte, war er, wenn sie auch sonst seiner Weise nicht zusagten, freundlich und mild. Es ist nicht nöthig zu bemerken, daß, wenn das Beyspiel eines Fürsten überhaupt auf die Sitten wirkt, dieses am besten und sichersten dadurch geschieht, wenn das Volk weiß,

daß er Tugend und Tüchtigkeit, wenn sie auch ohne Firniß erscheint, ehrt und achtet, und daß er das Laster in jeder Gestalt und an jeder Stelle verabscheut.

Das reine Gemüth des jungen Fürsten und seine ungeschminkte Güte — eine in der großen Welt so ungewöhnliche Erscheinung — war es, die, während seines Aufenthaltes in Paris, Diderot veranlaßte zu ihm zu sagen: Jeune homme, vous n'êtes pas fait pour ce monde et vos moeurs ne sont pas celles de Paris. Ne restez pas trop long-tems chez-nous. On pourrait vous gâter. — Die Welt hat ihn nicht verdorben, aber sie hat ihm nach ihrer Weise gelohnt, durch Täuschungen und Wunden aller Art. Früh setzte sich in seinem Herzen jene edle und rührende Misanthropie fest, die nur in einem tiefen Gemüthe voll Liebe Wurzel schlagen kann; nicht die einzelnen Menschen, aber das ganze Menschenwesen trifft, und aus dem verworrenen Treiben in die Einsamkeit führt. Edle Fürsten von zartem Gefühl werden, wenn das Glück ihre nächsten Verhältnisse nicht ausnehmend begünstigt, dieser Misanthropie kaum entgehen können. Dem Privatmanne kann dieß leichter gelingen.

7.

Der geistreiche F. M. von Klinger, selbst ein Dichter, nachdem er den Fürsten Friedrich des Zweyten Schriften zum Lesen und Wiederlesen empfohlen, schreibt (Werke XI. Band p. 57.) folgendermaaßen: „Fragte man mich, ob Fürsten auch Dichter lesen sollten, so antwortete ich, Nein! weil kein Amt weniger das Idealisiren verträgt, als das ihrige, und weil kein Sterblicher schneller und ernsthafter aus schönen Dichterträumen über Welt und Menschen aufgeweckt wird als die Fürsten. Die Männer, mit welchen und durch welche sie wirken, stellen ihnen Ideale, aus ganz anderm Stoffe gebildet, vor Augen, als die dichterischen es sind. Vielleicht wendet man mir ein: Gleichwohl war Friedrich der Zweyte auch Dichter. — Ja, er machte Verse, und das eben so, wie andre Fürsten auf die Jagd gehn, um das Regieren einen Augenblick zu vergessen. Gleichwohl zeigte er es auch in seinen Versen, daß er das Regieren dabey nicht ganz vergaß, ... ; denn auch sie sind voll weiser Lehren und gesalzenen Spottes über die, die das Regieren so gern vergessen.“ —

Es ist ganz gewiß, daß ein Fürst, der sich mit

der Phantasmorasie einer bloß poetischen Welt ernstlich beschäftigen wollte, seine hohen und ernsten Pflichten leicht für zu unbedeutend halten dürfte, um seine Kräfte an ihre Erfüllung zu setzen. Auf dem Farbensteine der Poesie wird ihm die wirkliche Welt zerrinnen, und wenn diese doch bey unvermeidlichen Geschäften ihr Recht behaupten will, wird sie in dem verweichlichten Gemüthe nur Ekel und Widerwillen wekken. — Die Puristen der franz. Sprache haben über die Poesie Friedrichs des Zweyten die Achseln gezuckt. Immerhin mag sie eine Schwachheit gewesen seyn; nie aber hat sie der Pflicht und den Geschäften einen Augenblick entzogen. Nie ist sie dem großen Könige etwas anders gewesen, als ein edler Zeitvertreib, und, wie seine ganze Schriftstellerey, eine Aufmunterung zu seinem hohen Beruf. Gewinnt auch bey dieser Unterordnung die Poesie nicht als Kunst, so gewinnt doch der Fürst, der sie auf diese Weise treibt. Und eben in dieser Weise bleibt Friedrich ein wahrhaft deutscher Fürst, ob er schon in französischer Zunge schrieb, und trotz seiner Solöcismen, ein größerer Mann als die, welche aus zierlicher Versmacherey das Geschäft ihres Lebens machen.

Wie dem großen Könige die deutsche Poesie erschienen, ist bekannt genug, und niemand ist jetzt über sein Urtheil empört, der den Aufzug bedenkt, in welchem die Musen zur Zeit seiner Bildung an Höfen zu erscheinen pflegten. Es hat lange gedauert, ehe sie ihre knechtischen Manieren, ihre gemeine Kriecherey und ihren pedantischen Anstand mit einem freyen vertauscht haben; und von den ersten Symptomen dieser Wiedergeburt nahm man keine Kenntniß weder an andern Höfen, noch an dem, welcher Ernst den II. erzog. Auch an diesem bekümmerte man sich nur um das was in Paris und an der Seine galt, und, wenn ja von vaterländischer Poesie die Rede war, so hielt man sich an die Orakelsprüche, welche die Pythia an der Pleiße in dem Neusten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit aussendete. Haller war von dieser geächtet, und auf alle Weise zu schweizerisch und biderb; von Klopfstock gestand die geistreiche Herzogin, daß sie ihn nicht verstehe. Verständlich aber war es dem Hofe gewiß, wenn ein vaterländischer Versmacher, der so von Poesie durchdrungen war, daß er auch die Titel seiner Gelegenheits-Gedichte reimte, Christoph Eusebius Suppius,

der königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Mitglied, den Inselsberg die Herzogin an ihrem Geburtsfeste so anreden ließ:

Und, Gnädigste, wenn ich erwege,
Wie schön, wie wunderschön Sie sind,
So werden Gras und Blumen rege,
Mein Körper fühlet sich entzündt,
Die Eigenschaften zu besingen,
Ist meine Stimme zu gemein,
Denn soll es nach der Wahrheit klingen,
So muß der Ton weit reiner seyn.

— — — —

Hätt' ich nun länger schweigen sollen?
Nein, Herzogin, das glaub' ich nicht!
Schon einmal hab' ich singen wollen
An jenes Tages großem Licht,
Das uns den kleinen Prinzen brachte,
Jedoch der kalte Nordwind bließ,
Und seine rauhe Pfeife machte,
Daß ich es unterwegens ließ.

Solche Verse fanden im Jahr 1749 noch Leser und Liebhaber, und wir haben selbst noch in weit spätern Jahren Staatsbeamten von Range gekannt, die

sich rühmten, ihren Geist nach vollbrachter Arbeit an einem Gedichte vom Suppio zu erheitern. Dergleichen mochte, nebst Benjamin Schmolkens geistlichen Liedern, die erste poetische Kost seyn, die man dem heranwachsenden Prinzen als unschädlich und leicht verdaulich bot. Und daß ihm davon ein ekler Nachgeschmack geblieben war, wen möchte es wundern, oder wer möchte seinen Widerwillen tadeln?

In den Zeiten seines aufblühenden Ruhmes besuchte Wolfgang von Göthe bisweilen den Gothaischen Hof. Der Herzog war ihm geneigt, und sprach auch in spätern Jahren mit Freude von dem Genusse, den ihm das Vorlesen seiner Werke verschafft hatte. Von der Iphigenie von Tauris dieses Trefflichen in ihrer ersten prosaischen Gestalt ist aus dem Nachlasse des Herzoges eine Abschrift in die öffentliche Bibliothek gekommen. Seine Ideen über die Farbenlehre theilte er früh dem Herzoge in ihrer Entstehung mit, und machte die darauf Bezug habenden Versuche mit ihm durch. Auch für seine Ansichten der Botanik weckte er Interesse in ihm.

Dem Sänger des Oberon, welcher Gotha auch bisweilen besuchte und von dem Bruder des regieren-

den Herzogs sehr begünstigt wurde, war der Herzog selbst wenig geneigt. Die geistreiche Behandlung und der Zauber einer schönen Sprache reichte nicht hin, den Widerwillen zu besiegen, den der Inhalt der komischen Erzählungen, des Idris und Amadis, und die materielle, Alles durchdringende Philosophie des Dichters in seinem reinen Herzen erregt hatte. Dieses Gefühl, was sich nicht für ein Kunsturtheil gab, schien Vielen eine große und unverzeihliche Ketzerey. Späterhin hat sich ihm das Urtheil der Welt um Vieles genähert.

8.

Die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur war in der Jugendzeit des Herzogs, selbst auf vielen gelehrten Schulen, so gänzlich vernachlässigt, daß man z. B. auf dem Gothaischen Gymnasium nicht über das neue Testament und einige Sentenzen des Isokrates und Theognis hinausging. Als der Rector Geißler, ein Schüler Ernesti's, im Anfange seiner Amtsverwaltung, um die griechische Sprache allmählig wieder in ihre Rechte einzusetzen, in der obersten Classe den Palaephatus de Incredibi-

libus zu erklären anfing, tadelte ihn einer seiner Vorgesetzten, ein Mitglied des Consistoriums, der für einen gelehrten Mann gehalten seyn wollte, aus dem Grunde, daß der Palaephatus ein viel zu schwerer Autor sey. — Man wird leicht glauben, daß das, was den gelehrten Schulen entbehrlich schien, am Hofe für vollkommen überflüssig galt. Hier war zuverlässig nicht ein Einziger Mann, der diese Sprache aus eigner Kenntniß hätte empfehlen können; und die geistreiche Mutter des Erbprinzen würde geglaubt haben, ihren Sohn zu einem Trissotin, und sich selbst Molieres femmes savantes ähnlich zu machen, wenn sie zum Unterrichte in der griechischen Sprache gerathen hätte. Was man hier bedurfte, das bot der Homer und Plutarch des Dacier'schen Ehepaars zu voller Genüge dar; und man würde sich wahrscheinlich auch um diese nicht bekümmert haben, hätten nicht die Aventures du Télémaque einige Kenntniß Homerischer Fabeln, und die franz. Trauerspiele etwas alte Geschichte gefordert.

In spätern Jahren, nachdem das Studium der griechischen Literatur wieder in seine Rechte eingetreten war, und seinen Einfluß fast auf jede Wissenschaft

zu äußern begann, fühlte der Herzog den Mangel dieser Kenntniß bey vielen Veranlassungen, und er schämte sich nicht noch als Mann in die Schule zu gehen. Er nahm den Professor Kaltwasser zum Lehrer an, einen gründlichen Mann, aber nicht geeignet, einem Fürsten das Lernen der Anfangsgründe einer schweren Sprache durch Methode und geistreiche Behandlung anziehend zu machen. Doch schätzte der Herzog den redlichen und gewissenhaften Lehrer hoch, und erfreute ihn durch kleine Aufmerksamkeiten. Der Unterricht wurde in den ersten Frühstunden, und im Winter noch bey Licht gegeben. Kaltwasser kam oft ganz erfroren von dem langen Wege auf das hochgelegne Schloß bey seinem fürstlichen Schüler an. Seinen Ueberrock hing er im Vorzimmer auf. Eines Morgens findet er diesen nicht mehr, und an seiner Stelle einen bequemen Pelz. Dieser Unterricht wurde übrigens durch eine Reise nach England unterbrochen. Wie groß die Fortschritte des Herzogs gewesen, ist uns unbekannt. Was er für seine Bedürfnisse brauchte, hatte er aufgefaßt.

Unter den römischen Dichtern war er dem Horaz am meisten geneigt, und war mit den Oden desselben

gut bekannt. Die lateinische Sprache zog er in Rücksicht auf Wohllaut und Fülle jeder neuern vor. Der Italienischen war er nicht sehr geneigt, weil sie ihm zu weichlich schien. Englisch las er mit Geläufigkeit. Des Französischen war er kundig, wie seiner Muttersprache.

9.

In dem Gemüthe des Herzogs lag eine Neigung zu dem Geheimnißvollen, die aber mehr als jene eitle Neugierde war, welche die Langeweile eines unbeschäftigten Lebens erzeugt. Ihre Wurzeln waren religiös. Zu allen Zeiten aber war seine Religiosität ernst und würdig, rein evangelisch, aller Gaukeley abgeneigt, und auf das Praktische gerichtet. Seine innigste Ueberzeugung war, daß, wie einer der Alten sagt, „der beste Gottesdienst und das beste Opfer ist, Tugend und Gerechtigkeit üben; und daß durch Gerechtigkeit und Tugend mehr von Gott erlangt werde, als durch abergläubischen Werkdienst." (Isocrat. ad Nicocl. c. 6. p. 16.) Doch war ihm auch der äußere Gottesdienst ehrwürdig. Regelmäßig besuchte er an Sonn- und Festtagen die Kirche; gemeiniglich die des

Schlosses, in welcher sich dann auch seine Familie und der ganze Hof, von den Ministern bis zu den letzten Hofbedienten herab, einfand; oft aber auch die Kirchen der Stadt. Die Gegenwart des Fürsten, seine edle Haltung, die Aufmerksamkeit, die er allen Theilen des Gottesdienstes schenkte, gab den kirchlichen Versammlungen eine Würde, an die sich gewiß noch viele der bejahrtern Einwohner Gothas mit Rührung erinnern.

* * *

„In Religionsangelegenheiten dachte der Herzog höchst tolerant, und suchte besonders die harten Vorschriften im Herzogthum Altenburg gegen die reformirten Glaubensverwandten zu mildern. Er benutzte die landschaftliche Versammlung von 1784 zu Altenburg, um den dasigen Ständen seine Gedanken und Wünsche dieserhalb vorzulegen. Diese bestanden im Wesentlichen darinn, daß die Altenburgischen Stände, nach dem vorangegangenen Beyspiel der Gothaischen Landschaft, die Verbindlichkeit der Religions-Assecuration von 1718 in Beziehung auf die Aufnahme reformirter Glaubensgenossen ihm zurückgeben möchten, so daß ihm freye Hand werde, Refor-

mirten künftig zu erlauben, im Lande sich anzukaufen, welches um so mehr zum Flore des Landes beytragen müsse, wenn wohlhabende Familien und geschickte Fabrikanten aufgenommen würden."

„Seine Vorschläge fanden unerwarteten Widerstand. Und obschon er selbst nach Altenburg kam, und jedem Stande seine gutmüthigen Wünsche vorlegte, so beriefen doch diese sich auf die Religions-Assecuranz-Acte, als ein wichtiges Stück der Constitution, und so scheiterte seine Menschenfreundlichkeit an dem tief eingewurzelten Vorurtheile, das seinen Ursprung dem Fanatismus der ältern Zeit zu danken hatte." — —

„Wenn man sieht, wie jetzt Preußen sogar die kirchliche Vereinigung beider Confessionen mit gänzlicher Zufriedenheit aufgeklärter Theologen zu Stande gebracht hat, welche Grundsätze darüber selbst in Rußland herrschen, und wie in halb Deutschland auf die Herrschaft der höchsten Toleranz hingearbeitet wird, so muß man hoffen, daß auch endlich in unserm kleinen Lande jene harten Anordnungen vernichtet werden."

„Aber hatte nicht früher als das gegenwärtige Zeitalter Herzog Ernst von Gotha jene milden Ansichten schon? — Man kann denken, wie weh seinem

Herzen das Mislingen seiner Absicht muß gethan haben!"

Von Thümmels historische Beyträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg. S. 86 f.

* * *

Wir halten es nicht für unangemessen, an dieser Stelle auch der maurerischen Verbindung des Herzogs Erwähnung zu thun.

Die Freymaurerey hatte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen neuen Aufschwung genommen. Immer mehr hatte sich die Meinung verbreitet, daß sie Geheimnisse bewahre, die dem Profanen unzugänglich, den Eingeweihten veredle und ihn zu höhrer Würde erhebe. Der Geist der deutschen Nation war in jener Zeit mehr als je in der Tiefe bewegt. Die schroffe Abgeschiedenheit der Stände, der harte Gegensatz der verschiedenen Glaubens-Partheyen hatte unter Vielen und unter den Besten den Wunsch erregt, jene Schranken bürgerlicher und religiöser Unduldsamkeit fallen zu sehn. Diesem Wunsche kam die Maurerey freundlich entgegen. Sie bot so vieles, was man damals bedurfte; sie verhieß noch mehr;

und ließ in ihren geheimnißvollen Symbolen nnd ihrer dunkeln Sprache das Höchste ahnden.

Alles dieses zog den Herzog zu dieser Verbindung hin. Nachdem er im Jahr 1774 darein aufgenommen worden war, wurde er in alle ihre Geheimnisse eingeweiht, und zum Großmeister der Landesloge Deutschlands ernannt, die von Zinnendorf zu Berlin errichtet worden war. Bald aber zeigte sich bey dieser Loge ein Streben, sich alle maurerischen Verbindungen in Deutschland zu unterwerfen. Sie verlangte unbedingten Gehorsam in gebieterischem Ton. Hierzu mitzuwirken, oder seine eigene bessere Ueberzeugung einer fremden Autorität aufzuopfern, war der Denkungsart des Herzogs zuwider. Auch als Maurer war er Protestant. Er schrieb zurück: „Ich bin bisher Maurer von ganzem Herzen gewesen, aber es ist keine große Landesloge in der Welt, welche mich, ihr unterthänig zu seyn, zu zwingen vermag." Die eingegangene Verbindung wurde gelößt, und die Ursache der Lossagung ohne Rückenhalt auch den andern Logen, deren Großmeister er war, mitgetheilt.

Wahr und treffend sagt der würdige Verfasser der National-Zeitung über die maurerischen Verbindun-

gen des Herzogs: „Der Gedanke, durch vereinigte Kräfte guter Menschen die moralische Wirksamkeit des Menschen noch über das Gebiet der Fürstenmacht hinaus zu erstrecken — knüpfte ihn an den Freymaurer-Orden. Auch trug gewiß die ihm eigne Liebe zur Treue im Worthalten und zur Verschwiegenheit bey anvertrauten Geheimnissen dazu bey, daß er eine Gesellschaft liebte und schätzte, die sich beydes zur Pflicht macht."

* * *

Ohnstreitig haben dieselben Ursachen, die den Herzog mit der Maurerey befreundeten, auch seine Verbindung mit den Illuminaten bewirkt, denen er unter dem Ordensnahmen Timoleon beytrat. Auch mochte er in diesem Verein, der sich, wie alle revolutionären Verbindungen unsrer Zeit in einem rein-katholischen, mit Mönchthum durch und durch erfüllten Lande gebildet hatte, wichtigere, vielleicht aus grauer Zeit bewahrte Aufschlüsse über die Räthsel der Welt erwarten, als ihm die Archive und Symbole der Maurerey hatten geben können. Diese Hoffnungen wurden getäuscht, und man weiß jetzt besser als damals, daß sie nicht erfüllt werden können, und weß-

halb. Als aber die politischen Absichten des Ordens an den Tag kamen, als man sah, daß sein Zweck eigentlich nur auf das Land seiner Entstehung berechnet gewesen, in andern Theilen von Deutschland und Europa aber keine Anwendung leide, da legte doch der Herzog weder die unabsichtliche Täuschung noch die Verirrungen einzelner Mitglieder des Ordens seinem Stifter zur Last, sondern nahm den Verfolgten, in seiner Heimath Geächteten, gastfreundlich bey sich auf. Die damalige Verfassung des deutschen Vaterlandes verstattete einem Reichsfürsten, in solchen Fällen seiner eigenen Einsicht und großmüthigen Gesinnung zu folgen; und während auswärts — als nur noch der Nahme des Illuminatismus übrig war — dieser Nahme auf das grausamste zerfleischt, und die Mitglieder des erloschenen Ordens von den Hofmanns, den Barruels und ähnlichen Gesellen mit Verleumdungen bedeckt wurden, wohnte das Haupt der Illuminaten an dem Fuße des Friedensteins, geachtet von seinen Freunden, von dem Bruder und der Gemahlin des Herzogs ausgezeichnet, von dem Herzoge nicht gemieden. Noch jetzt lebt er hier in stiller würdevoller Muße den Wissenschaften, und er freut sich in der Ferne des

Aufschwunges, den sein Vaterland unter Max Josephs glorreicher Regierung genommen hat, und der erleuchteten Freyheit, die zu schaffen der erste Zweck seines Ordens war. Man hat behauptet, daß die Erscheinung des Illuminatismus durch den unseligen Zustand, in welchen Baiern durch eine schlaffe und würdelose Regierung gesetzt worden war, nothwendig bedingt gewesen sey. Wir wollen hierüber nicht urtheilen. Aber so viel scheint uns gewiß, daß in dem heutigen Baiern das Aufkommen eines Illuminaten-Ordens und jedes andern politischen Bundes undenkbar wäre, und daß, wenn je eine so thörichte Gaukeley über Nacht aufkeimen sollte, sie auch ohne Wirkung und Gefahr über Nacht dahin schwinden würde. Die sicherste Maasregel gegen geheime Verbindungen ist eine weise im Lichte wandelnde Gesetzgebung, eine gerechte, die Freyheit der Gewissen mit Aufrichtigkeit schützende Regierung. Das Licht des Tages und der Oeffentlichkeit löscht die Lampen aus, die ein untilgbares Bedürfniß unter dem Drucke der Finsterniß anzündet; so wie alles Gift demagogischer Umtriebe von selbst aus dem Leibe eines Staates weicht, der den Muth hat, sich eine schützende Reform einzuimpfen.

10.

Ueber die Verdienste, die sich der Herzog um die Astronomie erworben, spricht der vollgültigste Beurtheiler, der vieljährige Zeuge und Theilnehmer seiner Bemühungen, der Freiherr von Zach, im Maihefte der Monatl. Correspondenz d. J. 1804. folgendermaßen: „Mit einem seltenen, selbst unter Privatpersonen ungewöhnlichen Eifer umfaßte und liebte er früh diese Wissenschaft. Bis an den letzten Tag seines Lebens brachte er ihr mit fürstlicher Freygebigkeit jedes Opfer dar, das er ihr zu bringen vermochte.“

„Aus England, Frankreich, Deutschland, von den ersten Künstlern in Europa ließ er die Werkzeuge herbeischaffen, die die Freunde der Wissenschaft, welche dergleichen zu schätzen wissen, aus dieser Zeitschrift und aus den Beschreibungen der von ihm erbauten Sternwarte kennen und bewundern.“

„Nicht zufrieden, zu seinem eignen Vergnügen und zu seiner Erholung eine Gelegenheit zur täglichen Beobachtung des Himmels in der Nähe in dem herzoglichen Schlosse selbst zu haben, gründete er zur Erweiterung der Wissenschaft die in

ganz Europa besuchte Sternwarte auf dem Seeberge."

„Als Kenner arbeitete, beobachtete und berechnete er selbst, und half Schriften vollenden, oder gab zu ihrer Bekanntmachung die Kosten her, welche seinen Nahmen über einen Alphonsus von Castilien, einen Wilhelm von Hessen, einen Kaiser Rudolph der Nachwelt erhalten werden, und die in der letzten Zeit unternommene, noch nicht vollendete Gradmessung, die erste in Deutschland und bis jetzt einzig in ihrer Art, macht sein Verdienst dem Verdienste der größten Könige und der gepriesensten Regierungen gleich, mit dem Unterschiede, daß er eine solche Unternehmung aus eigner Einsicht beschloß, und den Aufwand aus Ersparungen an seiner eigenen Person dazu hergab, und so das Verdienst des Kenners, des Unternehmers, des Beschützers — die Tugenden eines aufgeklärten Gelehrten, mit den Tugenden eines großmüthigen, wohlwollenden Fürsten in einer Person vereinigte. Wie gerecht ist unsere Trauer, wie unvergänglich sein Ruhm!"

„So lange die Geschichte — die mit der mensch-

licher werdenden Welt gerechter werdende Geschichte — auch die Verdienste menschlicher Regenten aufbewahrt, so lange die Wissenschaft dauert, die den gestirnten Himmel beobachtet, die Wissenschaft, welche die erste auf der Erde und die letzte unter den Menschen seyn wird, so lange wird auch der Name Ernst und Gotha dauern; und sollte selbst das Denkmal, das er allein zu seinem Ruhm erkohr, der Vergänglichkeit nicht mehr trotzen, vielleicht in der Zerstörung wilder Barbaren untergehn, so wird die Wissenschaft selbst, so wird die Geschichte ihrer Entdeckungen sein unvergängliches Monument seyn, und sein unvergeßlicher Name am Himmel prangen, so lange Gestirne am Firmamente glänzen."

„Alle Gelehrte, alle Freunde der Wissenschaften, alle Kenner und Beschützer der Sternkunde in Europa und in andern Welttheilen theilen mit uns unsere Trauer, und die gerechte Verehrung eines Fürsten, der durch seine Verdienste um den menschlichen Geist nicht mehr seinem Lande, nicht mehr Deutschland, nicht mehr seinem Zeitalter, sondern allen Ländern und allen Zeiten angehört."

In Beziehung auf die Wissenschaft, die er vor allen liebte, schrieb der Herzog in seinem eigenhändig verfaßten Testamente folgendes:

„Ich habe mit ansehnlichem Aufwande eine Sternwarte ohnweit dieser Stadt Gotha auf dem Seeberge angelegt, und die Kosten dazu aus meinen Ersparnissen, ohne einen auch noch so geringen Beytrag irgend eines öffentlichen Fonds zu begehren, aufgebracht. Dieses Institut, das in kurzer Zeit allenthalben berühmt, und oft von auswärtigen Gelehrten besucht worden ist, wünsche ich nach meinem Tode fortgesetzt, und zum Nutzen der Wissenschaften erhalten und unterhalten zu sehn. Ich setze daher aus demjenigen, was ich mit Recht mein Privatvermögen nennen kann, annoch ein Capital von 40,000 Reichsthalern dergestalt aus, daß der Stock selbst unablöslich bey hiesiger Kammer-Casse stehen bleibe, die Zinsen desselben aber, zu 4 von 100 gerechnet, jährlich zu Besoldungen, zur Unterhaltung der Gebäude und der nothwendigen Instrumente angewendet werden sollen. ...... Zweckdienliche Instrumente müßten jedesmal als eine neue und unentbehrliche außerordentliche Ausgabe angesehen werden; allein der Fall dürfte einmal nicht

oft eintreten, und so werden, zweytens, die neuen Instrumente als Inventarien-Stücke anzusehen seyn; es bleibt mithin das Ganze dem Hause. . . . . Ich empfehle daher meinem Erben und Nachfolger dieses gelehrte, nützliche, und dem Glanze des Hauses zur Ehre gereichende Institut aufs angelegentlichste, und hoffe dabei keine Fehlbitte zu thun, weil ich hiermit ausdrücklich verordne, mir auf keinerley Art und Weise ein anderes Ehrendenkmal, als durch die sorgfältige Erhaltung der Sternwarte zu setzen. Diese Eitelkeit ist verzeihlich, und um so verzeihlicher, da sie wirklich zur Ausbreitung nützlicher menschlicher Kenntnisse nicht wenig beytragen, und selbst zur Ehre meiner Nachfolger gereichen wird." —

11.

Niemand hat den Herzog näher gekannt, der sich nicht mancher Züge seiner schönen und edeln Bescheidenheit erinnern wird. Eine von ihm selbst niedergeschriebene Aeusserung theilt uns Thümmel in seiner reichhaltigen Skizze mit (S. 93.): „Es ist an dem, schreibt der Herzog, daß ich mir aufrichtiger und guter Gesinnungen bewußt bin; allein ich fühle

gar dringend, daß das wenige Gute, das ich vielleicht stifte, bey weitem nicht dasjenige ist, was ich stiften möchte, und bisweilen auch wohl stiften könnte, wenn ich nur etwas mehr Thätigkeit in meinem Character hätte. Leider kann man sich das Wenige nicht immer selbst geben, dessen Bedürfniß man gleichwohl fühlt und empfindet. — Ich für mein Theil erkenne dieß nur allzugut an mir selbst, und ein wahrer Freund sollte mich billig aufmuntern und anfeuern, mehr Gutes zu thun und zu wirken, als mich um des Wenigen willen, das ich wirklich thue zu loben. Großes Verdienst habe ich in Wahrheit nicht dabey. Das allgemeine Wohlwollen ist mir angeboren; habsüchtig und hervorstechend *) bin ich nicht; allein für diese Vorzüge kann ich nichts; die Natur bildete mich auf diese Weise. Das einzige Verdienst, dessen ich mir bewußt bin, ist, daß ich stets gesucht habe, gegen mich selbst wahr zu seyn, und mich vor Stolz und Eigendünkel zu verwahren. Meine größten Fehler aber entstehen dadurch, daß ich Andere Einsichten mehr zutraue, als meinem eignen Gefühle, daß mir

*) Wahrscheinlich statt sich vordrängend, anmaßlich.

größere Einsichten ersetzt, und ich oft da nachgebe, wo ich mehr Standhaftigkeit und Beharrlichkeit an meiner eignen Meinung haben sollte." (d. 29. Januar 1790.)

Die letzten Worte dieses Aufsatzes erinnern uns an den merkwürdigen Brief, welchen der Graf Angiviller bey der Geburt des Dauphins an Ludwig den XVI. schrieb (s. Nemesis 2 Theil. S. 24. ff.). Indem er hier den König auf das dringendste beschwört, nie eine Rolle zu spielen, immer Er selbst zu seyn, sagt er unter andern: Rendez-vous maître de votre timidité qui vous dépare. Les rois, les princes ont encore plus de besoin que les autres hommes de la considération personelle. Ce sont leurs courtisans, ce sont leurs ministres qui le plus souvent la leur enlèvent. — Je ferai des sottises, me direz-vous. Oui, Sire, peut-être; mais elles seront les vôtres, et vous faites celles d'autrui. En faisant les vôtres, et avec le bon esprit que Dieu vous a donné, vous n'en ferez pas longtems; elles vous instruiront; celles d'autrui ne vous apprennent rien, et ne vous apprendront jamais rien.

Dieser ganze Brief, in welchem die angeführte Stelle vielleicht eine der unbedeutendsten ist, trägt das Gepräge eines Mannes, den zum Freunde zu haben jeder Fürst wünschen müßte. Aber nicht jeder, der auch wohl gleiches Wohlwollen fühlte, hat den Muth so zu sprechen; wie denn auch der edle Graf die Lehren, die er seinem königlichen Freunde an das Herz legt, nicht aussprach, sondern schrieb: Je ne dirai jamais en face à votre Majesté ces sortes de choses, non que je la craigne, mais par respect et par raison. La vérité de bouche a un certain air de leçon et de reproche qui est hors du respect. De plus, l'amour propre blessé écoute et entend mal. Il est hors de raison d'aller contre son but et son objet qui doit être d'être utile. Par écrit on voit mieux le coeur, on l'écoute sans embarras. S'il a raison, on le croit, s'il a tort, on lui pardonne; car ce qui vient vraiment de lui, ne blesse jamais.

Indem wir, voll von wehmüthigen Erinnerungen an die verflossene Zeit, diese Blätter zusammenlegen, um dem wiederholten Abdrucke der Trauerrede

auf Ernst den Zweyten beygegeben zu werden, ruft uns die Nachricht von dem Tode seines Sohnes und Nachfolgers zu neuer Trauer. In den Jahren der vollsten männlichen Kraft, ohne beunruhigende Anzeichen nahender Hinfälligkeit, nach wenigen Tagen einer ungewissen Krankheit, wurde August Emil dem trauernden Lande, einer liebenden Gemahlin, einer zärtlichen Tochter, und seinen zahlreichen Verehrern und Freunden entrissen.

Der blühende Stamm von Gothas Fürstenhause welkt dahin. Die Besorgniß eines Schicksals, das wir erst spät für unsre Kinder und Enkel fürchteten, tritt uns nah vor die Seele. Nur an Ein theures Haupt ist in diesem Augenblicke die Hofnung des Landes geknüpft.

Wie trügerisch sind doch die Rechnungen menschlicher Kurzsichtigkeit! Dem erhabenen Stammvater dieses erlauchten Hauses, jenem Ernst, dessen stille und rastlose Weisheit das Wohl des Landes gründete, entsprießten achtzehn Kinder, von denen ihn sieben Söhne überlebten. Fast eben so zahlreich war die Nachkommenschaft seines Enkels, Friedrichs des Zweyten, welcher ebenfalls sieben Söhne zurückließ. Vier

Prinzen wurden Friedrich dem Dritten gebohren; eben so viele Ernst dem Zweyten. Als dieser einen vierten Prinzen in der Wiege sah, sagte er mit froher Zuversicht: Nun hoffe ich doch für die Erhaltung meines Hauses gesorgt zu haben! Wenige Tage nach dem dieses Wort gesprochen worden, starb jenes Kind; zwey Jahre darauf ward auch der Erbprinz — ein gesunder Knabe, wie es schien — in das Grab gelegt; nur auf zwey Prinzen ruhten jetzt die Hofnungen der Eltern, und diese Hofnungen waren durch bange Besorgnisse getrübt. Beyder Kinder Gesundheit schien schwach. Die abhärtende Erziehung, die bey dem Erbprinzen angewendet worden, schien bey ihnen nicht anwendbar; die Erhaltung der zarten Pflanzen mochte die einzige Rücksicht der ersten Erziehung seyn. Doch blieb die Sorge nicht unbelohnt. Ihre Kräfte entwickelten sich; ihre Gesundheit erstarkte, und als sie von Genf zurückkehrten, wohin sie gesendet worden, um, fern vom Hofe, die physisch und sittlich gesunde Luft dieses Freystaates zu athmen, konnte sich jedermann der jugendlichen Blüthe und Schönheit des edeln Brüderpaares freun.

Es war nicht der Wille des Himmels diesen Stamm neue Zweige treiben zu lassen.

Nun schläft in dem Schooße des blühenden Eilandes, das sich in der Mitte des fürstlichen Gartens, der Schöpfung Ernstens und seines liebsten Aufenthaltes, erhebt, der Vater mit dreyen seiner Söhne den Schlaf der Gerechten. Was das männliche Alter Würdevolles, die Jugend Liebenswürdiges, die Kindheit Reizendes hat, hält dieses stille Eden in seiner kühlen Umarmung. Herrliche Tugenden schlummern hier; Fülle der Wissenschaft und des Geistes, die unschätzbarsten Güter des Herzens und der Bildung, sind hier der mütterlichen Erde wiedergegeben, um in einer andern Welt von neuem gebohren zu werden. Stille und ernste Betrachtung schwebt um dieses Eiland der Seligen, und aus seinem flüsternden Schatten weht uns zugleich schmerzliche Trauer und lindernde Tröstung zu. Wie ein frommer Wahn des Alterthums dem Staube ausgezeichneter Menschen düftereiche Blumen entsprießen sah, so entsprießen diesen Gräbern wehmüthige Erinnerungen, und umwinden sie mit unverwelklichen Kränzen der Dankbarkeit und Liebe. Jede Blüthe, die hier ihre duftenden

Lippen öffnet, jede Blume, die uns mit liebenden Augen anlächelt, erscheint an dieser Stelle wie ein Symbol der Abgeschiedenen, ihrer liebenden Herzen, ihres zarten Gefühls und ihres wohlthätigen Strebens. Nie wird die Erinnerung an diese Fürsten erlöschen, die hochbegabt, wie wenige, obgleich auf die verschiedenartigste Weise, ihr Zeitalter und den Platz geschmückt haben, auf den sie die Vorsehung gestellt hatte. Ernstens Geist war mehr der Wissenschaft, Augusts Gemüth mehr der Kunst zugeneigt. Seiner rastlosen Phantasie waren die Schranken der Wirklichkeit zu eng; er ertrug sie mit Unwillen, und umgab sich mit der Zauberwelt seiner Wünsche und Träume. In diesen Paradiesen lebte er sein höheres Leben; in sie trug er Alles über, was ihm die Gegenwart Erfreuliches bot, und erst dann wurde ihm dieses recht lieb und werth, wenn er es mit dem reichen Farbenspiele seiner prismatischen Phantasie umzogen hatte. Ja, wir möchten behaupten, daß alles Glück, das er genossen, ihm allein auf diesem Gebiete aufgeblüht ist. In ihm bewegte er sich mit Bequemlichkeit und Lust, das strenge Gesetz verschmähend, das ein bestimmtes Ziel und scharfbegrenzte Wege fordert; wie er denn auch

meist ohne Vorbereitung, aber in wunderbarer Fülle, und mit der Sicherheit eines geübten Improvisators, seine poetischen Eingebungen ausströmte. Bewundernswürdig ist in diesen Ergüssen die Neuheit der Gegenstände, der Reichthum der Farben und ihr Glanz; sowie auf einer andern Seite, die Mystik der Empfindungen, die tiefgegriffenen Bemerkungen, die zarten Bilder der Gefühle, die gewählte Sprache und die Erfindung neuer und treffender Ausdrücke überrascht. Nur der fortschreitenden Bewegung ermangelten seine Schöpfungen, einem See vergleichbar, in dessen glattem Spiegel sich die Sterne des Himmels und die reiche Natur ihrer Ufer badet, und der durch verklärtes Farbenspiel, zarte Umrisse und romantische Paarung das Aug erfreut, aber, indem er an jeder Stelle befriedigt, keine Erwartung erregt. Keines seiner umfassenden Werke ist, so viel uns bekannt, zu Ende gebracht. Einige sind in der Mitte abgebrochen. Obgleich Alle mehr oder weniger einen Idyllischen Character haben, so sind sie doch von einer ganz andern Art, als das Kyllenion, die einzige Schrift, die von dem fürstlichen Dichter öffentlich erschienen ist.

II.

Abschiedsrede

im

Gymnasium zu Gotha

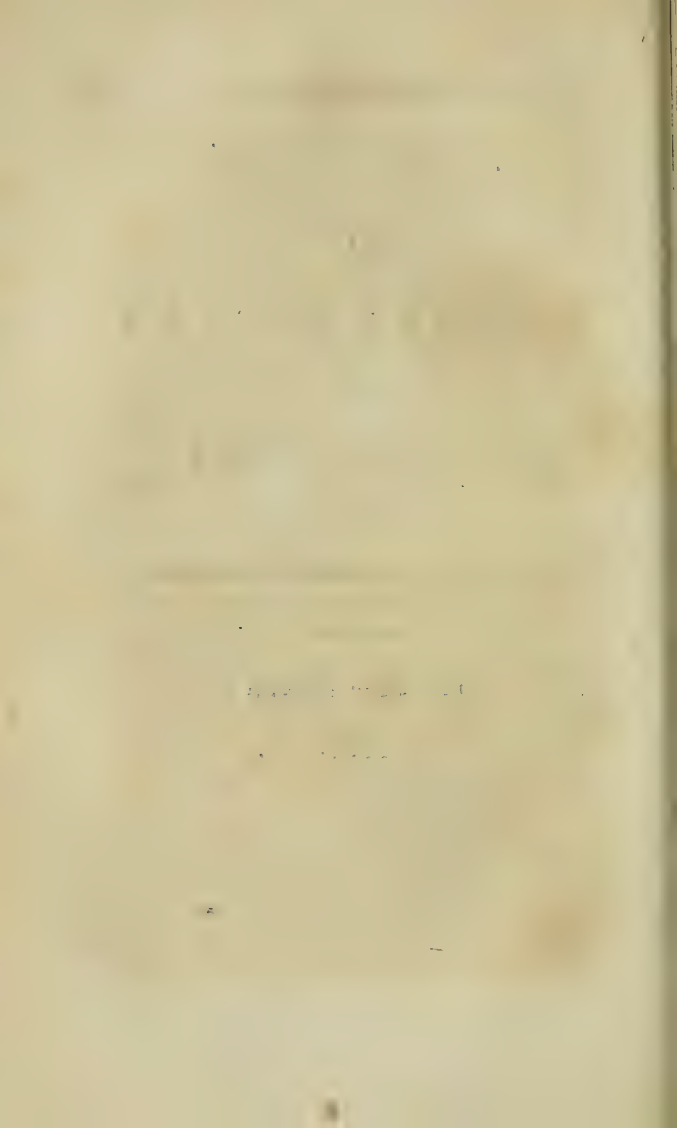
vor

der Abreise nach München

gehalten

den 24ten October

1807.



Indem ich, meine geliebtesten und theuersten Freunde, hier zum letztenmal vor Ihnen auftrete, befriedige ich ein dringendes Bedürfniß meines Herzens, welches mir nicht erlaubt, das anvertraute Amt, Sie, meine verehrten Herren Collegen, und diese mir so theure Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes, ohne Abschied zu verlassen. Aber ach! in diesem Augenblicke fühle ich nur zu sehr, daß es eben so schwer ist, diese letzte Pflicht zu erfüllen, als sie unerfüllt zu lassen. Wenn ich aber der unmännlichen Schwäche Gehör geben wollte, die das Schmerzliche nur darum flieht, weil es schmerzlich ist, so würde ich mir für den ganzen Rest meines Lebens die Erinnerung an die-

sen theuern Ort durch den Vorwurf einer solchen Feigheit verbittern, die sogar den Schein von Undankbarkeit und Gefühllosigkeit haben würde. Dieses sey fern von mir. Vielmehr soll mir die Erinnerung an diesen Kreis trefflicher Männer und hoffnungsvoller Jünglinge, das Bild ihrer schönen und ruhmvollen Thätigkeit, und das stolze Andenken an die eigene Theilnahme, der ich eine lange Reihe von Jahren hindurch gewürdigt worden, alles dieses soll die Erheiterung, die Freude und der Trost meiner künftigen Jahre seyn; an diesen Bildern will ich meine Sehnsucht weiden; mit diesen Erinnerungen will ich mein Alter krönen; mit diesem Andenken will ich meinen Muth beleben, wenn er in dem fremden Lande und in den neuen Verhältnissen sinken sollte. Nicht also durch eigne Schuld will ich die Kraft desselben schwächen, sondern selbst das Opfer des Schmerzes, welches diese Trennung von mir erheischt, zu der Summe jener Erinnerungen legen, die ich mir beym Scheiden für mein künftiges Leben auf spare.

Mit Freude und Wehmuth durchlaufen jetzt meine Blicke eine lange Reihe von Jahren, in der dieser theure, der Wissenschaft und Tugend geweihte Ort meine Aufmerksamkeit in mehr als einem Verhältnisse auf sich gezogen hat. Berühmt

und blühend in älteren Zeiten, wo die Vorsorge des weisen und frommen Stammvaters des regierenden Hauses der gothaischen Linie die Beförderung der Wissenschaften für die erste seiner fürstlichen Pflichten hielt, war diese Lehranstalt durch zufällige Umstände in ihrem Ansehn herabgesunken. Die Wissenschaften wurden mangelhaft gelehrt, die Sitten waren ungebildet und roh; Lehrern und Lernenden mangelte die Achtung des Publikums; und was als eine Pflanzschule der Weisheit und Sittlichkeit gesucht seyn sollte, wurde als der Mittelpunkt einer geistlosen Pedanterey und als der Aufenthalt der Rohheit von allen geflohen, die auf eine höhere Bildung Anspruch machten. In diesem Lichte ward mir in meinen frühsten Jahren dieses Gymnasium gezeigt. Aber die Größe des Uebels führte auch dessen Heilung herbey. Die Aufmerksamkeit der Regierung richtete sich wiederum auf diesen Gegenstand, der in den drangvollen sieben Jahren des Kriegs vergessen schien; und durch eine glückliche Fügung des Himmels fand sich ein Mann, der die Gebrechen der Anstalt erkannte, und sie zu heilen den Muth besaß. Die Unerschrockenheit, mit welcher Geißler, der in Ernesti's Schule den bessern Geist der Gelehrsamkeit eingesogen hatte, die veralteten Uebel bey der Wurzel angriff; die Standhaftigkeit, mit der er unter vielfältigem und hartnäcki-

gem Widerspruche vorurtheilsvoller Obern, die be-begonnene Reformation betrieb; die Einsicht, mit welcher er den gesunkenen Geschmack an den Alten belebte; der gewissenhafte Eifer, mit dem er alle Pflichten seines Amtes erfüllte; die strenge Redlichkeit, welche jeden seiner Schritte bezeichnete; diese und andere Tugenden eroberten ihm, dem anfänglich Verkannten und Verschrieenen, und der Anstalt, an deren Spitze er stand, die Achtung der Bessern, und allmählig den Beyfall Aller. In diesem Zeitraum der neuen Blüthe des Gymnasiums, die jetzt auch schon durch andere Lehrer, zum Theil in Geißlers Schule gebildet, auf das rühmlichste befördert wurde, ward ich ihm als ein dreyzehnjähriger Knabe anvertraut. Obgleich noch kindisch und unwissend, ergriff mich doch die humane Würde des verehrten Rectors mit Bewunderung und Liebe. Der Schulstand ward mir ehrwürdig durch ihn. Und als er einem andern Rufe folgte, und die Schule seinen Verlust als unersetzlich betrauerte, wachte Gotha's guter Schutzgeist, und setzte an die Stelle des Verlornen einen andern trefflichen Mann, der, wo es galt, an Festigkeit und Strenge, noch mehr aber an Milde und väterlichem Sinn, seinem Vorgänger glich, an Genialität aber ihn übertraf. Die freundliche Güte, mit welcher Stroth mich behandelte, indem er mir häufigen Zutritt

zu sich erlaubte, gewann mich gänzlich dem Stande des Schulmanns, den ich mit entschiedener Vorliebe, obgleich nicht ganz nach den Wünschen der Meinigen, ergriff. Und nie hat mich dieser Entschluß gereut. Hier in diesen Mauern, wo er aufgekeimt und zur Reife gediehen ist, habe ich auch die erfreulichsten Früchte desselben eingeerndtet; und ich betheure an dieser nämlichen Stelle, daß, wenn ich noch öfters einen Stand zu wählen hätte, keines andern Glanz mich verführen würde, ihn diesem, — unter allen den glücklichsten — vorzuziehen. Ich weiß wohl, daß diese Meinung nicht die Meinung der Menge ist; aber von Ihnen, die sie ihren Beruf mit eben so viel Liebe als Erfolg treiben, fürchte ich keinen Widerspruch. Oder gibt es etwas Erfreulicheres, als die ununterbrochene Beschäftigung mit der Blüthe der Künste und Wissenschaften, wie sie in den schönsten Zeiten, von den edelsten Menschen, unter den ruhmvollsten und geistreichsten Völkern gepflegt worden? oder wäre ein würdigeres Geschäft zu denken, als den Sinn für das Edelste und Schönste, was sich je in dem menschlichen Geiste gestaltet hat, andern zu öffnen, und die empfänglichen Seelen einer unverdorbenen Jugend mit des Alterthums Größe und Hoheit zu nähren? Kein Geschäft ist zugleich einfacher und mannichfaltiger; keines belohnender an sich und in seinen

Folgen. Hier bedarf es keiner verschlagenen Weltklugheit, keiner lauschenden Vorsicht, keiner heuchelnden Falschheit; keine der Künste des Weltlebens umlagert diese Gemächer, in denen eine offenherzige Jugend, entfernt von aller Verworrenheit der Verhältnisse, welche Rang, Stand und Vermögen in das Leben bringt, durch einen geraden, offenen und freyen Sinn am leichtesten gelenkt, und am sichersten gewonnen wird. Wo keimen leichter in uns Gedanken auf, als da, wo keiner gänzlich verlohren geht? wo belebt sich unsere Thätigkeit mehr, als da, wo sie den Anstoß zu der mannichfaltigsten Regsamkeit gibt? wo blüht erheiternde Freude leichter auf, als da, wo die Erndte so nah und so sichtbar auf die Aussaat folgt? Mit Freudigkeit bekenne ich hier, daß ich in diesem Geschäfte immer die Heiterkeit und den frohen Sinn wiedergefunden habe, der mir etwa durch andere Verhältnisse entwichen war; daß ich oft diese Zimmer voll Unmuths betreten, aber nie mit Unmuth verlassen habe. — —

Aber ach! indem ich diese Freuden in mein Gedächtniß zurückrufe, indem ich mich an den Bildern voriger Tage ergötze, schärfe ich selbst den Stachel der bittern Schmerzen, mit denen ich von diesem geliebten Orte scheide. Ach, ich fühle es jetzt nur allzusehr, daß doch der größte Theil des Glückes,

dessen ich mich erfreut habe, weniger an dem Stande, als an dieser Stelle und den günstigen Verhältnissen haftet, in die sie mich gesetzt hat. Die ganze zweckmäßige Einrichtung dieser Lehranstalt, die in derselben herrschende humane Disciplin, vor allem aber die Verbindung mit den trefflichsten Männern hat alle meine Bestrebungen erleichtert, und manche derselben gesegnet. Wenn mir irgend einiges Verdienst zugeschrieben, wenn mir in meiner Amtsführung einiger Beyfall meiner Vorgesetzten und Obern zu Theil geworden ist, so gebe ich dieses meinen verehrten Collegen zurück, die meiner Unerfahrenheit durch ihre Erfahrung aufhalfen, mich mit ihrem Ansehn unterstützten, durch ihre Kenntnisse unterrichteten, durch ihre Freundschaft mich ehrten. Nehmen Sie alle meinen herzlichen und aufrichtigen Dank für die zahlreichen Beweise der Liebe und des Wohlwollens, die Sie mir alle, ohne Ausnahme, bis auf den letzten Augenblick meines Hierseyns gegeben haben. Nehmen Sie insbesondere meinen Dank Herr Professor Kaltwasser, den ich Ihnen als dem eifrigen und nachsichtigen Lehrer meiner Kindheit mit überströmendem Herzen zolle; Sie, Herr Kirchenrath Döring, bey dem ich in mannigfaltigen Verlegenheiten immer die bereitwilligste Unterstützung und eine immer gleiche Zärtlichkeit gefunden habe; Sie, Herr Professor Kries, der mir,

wenn ich eines Bruders beraubt wäre, die Stelle eines Bruders ersetzt haben würde; Sie, Herr Professor Galletti, den ich auch unter den Lehrern meiner Jugend zu nennen die Ehre habe; Sie, Herr Rath Lenz, dessen Gefälligkeit ich so oft und nie umsonst auf die Probe gestellt habe. Doch es ist keiner unter Ihnen, dem ich nicht mannichfaltige Verpflichtungen hätte, dessen Freundschaft mich nicht mit unauflöslichen Banden der Dankbarkeit fesselte, dessen Wohlwollen mir nicht die Trennung von diesem würdigen Verein unendlich erschwerte.

Auch von Euch, meine jungen Freunde, scheide ich mit schwerem und zerrissenem Herzen. Ich liebe Euch wie meine Kinder, und viele von Euch haben auch mir eine wahrhaft kindliche Anhänglichkeit und Liebe bewiesen. Mit Freudigkeit erinnere ich mich so vieler trefflichen, liebenswürdigen und talentvollen Jünglinge, die ich hier habe aufblühen, und dem Ziele des Guten zustreben sehn; so vieler, die jetzt in unsern und fremden Ländern ehrenvolle Aemter bekleiden, und durch ihre Kenntnisse und ihren Character das Lob der Anstalt preisen, in der sie erzogen worden. Möge jeder von Euch ein solches ehrenvolles Ziel sich stecken; möge jeder von Euch durch eifriges Lernen, Bildung und Sittsamkeit sich selbst beglücken,

das Beste anderer befördern, und das Ansehen dieses Gymnasiums und dessen Ruhm durch seine Tugenden erhöhen. Eine solche Dankbarkeit ist die glorreichste, sie ist in eines jeden Gewalt, sie belohnt sich selbst auf das herrlichste. Lasset die letzten Worte eines scheidenden Lehrers, den Ihr — ich weiß es — liebt, laßt sie nicht vergebens seyn. Ein jeder ermanne sich, und trete rüstig in die Laufbahn ein, welche die schönsten und edelsten Preise verspricht, wo schon das Bestreben allein adelt, und jeder Schritt vorwärts ein Sieg und eine Belohnung ist. Diese erndet auch der schon, den ein frühes Loos von dannen ruft, ehe er auf dem größern Schauplatz der Welt irdische Früchte seiner Bemühungen pflücken durfte. Mit Wehmuth denke ich hier an mehrere meiner jungen Freunde, die, nach menschlicher Weise zu reden, allzufrüh in das Grab sanken, und ihre Laufbahn hienieden vollendeten, als sie kaum begonnen war; an dich, Carl Wichmann, den die schmerzhaftesten Leiden nur wenig in seinen edeln Bestrebungen störten; an dich, Philipp Wehnert, der mit rastlosem Eifer alles Wissenswerthe zu erstreben suchte, und alles Schöne mit offenem Sinne in sich aufnahm. Ihr waret beyde meinem Herzen theuer, und beyde schwandet ihr aus dem Kreise derer, die euch liebten, in eurer ersten Blüthe. Doch nicht umsonst habt ihr gelebt.

Noch waltet euer Beyspiel bey denen fort, die euch kannten, noch werden eure Nahmen mit Ruhm genannt, und mancher, welcher von euch höret, wird, durch stille Verehrung eurer Tugend, auf eure Bahn fortgerissen.

Nun so gehabe dich wohl, du theure und geliebte Stadt, mit deinen freundlichen Umgebungen, deinen guten Einwohnern und deinem Gymnasium, dieser heiligen Pflanzschule der Gelehrsamkeit und Humanität. Du bist die Wiege meiner Kindheit gewesen, du der Schauplatz meiner glücklichsten Jahre. In dir habe ich die treuesten Freunde gefunden, in deinen Straßen hat mir überall das Wohlwollen deiner Bürger begegnet. Auf jedem deiner Stege, in deinen Thälern, unter dem Schatten deiner Bäume wohnen frohe und wehmüthige Erinnerungen, und jeder Ruf weckt einen bekannten Ton des Wiederhalls aus ferner und naher Zeit für mich auf. Ich scheide von dir, aus dem Paradiese meines jüngern Lebens, mit einem Herzen voll Liebe und guter Wünsche. Mögest du immer, wie bisher, der Sitz der Urbanität, feiner Sitten, der Mäßigkeit und Gerechtigkeit seyn; mögen, wie bisher, die Stürme politischer Veränderungen dein Haupt unberührt lassen und das Brausen der wilden Wellen dich, wie bisher, nur von fern beunruhi-

gen. Möge immer über dir der Geist und die Weisheit Ernst des Frommen schweben, und der heilige Schutzgeist des zweyten Ernstes über dir wachen, des biedersten und edelsten unter den Fürsten, dessen Schatten ich hier das Opfer meiner Thränen bringe, hier in diesem Heiligthume, das er mit fürstlicher Huld, ja mit aller Zärtlichkeit seines schönen Herzens pflegte und ehrte. Möge insbesondere diese Lehranstalt sich noch lange der trefflichen Lehrer erfreuen, denen sie ihren Glanz verdankt, und auch spät noch, wenn ein unvermeidliches Schicksal über diese geboten hat, der Geist der Eintracht und Liebe in diesen Mauern wohnen, und in ihnen die Sitten herrschen, die in ihnen gepriesen werden! Möge immer hier eine blühende und sittsame Jugend ihre Lehrer erfreuen, und die Augen des Vaterlandes durch Eifer und Tugend auf sich ziehn; und noch viele Geschlechter, immer steigend, sich immer veredelnd, in diesen Sälen dem hohen Rufe gelehrter und gebildeter Staatsbürger entgegenreifen! Immer möge diese Schule das Muster anderer, und die Freude des Vaterlandes seyn; und wenn andere Städte, mit dem flüchtigen Glanze höherer Macht und eines größern Einflusses prangen, so mag die unsere auf ihre Schule, als eine schönere und unvergänglichere Krone zeigen. Dieser harmlose, durch kein Blut und Un-

heil der Menschheit erkaufte Ruhm möge sie über alle Städte Deutschlands erheben, und die stolzen Vesten der Könige mögen neidend Gotha's stillem Verdienste huldigen!

III.

Rede

gehalten

im

Lyceum zu München

den 7ten December

1807.



Meine geehrtesten Zuhörer.

Indem ich hier zum Erstenmale vor Ihnen auftrete, um die ehrenvolle Laufbahn zu beginnen, welche mir der Ruf unsers allergnädigsten Königes und seiner erleuchteten Regierung in der Theilnahme an einer Lehranstalt eröffnet hat, die unter der Leitung der verdienstvollsten Lehrer, in dem Mittelpunkte des Königreichs und am Fuße des Throns, die aufblühende Hoffnung dieses Landes, eine wißbegierige und für alles Gute empfängliche Jugend vereinigt, fühle ich mich durch die schönsten Aussichten in die Zukunft erheitert, und von Hoffnungen umringt, die auch ein niedergeschlagenes Gemüth begeistern und erheben könnten. Denn wenn schon der Anblick der unbeseelten Natur, in ihrer blühenden Kraft und den Zeiten ihrer Entwickelung, selbst ein wenig gebildetes Gemüth lebhaft bewegt und zur Heiterkeit stimmt; wie viel mehr muß uns der Anblick menschlicher Thätigkeit er-

freuen, wo sich das Höchste der Natur, wo sich der, das Ganze der Welt belebende göttliche Athem kräftig regt; wo sich die schönsten ätherischen Blüthen des Geistes entfalten; wo das Schöne sich mit dem Guten zu vermählen strebt, und ein gemeinsamer edler und kräftiger Wille den Garten der Menschheit baut! Und wo könnte das Gemüth von froheren Hoffnungen gehoben werden, als in dem Kreise einer Jugend, die aus eigenem edeln Triebe den Wissenschaften geweiht, in den Wissenschaften nur die eigne Bildung sucht, ihr Gemüth mit den edelsten Gesinnungen erfüllt, und Schätze sammelt, wie sie das Glück und Gedeihen des Vaterlandes bedarf; in dem Kreise einer Jugend, die sich hier, an den Altären der Wissenschaft und Weisheit, mit den Gefühlen einer reinen und edeln Vaterlandsliebe, mit der Kraft Wahrheit und Recht zu vertheidigen, mit der Neigung, das Reich des Schönen unter den Menschen überhaupt, vorzüglich aber unter ihren Mitbürgern, durch eine freye und edle Gesinnung, oder durch würdiges Handeln, oder durch belehrende und geistreiche Werke zu erweitern und anzubauen, auf das lebendigste erfüllt; um einst, wenn das Vaterland ihre Dienste fordert, als Lehrer der Religion, als Beschützer des Rechtes, als Führer und Vorbilder der Jugend, oder auch als freye Lehrer der Menschheit überhaupt, die Wissenschaften in sich,

und sich durch die Wissenschaften zu ehren, und den Ruhm eines alten und ehrwürdigen Volkes den Ansprüchen gleich zu stellen, zu denen es die Freygebigkeit der mütterlichen Natur berechtigt hat.

In der freudigen Voraussetzung in die Mitte einer Jugend gestellt zu seyn, die von solchen Gesinnungen beseelt, nach solchen Zielen strebt, und diesem Streben alle ihre Kräfte zu widmen entschlossen ist, nähere ich mich Ihnen mit dem Vertrauen und Wohlwollen, das ich auch in Ihnen zu erwecken wünsche, und das sich leicht zwischen denen erzeugt, die nur das Gute suchen, und frey von Eigennutz und unedler Mißgunst, in der gemeinschaftlichen Beförderung der edelsten Zwecke ihr Glück und die Belohnung ihrer Mühe finden. Dieses gemeinschaftliche Streben ist es ja, aus welchem der Jugend schon jene tugendhaften und heiligen Freundschaften aufblühn, welche sie mehr als jede andere Gabe des Glücks verschönern, und oft auch ein trübes Leben wie ein unvergängliches Morgenroth erleuchten; dieser gemeinsame Wettlauf nach dem Höchsten und Edelsten ist es, welcher reine Gemüther mit einer unauslöschlichen Begeisterung erfüllt, die oft, wenn sich in der Verworrenheit des Lebens der rechte Weg verbirgt, allein hinreicht das Dunkel zu zerstreuen, und den verlohrnen Faden wieder aufzufinden. Aber nicht bloß der Blüthe des jugendlichen Alters, auch dem

Manne, der sich des Guten erfreut, kann meiner Ueberzeugung nach, kaum irgendwo ein glücklicherer Standpunkt angewiesen werden, als in der Mitte des Alters, das sich mit offnem Herzen dem dargebotenen Guten hingibt, und weil es sich noch frey von den Banden des verwirrenden Lebens bewegt, am leichtesten die Höhen idealer Vortrefflichkeit erschwingt. Weit entfernt also das Schicksal anzuklagen, daß es ihm eine rauhe und freudenlose Laufbahn beschieden habe, wird er keinen andern Diener des Staats um die seinige beneiden, oder seine Umgebungen, diese frohe und heitre Jugend, mit den Umgebungen der Könige und ihrer Satrapen vertauschen wollen. Ist nicht jedes reine Herz, das sich ihm öffnet, ein schönerer Anblick, als jeder Glanz, mit dem sich der Reichthum umgibt? bietet ihm nicht jeder gesunde Keim, der seiner Pflege entgegenschwillt, eine Fülle freudiger Hoffnungen dar? oder kann sich die irdische Macht einer reicheren Ernte von Freuden rühmen, als der väterliche Lehrer, wenn er seine Bestrebungen gelingen sieht? Jedes edlere Gemüth ist ihm verwandt; seine Schüler sind seine Freunde; und was das Leben in seinen verschlungenern Verhältnissen selten bietet, das bietet die Schule, einen Bund reger Kräfte, die mit uneigennütziger Liebe nach einem gemeinsamen Mittelpunkte des Besten und Edelsten streben; Wetteifer

ohne Misgunst, Freyheit mit Gesetzmäßigkeit, Liebe ohne Eifersucht; mit Einem Worte, einen Verein der Humanität, in welchem Wissenschaft und Weisheit von den Grazien der Liebe, der Anmuth und Schönheit umschlungen wird.

Eine jede Lehranstalt, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen, wenn sie nicht zu einem Arbeitshause herabgewürdigt werden soll, in welchem, mehr um der Strafe, als um des Gewinnes willen, ein trauriges Tagwerk von seufzenden Sclaven getrieben wird, die jeden Augenblick ihres belasteten Daseyns bis zu dem Tage ihrer Befreyung zählen — eine jede Lehranstalt, in welcher das Wort der Wissenschaft nicht blos tönen, sondern leben und befruchten soll, muß sich diesem Bilde zu nähern streben, wenn sie es auch, bey der Mangelhaftigkeit aller irdischen Dinge, nicht vollkommen darstellen kann. Damit aber das Mögliche erreicht werde, muß einem Jeden, dem Lehrenden, wie dem Lernenden, das Ziel seiner Bestrebungen vor Augen stehn. Daher scheint mir nichts den Pflichten meines Amtes besser zuzusagen, als wenn ich, bey dem ersten Eintritt in dasselbe, Rechenschaft ablege von den Vorstellungen, die ich von dem Zwecke einer gelehrten Schule hege; theils, um die Blicke meiner künftigen Zuhörer auf das zu richten, was ich nach meiner innersten Ueberzeugung für wahr erkenne; theils

auch den Weg zu rechtfertigen, den ich bey meinem Unterrichte zu verfolgen gedenke. Ich habe nicht nöthig, bey diesem Gegenstande Ihre Aufmerksamkeit aufzufordern. Er hat eine allgemeine, von allen gebildeten Menschen anerkannte Wichtigkeit, und er muß insbesondere Ihnen wichtig seyn, denen er am nächsten liegt, und deren eigenste Gesinnung ich auszusprechen und zu entwickeln wünsche.

Jede höhere Schule soll eine Bildungsanstalt für die ihr Anvertrauten seyn, und sie soll sich von andern Kunst- und Gewerb-Schulen durch die Allgemeinheit des Zweckes unterscheiden, den sie beabsichtigt. Denn wäre ihre Absicht nur darauf gerichtet, die Jugend zu gewissen Geschäften und Fertigkeiten abzurichten, oder sie mit einer Masse von Kenntnissen anzufüllen, die dieser Zweck erheischt, und wenn die Geschäfte des Lebens auf den Mechanismus einer Maschine zurückgebracht werden könnten, so wären ohne Zweifel alle Schulen, von den Zeiten des rückkehrenden Lichtes an, auf die unverständigste Weise eingerichtet. Ist der Mensch nur bestimmt, gleich dem Thiere, von den Früchten des Landes zu zehren, und seine Kräfte in irgend einem angewiesenen Kreise bürgerlicher Thätigkeit abzunutzen, ohne je über diese hinauszuschreiten, so wie Aeschylus von dem Menschengebilde sagt, eh' es den

Funken des göttlichen Feuers in sich aufgenommen, mit Augen begabt, ohne zu sehen, mit Ohren, ohne zu hören — und so in dumpfer Beschränktheit den düstern Weg des Lebens zu durchwallen, nur um sich einst wieder mit dem Staube zu vermischen, aus dem er hervorgegangen; soll dieses die Bestimmung des Herrn der Schöpfung seyn, so ist alles, was seinen Blick für die Ferne schärft', oder ein Verlangen in ihm weckt, über die engen Schranken seines dürftigen Seyns hinauszugehn, so ist jeder Strahl der Aufklärung, jeder Funke aufstrebender Begeisterung, der in sein Gemüth geworfen wird, nicht eine Wohlthat, sondern eine Qual, und die Wohlthäter der Menschheit sind jene despotischen Dränger derselben, die jeder Menschenclasse, ja, jedem Individuo, die Talente und Fertigkeiten vorschreiben, deren es etwa bedarf, um die Maschine des Staates im Gange zu erhalten, und dem Sinne der Despoten Genüge zu thun. Nichts würde dann zweckmäßiger seyn, als der Mutter das Kind von der Brust zu reißen, ihm, ehe es selbst wählen kann, seine Bestimmung nach Willkühr und Kastenzwang anzuweisen, jede fremdartige Neigung in ihm auszurotten, und jeden seiner Schritte auf dem engen Pfade zu dem festbestimmten Ziele hinzuwenden. Ein Staat, welcher sich der Erziehung seiner Bürger auf diese Weise bemächtigte, würde

vor dem Ablaufe weniger Menschenalter, eine Bevölkerung aufweisen können, in welcher der Sclavensinn auf das vollkommenste ausgebildet, und durch ihn selbst die Fähigkeit eines freyen Aufstrebens erloschen wäre. Dieses Verfahren würde allerdings folgerecht zu nennen seyn; und diejenigen, welche in dem Sinne desselben in der Erziehung der Jugend und ihrem Unterrichte eine frühe Berücksichtigung der Zwecke des bürgerlichen Lebens fordern, werden nie dem Vorwurfe entgehen können, so viel an ihnen liegt, einen Zustand der Gesellschaft herbeyzuführen, vor welchem die Menschheit erbebt, und dessen Vorstellung schon jedes deutsche Herz mit Abscheu zurückstößt.

Indem nun also die Bildung der Jugend aus diesen engen und unwürdigen Schranken gerettet wird, muß ihr ein höheres, der Freyheit angemeßneres Ziel gesteckt werden. Dieses Ziel kann kein anderes seyn. als die Menschheit selbst in ihrer Schönheit und Würde. Die Jugend auf die rechte Weise bilden, heißt also sie bilden zur Menschheit — zur Humanität.

Wunderbar ist der Mensch auf die Grenze zweyer Welten gestellt. Durch seine sinnliche Natur der Welt der Erscheinungen angehörig, wandelt er mit den Thieren, schwächer als die meisten der Thiere, hülflos und ohne leitenden Instinkt; während das, was in ihm denkt, das, was ihm

gebietet, wenn es gilt, jedes irdische Gut zu verschmähn, ja das Leben selbst für nichts zu achten, ihn den Schranken der Sinnenwelt entreißt, und ihm einen Platz in der Götterwelt, als seiner eigenthümlichen Heimath, anweist. Diese beyden Naturen — die eine voll zügelloser Ansprüche, welche sich jeden Augenblick dreist hervordrängen; die andre mit einer unbeugsamen Würde ausgerüstet, scheinen auf eine unverträgliche Weise gepaart, und von dem Augenblicke ihrer Paarung an scheint das Urtheil eines eben so heillosen, als unversöhnlichen Zwistes über sie ausgesprochen. Und so zeigt sich auch die Natur bey denen, welche der rechten Bildung ermangeln. In ewigem Zwiespalte mit sich selbst klagen sie die Laune der Gottheit an, die ihnen heftige Triebe gegeben, aber neben dieselben eine trotzige Zuchtmeisterin gesetzt habe, welche ihre Befriedigung untersage; und so geschieht es denn oft, daß sie, den innern Krieg zu schlichten verzweifelnd, sich entweder der Uebermacht der Begierden Preiß geben, oder einer tyrannischen Vernunft das Recht verleihen, jeden Anspruch des sinnlichen Triebes zu unterdrücken und auszurotten. Daß sich dieses Verfahren der Verzweiflung, das, trotz seines schroffen Gegensatzes, doch nur allzuhäufig in demselben Individuo wahrgenommen wird, selbst als Weisheit auszubringen versucht hat, ist hinlänglich bekannt,

und die Cyrenaische Sittenlehre auf der einen, die Stoische auf der andern Seite ist nichts anders, als die zum System erhobene, gewaltthätige Einseitigkeit. Aber nie wird sich dieses Verfahren, welches den innern Krieg nicht schlichtet, sondern verewigt, vor dem Urtheile einer höhern Weisheit rechtfertigen können. Die Natur, die eine Welt aus dem Chaos hervorgehen ließ, und immer die verschiedenartigsten Elemente zur Einheit verschmolzen hat, sie hat auch in dem Menschen eine solche Vereinigung beabsichtigt, und die entgegengesetzten Naturen in ihm nicht gewaltsam verkettet, sondern vermählt. Wenn sie sich einander durch die Vermittelung der Freyheit nähern, wenn sich die Triebe der sterblichen Natur in den Strahlen der göttlichen läutern und reinigen, wenn sich die göttliche Natur, ohne Beeinträchtigung ihrer Würde, mit der Hülle der Sinnlichen umkleidet, und als Charis in ihr, nicht mehr gebieterisch schreckend, sondern durch gemilderten Ernst erfreuend auftritt; da entsteht jene vollkommene und entzückende Harmonie, von welcher jeder andere Verein der Materie mit dem Geiste nur eine Wiederholung und ein Abglanz zu seyn scheint. In dem höchsten Punkte dieser Vereinigung tritt die Menschheit hervor. Der freye Bund des Göttlichen mit dem Irdischen, der freye Zusammenklang der Neigungen und Triebe mit den gesetz-

lichen Forderungen der Vernunft, die Erscheinung göttlicher Würde in der Gestalt des Edeln und des Erhabenen — dieß ist der Menschheit höchster Triumph, und das Ziel ihres Strebens ist eben die Hervorbringung der Humanität, in welcher der Zwiespalt der streitenden Elemente geschlichtet erscheint.

Die freye, leichte und anmuthige Gestalt, in welcher sich die Humanität der Welt zeigt, führt wohl oft zu dem Wahne, daß sie auch auf einem leichten Wege erlangt werden könne, so wie dem Unkundigen ein vollendetes Werk der Kunst, weil die Spuren der Mühe in ihm ausgetilgt sind, auch ohne Mühe, durch den Zauberstab des Willens seines Urhebers, geschaffen scheint. Wenn aber kein Kunstwerk aufgefunden werden kann, wie gering auch seine Ansprüche seyn mögen, in welchem nicht die Sprödigkeit eines widerstrebenden Stoffes hätte besiegt werden müssen, so fordert auch das Kunstwerk der freyen Menschenbildung einen desto schwerern und anhaltenderen Kampf, je thätiger der Stoff ist, sich gegen den schaffenden Geist zu empören, und je gewaltiger er sich sträubt, das Gesetz in sich aufzunehmen und sich mit ihm zu durchdringen. Lang und anhaltend müssen daher die Uebungen, stark und kräftig muß das Bestreben seyn. Nicht auf dem Rosenpfade der Bequemlichkeit wird das hochgesteckte Ziel errungen; aber

die Kränze, die es bietet, der innre Friede, die Versöhnung des Menschen mit sich selbst, die stille und große Erhebung über die Untiefen des Irdischen — diese Belohnung, die den unverdrossenen Kämpfer erwartet, sie ist

ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edeln werth.

Wie nun in den Gymnasien der Alten die Leiber freygebohrner Jünglinge geübt wurden, um nicht nur in allen Dingen dem Gebote des Willens gehorchen zu lernen, sondern auch in Gestalt und Bewegung eine edle und freye Weise zu zeigen; so bemächtigen sich unsre Schulen, wenn sie ihren hohen Beruf erfüllen sollen, des jugendlichen Geistes, um ihn zu der Freyheit zu erheben, ohne die es keine Würde und Glückseligkeit gibt, und indem sie ihm, ohne Rücksicht auf künftigen Gebrauch, unablässig das Größte und Edelste, wie es sich in dem Geiste der größten und edelsten Menschen aller Zeiten gestaltet und in den schönsten Formen dargestellt hat, vorhalten, eine solche Liebe und Achtung dafür entzünden, daß er alles Gemeine und Niedrige von sich stößt, und jede Blüthe der Humanität in sich zu entfalten unablässig bemüht ist. Dieses Bemühen, welches auf das würdigste Ziel gerichtet ist, nimmt jede Kraft des Geistes in Anspruch, weckt die schlummernden,

und stärkt sie durch erfreuliche Uebungen, in denen sich alle Zwecke der jugendlichen Erziehung und Bildung vereinigen. Hierdurch aber sind die Einrichtungen auf das Vollkommenste gerechtfertigt, welche unsre weisen Vorfahren bey der Wiederherstellung der Wissenschaften den gelehrten Schulen gegeben haben. Denn das schien ihnen eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit, daß von den Griechen zuerst, und dann von nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wissenschaft und Kunst edle und musterhafte Werke gebildet worden, sondern daß auch das Leben und Thun der Alten in den Zeiten ihrer Blüthe wunderbar würdig und der Nachahmung werth sey. Und haben nicht alle folgende Zeiten, troß ihrer kühnen Fortschritte zur Vortrefflichkeit, dieses Urtheil immer von neuem bestätigt? Haben nicht die glänzenden Jahrhunderte der Literatur die Fackel ihres Ruhmes an den Altären des Alterthums angezündet: und ist nicht jedes Volk, wenn es von Selbst-Bewunderung berauscht, seiner edeln Führer entrathen zu können wähnte, in Nüchternheit oder aufgedunsene Schwätzerey herabgesunken? Die innern Ursachen dieser Erscheinung aus einander zu setzen, ist hier nicht der Ort. Es ist genug, an die Thatsache zu erinnern, an die unbestrittene Vortrefflichkeit der alten classischen Welt, an die gereifte und Alles durchdringende Bildung ihrer

Heroen in jeder Kunst, an die Menge ihrer Werke in jeder Gattung, in denen das Gleichgewicht des Stoffes und der Form uns entzückt, — es ist genug an den unerschöpflichen Reichthum dieser Schätze zu erinnern, um die Einrichtung unsrer Vorfahren zu rechtfertigen, welche die Schriftsteller des classischen Alterthums als die reinste Quelle betrachteten, aus welcher eine edle Bildung der Jugend könne abgeleitet werden. Auch sie fanden vielleicht in ihrem Zeitalter, wie wir in dem Unsrigen, mehr als einen Schriftsteller, den die Zeitgenossen bewunderten; manchen vielleicht, der durch Fülle und Art des Stoffes, so wie durch die zeitgemäße Behandlung den Geist belebte und anzog; aber nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhme der Sterblichen, die, wie die Blätter zahllos im Frühling sprießen und schnell verwelken, sondern den Unsterblichen, die, wie Herkules, auf den Höhen des Oeta, die Feuerprobe der Zeiten bestanden hatten, wollten sie die Bildung der Jugend anvertrauen; ewige Muster der Schönheit wollten sie ihnen aufstellen; Göttergestalten der Freyheit und Weisheit, die mit den Füßen den Boden der Natur, mit dem Scheitel den Himmel berühren, und in dem Gedränge der Nachahmer immer höher emporzusteigen scheinen. Mit diesen Heroen hatten sie ihre Jugend befreundet; in ihrem Umgange stärkten sie

ihr männliches Alter: bey ihnen suchte der Greis noch Erhebung und Frieden. Ein großer Theil ihres Lebens war dem Bemühen gewidmet, sich dieser Vertraulichkeit werth zu machen. Denn nicht zu den Trägen und Kraftlosen läßt sich der Geist jener Mächtigen herab. Um in die Versammlung der Götter aufgenommen und ihres Umganges gewürdigt zu werden, wurden dem Sohne des Zeus zahlreiche Kämpfe auferlegt, die er durch eigene Wahl mit vielen andern vermehrte. Nicht weniger wird von dem gefordert, der in den hehren Kreis jener Alten eintreten, ihre Lieder vernehmen und ihre weisen Gespräche verstehen will. Dieser Lohn ist jeder Anstrengung werth; und schon in sich trägt die Anstrengung ihren Lohn, indem sie die Trägheit besiegt, die selbstsüchtigen Triebe niederschlägt, den Saamen der Gemeinheit erstickt, und zu jedem geistigen Geschäfte stärkt. Dürfen wir uns wohl wundern, wenn in einem Zeitalter, wo das Studium des Alterthums ausschließend die Schulen beschäftigte, wo die wißbegierige Jugend ohn' Unterlaß auf die Erscheinungen einer Welt geführt wurde, die sich schon durch ihre Entfernung schöner gestaltet; wo sie mit den wenigsten Hülfsmitteln, aber mit desto entschlossenerer Kraft jede Schwierigkeit überwand; dürfen wir uns wundern, wenn jener Zeit ein männliches und starkes Geschlecht erwuchs, das

durch Gestalt und Geist den Ernst seiner frühen Bildung beurkundet? Lassen Sie uns die Spuren verfolgen, die uns jene Würdigen hinterlassen haben! Lassen Sie uns, statt über die Entartung der Zeit zu klagen, der frühern Zeit nacheifern, und mit ausdauerndem Muthe das hohe Ziel einer wahrhaft menschlichen Bildung zu erreichen streben. Ueberzeugen Sie sich, daß es nicht blos das Wissen sey, was Sie hier suchen sollen, indem ja das größte Wissen mit der größten Verkehrtheit, und tiefe Gelehrsamkeit mit zurückstoßender Roheit gepaart seyn kann; sondern das aller Erwerb von Kenntnissen die Bildung und Veredlung Ihres Gemüthes zum letzen Ziele haben soll. Zwar darf keine Wissenschaft gering geschätzt werden, wie unbedeutend auch immer ihre Gegenstände scheinen mögen; aber es ist doch gewiß, daß auch die größte Summe unsrer Kenntnisse nur ein unendlich Kleines gegen die Masse dessen ist, was wir nicht wissen; es ist eben so gewiß, daß ihr Bestand oft zufällig ist; daß Vieles heute erwiesen scheint, was morgen in Zweifel genommen, und bald darauf gänzlich verworfen wird; daß also das Capital des Wissens sich vermindern kann, indem wir an seiner Vergrößerung arbeiten; während das S t r e b e n nach dem Wissen selbst, das gewissenhafte, eifrige und verständige Lernen, einen vom Zufall unabhängigen Werth hat, so wie die sittliche Bil-

dung, ganz unabhängig von dem nützlichen Wissen, für sich selbst vortrefflich und herrlich ist.

Lassen Sie uns jetzt unserm Gegenstande etwas näher treten, und einige der Forderungen betrachten, welche das Studium der Humanität — denn diesen edlen Nahmen haben die Alten den Schulwissenschaften mit Recht gegeben — an seine Jünger macht.

Wenn wir das Alterthum in seiner würdigsten Gestalt als eine geschlossene Welt des Edelsten und Schönsten betrachten, was der menschliche Geist, unter den günstigsten Umständen, mit jugendlicher Kraft und männlicher Strenge gebildet hat, als eine Welt der Natur und Kunst, in welcher sich Alles, was das menschliche Gemüth erheben, reinigen und befruchten kann, in den mannigfaltigsten und vollendetesten Gestalten offenbart; so kann uns nichts gleichgültig seyn, was diesen heiligen Kreis erfüllt, und uns die wundervolle Werkstatt öffnet, aus welcher jene Gestalten hervorgegangen sind. Dann ist der ganze innere Zusammenhang der alten Welt, die Stelle, welcher jeder ihrer Heroen einnimmt, die Verhältnisse, unter denen er aufgetreten ist, seine erhaltenen und seine verlohrenen Werke, die gegenwärtige Gestalt dieser Werke und ihrer Schicksale, der sorgfältigsten Aufmersamkeit werth. Vor allen zieht uns dann das kunstvolle Gewebe der alten Sprachen an, und nicht bloß als Werkzeug

der Mittheilung, sondern schon durch sich selbst. Wenn wir den Bemühungen des Naturforschers Beyfall schenken, wenn er den kleinsten Erzeugnissen der Natur mit mikroskopischem Fleiße nachspürt; oder dem Zergliederer, wenn er das Gewebe des menschlichen Körpers entwirrt; wie sollten wir den Grammatiker gering achten, wenn er das edelste Werk der Vernunft, wenn er die heiligste Gabe und das schönste Band der Menschheit, wenn er die Sprache in ihren kleinsten Bestandtheilen mit unverdrossener Liebe zu erforschen strebt? Ist aber dieses Bestreben an sich lobenswerth, so ist es vorzüglich belohnend und fruchtbar, wenn es auf eine Sprache gerichtet ist, die, aus welchem Saamen sie auch immer zuerst aufgegangen seyn mag, nachdem sie in Hellas Boden Wurzel geschlagen, sich durch eigene Kraft und selbstständig zu einem bewundernswürdigen Gewächse gebildet hat; die wir eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, unter den mannichfaltigsten Umständen, immer frey von fremden Einflüssen den Bestrebungen der ersten Geister in den schönsten Werken der Kunst und Wissenschaft dienen sehen; die endlich in Rücksicht auf Reichthum, Fülle, Mannigfaltigkeit, Bestimmtheit, Geschmeidigkeit und Zartheit alle andern Sprachen des Alterthums und die ausgebildetesten der neuen Zeit in weiter Entfernung hinter sich läßt. Wie wir

das Wachsthum zarter Pflanzen und ihre allmäh-
lige Veredlung mit Bewunderung und Liebe ver-
folgen, und aus jeder veränderten Erscheinung
neue Freude gewinnen; so verfolgt auch der Sprach-
forscher mit nicht minder gerechter Liebe, den zar-
ten Sproß der hellenischen Sprache, wie er sich zuerst
unter dem weichen Himmel Joniens mit frischer
Jugendfülle entfaltet, dann auf die Inseln des Archi-
pelagus und an die Küsten des südlichen Italiens
und nach Sicilien verpflanzt, die vollen duftreichen
Blüthen der Lyrik treibt; dann wieder in Attika tiefe
Wurzeln schlägt, und in höchster Vollendung, zart
und kräftig, sich jedem Gebrauche der Kunst und
Wissenschaft fügt; und wie sie zuletzt, von der Hand
des Despotismus berührt, auch im Absterben noch
an die schönern Tage ihrer Jugend erinnert.

So wie aber die Sprache des griechischen und
römischen Alterthums — denn auch die Tochter
fordert einen Zweig von dem Kranze ihrer Mutter —
schon an und für sich selbst als ein wunderbares
und fast heiliges Werk der Natur und Kunst, und
als ein Spiegel der Bildung der cultivirtesten Völ-
ker, unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt;
so fordert auch die Sprache jeder Gattung ihrer
Werke, ja eines jeden der classischen Alten, ein
eigenthümliches und angestrengtes Studium. Die
Sorgfalt, mit welcher die Alten den Ausdruck
wählten; die Anstrengung, mit welcher sie das

Studium der Beredsamkeit betrieben — ein Studium, welches den größten Theil unsrer humanistischen und ästhetischen Studien in sich begriff —; der hohe Werth, den sie auf die Angemessenheit des Vortrags setzten — das ist Jedem bekannt, dem nicht das ganze Alterthum fremd ist. Minder anerkannt ist es, daß, so wie die Dichter für jeden Gegenstand mit sicheren Gefühl Maaß und Bewegung wählten, und die Gesetze des Sylbenmaaßes mit einer Strenge beobachteten, deren sich die Poesie keines neuern Volkes rühmen kann — so auch ihre Redner, ihre Geschichtschreiber und Philosophen die freyere Musik des prosaischen Numerus, in dem mannichfaltigsten Arten des Stils, mit gleicher Gewandheit geübt; daß sie jeden Vortrag mit dem Maaße von Schönheit ausgestattet haben, welches er forderte oder vertrug; daß endlich der wundervolle Zusammenklang des Inhalts und Ausdrucks, daß die Leichtigkeit und Freyheit, die in ihren Werken entzückt, nicht bloß ein glücklicher Wurf des Zufalls, nicht die Wirkung einer begünstigten Natur, sondern das Ergebniß des mühsamsten Fleißes war. Hierüber haben uns die Alten selbst so vollständig belehrt, daß Jeder, wenn auch sein eigenes Gefühl schweigen sollte, dennoch durch die Ausdrücklichsten und voligültigsten Zeugnisse belehrt werden kann. Auch war ihnen diese Virtuosität, das Werk langer und anhalten-

der Uebungen, so werth und wichtig, daß sie ihr gern den vergänglichen Lorbeer einer Allgemeinheit opferten, nach welcher die neuere Zeit so begierig ringt. Der tragische Dichter verschmähte es ungewisse Griffe auf der Harfe Homers zu thun, oder, nach abgelegtem Kothurn, nachlässig über Thaliens Bühne zu wanken; der Epiker griff nicht nach dem Epheu, welcher die Stirn des Lyrischen Dichters beschattet; der Geschichtschreiber buhlte nicht um den Ruhm des öffentlichen Redners, noch wollte der Redner mit den Weisen wetteifern, die an den Ufern des Jlissus die Räthsel der Welt erklärten. So sich selbst mit weiser Mäßigung beschränkend, und nur bemüht, auf ihrer Stelle unerschütterlich fest zu stehn, sammelten sie alle Strahlen ihres Talentes auf Einen Punkt, und verschmähten selbst das Kleinste nicht, wenn es der Vollendung eines Kunstwerkes galt. Darum leuchten auch diese Werke, gleich den ewigen Sternen, noch nach Jahrhunderten, und erfreuen die Welt, und zeigen den Weg durch die Syrten des Ungeschmacks zu dem Ziele der Kunst.

Mit demselben Ernste aber, mit welchem die Alten ihr Geschäfte betrieben haben, muß auch ihr Ausleger das seinige treiben. Er muß dem, was sie mit so ausgezeichneter Liebe pflegten, mit nicht geringerer Liebe nachspüren, nichts gering schätzen, was sie selbst achteten, und nicht, aus roher Be-

gierde nach Stoff und Inhalt, das kunstvolle Gefäß, daß diesen in sich schließt, mit unheiligen Händen zerstören. Darum ist die erste Forderung, die an den Ausleger der Alten gethan werden darf, genaue und umfassende Kenntniß der alten Sprachen in ihren mannigfaltigen Anwendungen; die Fertigkeit, den von den Alten in ihre Worte gelegten Sinn, rein und lauter aus ihnen auszuscheiden; ein sichres Gefühl endlich für die Schönheit und Richtigkeit der Form, in welcher der Gedanke dargestellt ist. Dieses sind die ersten Bedingungen, an welche die Weihe gebunden ist, die das innere Heiligthum der alten Welt aufschließt; es sind die Stufen, die zu einer gewissen Erkenntniß führen, und gegen den Trug luftiger Phantome schützen, die den Weg der Bequemlichkeit umgaukeln, die ernten will, wo sie nicht gepflügt hat, und mit Wahn und Ahndungen spielt, die sie wie Irrlichter in die Sümpfe des Truges führen.

Nun sind aber die Werke des classischen Alterthums durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, auf verschiedenen Wegen und durch mannichfaltige Schicksale zu uns gelangt; Vieles ist an ihnen durch Zeit und Umstände, Vieles durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit beschädigt worden; oft ist der Sinn bis zur Unkenntlichkeit entstellt, oder er schimmert nur aus verworrenen Zügen hervor; oft hat auch Betrug oder Irrthum

dem Wahren und Aechten Falsches beygemischt. Hier zeigt sich für den Ausleger ein neues Geschäft. Mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Bewahrer alter Werke der plastischen und darstellenden Kunst auch das Entstellte und Verunstaltete bewacht, wird auch er die Werke der redenden Künste, ihm als ein gemeinsames Gut der Humanität anvertraut, vor weiterer Verunstaltung schützen, und sie, so viel er nur vermag, von dem Schmutze befreyen, mit welcher die Zeit sie bedeckt hat. Daher ist die Kritik — eine Kunst, die sich bisweilen durch verkehrten Gebrauch dem Spotte der Unwissenheit Preis gegeben hat, in der Wahrheit aber eine unerschütterliche Würde behauptet,— eines der wichtigsten Geschäfte des Alterthumsforschers, und bey dem Geringsten, wie bey dem Wichtigsten und Größten unerläßlich. Durch sie wird er in den eigentlichen Mittelpunkt der gesammten Alterthumskunde gestellt. Denn um das Wahre von dem Falschen, das Aechte von dem Unächten, das ursprünglich Alte von dem angedichteten Neuern zu scheiden, und nicht nur das Bessere überhaupt, sondern das Angemessenere, das den Verhältnissen der Zeit und des Ortes zukommende nach sichern Gründen zu wählen, reicht die Kenntniß der Sprache nicht hin. Nur durch das Gebiet der Geschichte gelangt er zum Ziel. In der Geschichte der Begebenheiten, in der Kenntniß der Verfassung

und Sitten, in dem Zusammenhange der Litera-
tur und Kunst der Alten findet er das, was er zu
seinem Geschäfte bedarf. Ohne diese Kenntnisse
ist selbst die Grammatik tod; aber in den Geist des
Alterthums einzudringen; jedes seiner Werke aus
seinem richtigen Standpunkte zu beurtheilen; seine
innere Vortrefflichkeit nach Zeit und Umständen
richtig zu schätzen; jedes seinem wahren Urheber
zuzutheilen; jedes in jeglicher Rücksicht an die ihm
gebührende Stelle zu setzen; alle diese Geschäfte
der Kritik sind schlechterdings an jene Kenntnisse ge-
bunden, und ohne dieselben mit allen Gaben des
Geistes und des Ahndungsvermögens nicht zu voll-
bringen.

So sind wir wiederum auf den Standpunkt
gekommen, von dem wir ausgegangen. Die Er-
wähnung des grammatischen Studiums, als der
ersten Bedingung der Alterthumskunde, hat uns
zu etwas Größern und Höhern geführt, zu der
durchdringenden Anschauung der classischen Welt
überhaupt, so wie sie vornemlich in ihren muster-
haften Erzeugnissen erscheint. Hier ordnen sich die
einzelnen Elemente zu geistvollen Ganzen, die an
sich der tiefsten Betrachtung werth, in ihrem Zu-
sammenhange eine Vollendung der Menschheit zei-
gen, wie sie nie weder vorher noch nachher erschie-
nen ist. Dann steht nicht mehr jedes Werk allein,
wie meist in der lückenhaften Geschichte der neuern

Literatur, sondern Eines reiht sich an das Andre an, Eines setzt das Andere voraus und erzeugt das Andre; und so zieht sich ein langer schöner Kranz der höchsten Bestrebungen durch das ganze classische Alterthum hindurch, der an den Tempeln der Götter, der Verfassung und der politischen Geschichte befestigt ist. Die Betrachtung dieses innigen, dem hellenischen Alterthume durchaus eigenthümlichen Zusammenhanges der Begebenheiten, der Sitten, des innern und äußern Lebens, der Künste und Wissenschaften, der Gesetzgebung und theoretischen Weisheit, ist ein so erfreulicher, Herz und Sinn rührender Anblick, wie der einer blühenden Oasis in den Wüsten der Weltgeschichte, der das Gemüth, wenn es der Unzusammenhang der Gegenwart quält, mit Trost und Hoffnung erfüllt. Hier treten, in einem engen Raume der Zeiten und Länder zusammendrängt, Schaaren von Heldensöhnen um uns her, um deren strahlende Scheitel sich der Kranz der Vaterlandsliebe, des festen Heldenglaubens, der Verachtung der Gefahr und des Todes, ja meist auch der Kranz zarter Gefühle und der edelsten Bildung schlingt. Den Heroen des Vaterlandes gesellen sich die Helden der Wissenschaft zu, und beyde mischen sich freundlich, ohne Furcht, so wie ohne Mißgunst und Stolz. Der Dichter erfreut sich des Kriegers und seiner begeisternden Thaten; der Krie-

ger des Dichters und seiner unsterblichen Gesänge und oft ist es dieselbe Hand, die im Frieden die Palme der Kunst, auf dem Schlachtfelde Lorbern der Tapferkeit bricht. Mit beyden wandeln die Weisen in freundlichem Verein durch die Haine der Gymnasien und die Hallen der Tempel. Einer lernte von dem Andern, Einer entzündete den Andern, einer bildete den Andern auf die freyste und edelste Weise durch ein belebendes Zusammenseyn. So geschah es, daß die Krieger nicht nur Großes thaten, sondern auch weise dachten und sprachen; die Weisen aber nicht bloß Gutes lehrten, sondern auch Edles und Kühnes vollbrachten.

Diejenigen, welche das Alterthum aus diesem Standpunkte betrachten, werden über die Beantwortung der Frage, „warum man die Jugend auf einem mühsamen und dornenvollen Wege in das dunkle Land eines ausgestorbenen Volkes führe, und sie Jahre lang mit dem Erlernen einer untergangenen Sprache quäle?" — nicht in Verlegenheit seyn. Es war eine Zeit, und diese Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo diese Frage mit Lebhaftigkeit aufgeworfen ward, und viele verständige und wohlgesinnte Männer dem alten Gebrauche der Schulen entgegen traten. Und ihrer Ansicht und dem Stande der Dinge nach, mit Recht. Oder wäre ihnen das Mitleiden zu verargen gewesen, das sie mit der Jugend fühlten, die ihre besten

Jahre mit der Handhabung eines toden Werkzeuges verlohr? Oder wäre ihre Behauptung irrig gewesen, daß das Erlernen einer fremden Sprache, insofern sie aus Wörtern und Redensarten besteht, die man mit den Wörtern der Muttersprache hinüber und herübertauscht, nur das Gedächtniß übe, den Geist aber nicht belebe, sondern töde? Und wer möchte leugnen, daß auf vielen Gymnasien die Beschäftigung der Lehrer und Lernenden durch eiteln Wortkram erschöpft wurde, bey welchem die Werke des classischen Alterthums nur als ein Mittel dienten, das, was durch eine heillose Umkehrung aus dem Mittel zur Hauptsache gemacht worden, daran zu knüpfen? Daher galten jene Angriffe wohlmeinender Pädagogen nicht eigentlich dem Studium des Alterthums, sondern der Verkehrtheit, mit welcher es betrieben wurde. Aber indem sie einen unleugbaren Irrthum rügten, schweiften sie selbst auf einen andern Irrweg ab, bekriegten die gelehrten Anstalten in ihrem Mittelpunkte, stürzten die Altäre und Tempel der Alten um, und setzten dem Unterrichte der Jugend, statt der Bildung, den nächsten Nutzen zum Ziel. Durch diesen ökonomischen Geist, welcher die Blicke der Jugend auf ein Materielles und Nahes beschränkte, welcher sie gewöhnte, nur solche Bestrebungen zu achten, welche die schnellsten Früchte erwarten ließen, durch diesen rechnenden Geist,

wurden die Gemüther unvermeidlich herabgezogen, die Einbildungskraft erstickt, und das Götzenbild des Vortheils auf den Altar der Tugend erhoben. Die Folgen dieses Irrthums konnten nicht lange unbemerkt bleiben, und seine Enthüllung führte auf den richtigen Weg zurück. Mit neuer Liebe wurde das Alterthum aufgesucht. Noch war unter den umgestürzten Altären das heilige Feuer nicht erloschen; noch standen die Säulen seiner Tempel unerschüttert. Von allen Seiten strömten ihnen Priester und Jünger zu. Eifriger als je wurde der Herrlichkeit des Alterthums gehuldigt, jeder seiner Reste an das Licht gezogen, seine Tiefen erforscht und aufgehellt. Wie auf dem ganzen Gebiete der Wissenschaften, so ist auch hier die erfreulichste Regsamkeit sichtbar, und unter dem Andrange feindseliger Verhältnisse hat sich die Kraft des deutschen Volkes in dem Streben nach den edelsten Zielen rühmlich bewährt. Die großen Ereignisse der neuern Zeit haben uns das Alterthum näher gerückt; seine Schriftsteller werden fleißiger gelesen und besser verstanden; und fast ist kein Theil in dem weiten Gebiete der classischen Welt, der nicht durch neue und folgereiche Forschungen beleuchtet worden. Mehr als je sind daher die Gemüther von ihrer Größe und Würde ergriffen; mehr als je wird der kindliche Sinn ihrer wunderbaren Werke erkannt, mehr als je die edle Einfalt

gefühlt, die ihrem ganzen Leben aufgedrückt ist. Schon nehmen wir auch in den Erzeugnissen der neuern Zeit die Wirkung einer so rühmlichen Begeisterung wahr. Das Gemeine weicht immer mehr und weiter zurück; das Edle tritt an seine Stelle, und Alles was empfängliche Gemüther erheben kann, wird mit ausgezeichneter Liebe und dem glücklichsten Erfolge gepflegt. Rasch schreitet der Genius der Cultur, wie die Muse der Wissenschaft fort; täglich wächst ihr Gebiet, und ihre Grenzen erweitern sich. Hier ist kein Verweilen, kein Stillstehn erlaubt. Indem wir reden, entflieht uns die Zeit. Lassen Sie uns also nichts versäumen, wozu uns die Stimme der Zeit, die Forderungen unsers bessern Ichs, und die Ehre des Vaterlands aufruft. Lassen Sie uns mit gemeinsamen Eifer den bezeichneten Weg betreten, und das hohe Ziel in das Aug fassen, das uns mit seinen Kränzen winkt; und nehmen Sie von mir in dieser feyerlichen Stunde, wo zugleich der Rückblick auf eine glückliche Vergangenheit, auf eine geliebte Heimath, auf eine blühende Anstalt, welcher ich eine Reihe von Jahren hindurch zu dienen die Ehre gehabt, und zugleich die Aussicht auf die mir in diesem Königreiche und an der berühmtesten seiner Schulen geöffnete Laufbahn, die ich mit dem größten Vertrauen auf Ihren Eifer betrete — während Alles das mein Gemüth auf das

innigste bewegt, nehmen Sie von mir die Versicherung an, daß ich alle meine Kräfte dem hohen Berufe widmen werde, zu welchem mich die Gnade unsers Hochverehrten Königes und seiner Räthe erwählt hat. Ich weiß, daß Liebe der Wissenschaft und Bildung Sie beseelt, und ich wünsche mir Glück, Sie auf dem Wege begleiten zu dürfen, auf dem Sie Ihrer höchsten und edelsten Wünsche Befriedigung finden werden.

IV.

Deutschlands Ehre.

Dem Andenken der in dem Kriege gegen Frankreich gefallenen Deutschen gewidmet.

Zur Feyer des Friedens.

Im Junius
1814.

An dem Ende eines furchtbaren Krieges, und bey der Feyer eines Friedens, welcher oft umsonst gehofft und versucht, endlich durch die Eintracht der Fürsten, durch die Tapferkeit ihrer Völker und durch eine Reihe fördernder Ereignisse, die wir dankbar der göttlichen Güte zuschreiben, dem gequälten Europa geschenkt worden, ziemt es uns, in der Fülle unsrer gerechten Freude, der Tapfern eingedenk zu seyn, die sterbend für uns, die Bedingungen des Friedens mit ihrem Blute geschrieben haben [1]). Mit der Erinnerung an diese Trefflichen, die uns, den Nachgebliebenen und den künftigen Geschlechtern, durch das Opfer ihres blühenden Lebens, des Lebens höchstes Gut, die Freyheit, erkauften, wollen wir die Feyer dieser schönen Tage erhöhen; und indem wir ihre Gräber mit den Kränzen unsrer Dankbarkeit schmücken, den Forderungen eines gerührten Herzens Genüge leisten. Denn das sey fern von uns, mit schlaffen Klagen die Gefallenen zu betrauern, oder durch

selbstsüchtige Wünsche die Heiligkeit dieser großen Zeit zu entweihen; und wenn schon die Natur ihre Rechte fordert, so möge doch keine Mutter seyn, die nicht bereit wäre, ihren gerechten Schmerz um den Geliebten, der nicht mit den Siegenden heimkehrte, auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Dann werden schöne Thaten würdig gefeyert, wenn jeder ihrer Zeugen den edeln Sinn, aus welchem sie hervorgegangen, gleichsam wie ein Erbtheil der Tugend mit ganzer Seele ergreift, und es, so viel an ihm liegt, durch ähnliche Thaten vermehrt, oder, wenn es hierzu an Gelegenheit gebricht, durch Bewunderung geschmückt, den kommenden Geschlechtern übergibt. Dieß ist auch unsre Pflicht und ein frommer Beruf. Denn wenn in der langen Ruhe des alltäglichen Lebens der Mensch unter sich selbst herabzusinken scheint; wenn er in Bequemlichkeit und Wollust, in Selbstsucht und Eigennutz verlohren, seiner höhern Abkunft vergißt, so sendet Gott, der das Geschlecht seiner Kinder am väterlichen Herzen trägt, Dränger unter sie, die zum Widerstand auffordern, und durch die Noth die zerstreuten und verlohrnen Kräfte aufzusuchen, zu sammeln und zu beleben zwingen. Aus dem Schooße des Unglücks erzeugt sich der Muth; der Sturm zerstreut die Asche, die den schlummernden Funken barg, und die Flamme kühner Thaten

schlägt zum Himmel auf, die auch künftigen Zeiten wie eine Feuersäule der Tugend leuchtet, die Nebel des ungläubigen Zweifels zerstreut, und den Weg durch die Wüsten des öden Lebens zeigt. Ein solches Licht ist auch uns aus dem Dunkel dieser verworrenen Zeit hervorgebrochen, und schwebt, wie der Verkünder eines neuen Menschenalters, wie das Zeichen des Bundes zwischen Gott und Menschen über dem Grausen der Sündfluth, um die Gräber der Edeln, die mit ungebrochnem Muth, auch im Tode noch stark, den Frevel des Uebermuthes bezwungen haben. Auch ihr Loos war schön und beneidenswerth. In dem Getümmel der Schlacht schreckte sie nicht das Gespenst des Todes, das langsam quälend um Krankenbetten schleicht; und die Liebe des Lebens wich der begeisterten Hofnung, die ihnen aus dem Aether einer höhern Welt unverwelkliche Kränze des Ruhmes und der Freyheit reichte. So schritten sie auf dem Wege eines großen Berufes, als Retter und Rächer des Vaterlandes, durch die Pforten des Todes zu einem unvergänglichen Leben, dessen reinen Aether keine irdischen Stürme trüben, und lehrten uns sterbend, Schande und Knechtschaft mehr als den Tod zu fürchten, kein Gut der Freyheit vorzuziehn, und dieses, durch den kostbaren Preis ihres Blutes errungene Gut, durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Treue für ewige Zeiten zu sichern.

Indem wir uns also, dieser Lehren eingedenk, mit gerührtem Herzen zur Feyer des Friedens um die vaterländische Eiche sammeln, die, mit dem Blute unsrer Freunde und Mitbürger getränkt, ihre Arme kräftiger als je zum Himmel erhebt, feyern wir das Andenken der Todten auf eine würdige Weise, so wie es deutschen Männern geziemt *). Lasset uns aber, damit diese Feyer vollkommener werde, vor allem die Güter in die Augen fassen, die dieser Krieg uns gewonnen, um sie eben so männlich zu vertheidigen, wie sie errungen worden, und indem wir sie in ihrem ganzen Umfange schätzen, ihre Urheber desto schöner und würdiger ehren. So werden wir auch zugleich die Erinnerung an die harte Zeit versüßen, die jetzt hinter uns liegt, und, in dem Genusse der errungenen, in der Hofnung der künftigen Segnungen, die noch offnen, blutenden Wunden des Vaterlandes vergessen dürfen **).

Wenn wir aber hier der gewonnenen Güter gedenken, so sind damit keineswegs diejenigen aus-

---

*) Feminis lugere honestum est, viris, meminisse. Tacitus de Mor. Germ. c. 27.

**) Non pigebit memoriam prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum composuisse. Tacit. Vit. Agric. c. 3.

schließend gemeint, welche der Eigennutz in dem gemeinen Verkehr des Lebens mit diesem Nahmen beehrt. Zwar darf es niemand tadeln, wenn da, wo die Schicksale der Völker gewogen werden, die Rücksicht auf ihren Wohlstand in die Wagschale gelegt wird. Den meisten Kriegen, welche je geführt worden, hat diese Rücksicht zum Grunde gelegen, und sie befleckt den Ruhm des Sieges nicht. Denn erstlich sind unter gebildeten Völkern die Sitten an ein gewisses Maaß des Wohlstandes geknüpft, das nicht wesentlich verringert werden kann, ohne die Grundlage der Rechtlichkeit zu erschüttern; zweytens aber werden selbst Handelskriege nicht sowohl um baaren Gewinn, als um freye Bewegung in dem Verkehre der Theilnehmer des Handels geführt. Diese freye Bewegung ist es, in welcher der Reichthum der Staaten liegt; nicht in der Masse der Metalle, die ihnen zuströmt; wie wir denn auch die Entführung des letztern leichter ertragen haben, als den Zustand der Gebundenheit und die willkührlichen Schranken, mit welchen die Uebermacht der Sieger das Bestreben nach Verbesserung unsrer Lage, und nach Vermehrung unsers Wohlstandes umschloß. Umsonst verwies man uns auf die entfernte Zeit der Reifung des großen Systems, und beschwichtigte uns, wie weinende Kinder, mit der Verheißung eines Glücks, das, wenn es auch erschienen wäre,

doch schwerlich sein Füllhorn über Deutschland ausgeschüttet hätte. Nur das war uns gegönnt, die Gefahren des Kampfes zu theilen, durch den unsre Schranken immer enger gestellt wurden; aber daß der Sieger den Völkern, die seine schirmender Aegide versteinerte, Antheil der Ernte von dem Acker seiner Alleinherrschaft würde gestattet haben, wer hätte das hoffen dürfen? Er würde, das wußte man, die blutige Errungenschaft seiner Siege in den Schlund seiner Finanzen und Hoffahrt geleitet, und sich an dem stummen, gierigen Zuschaun der getäuschten und entwürdigten Völker nach seiner Weise erfreut haben. Freyheit wäre uns nicht geworden. Freyheit aber ist des Handels erstes Gesetz, und seine Quellen trocknen aus, wo sich zu Hermes friedlichem Stabe das Schwerd gesellt. Hier ist also der Gewinn offenbar, wo das vorhandene Uebel unerträglich ist, und statt der Heilung, die Gefahr arger Verschlimmerung drohte. Und schon jetzt, da kaum die aufgelegten Banden gefallen sind, ist ein froheres Leben an die Stelle der erzwungenen Ruhe getreten. Neue Hoffnung belebt den Fleiß; und es sind nicht bloß mehr die Bedürfnisse des Krieges, welche die Straßen und Märkte füllen. Nicht mehr ziehen die verwaisten Flüsse in stiller Trauer durch das Land; sie haben das fremde Joch abgeworfen, und gehören wieder dem Vaterlande

an; und an den Ufern des Meers umfangen die freygewordenen Häfen mit neuer Lust die Schiffe aller Zonen in ihren geöffneten Armen. So sind die Schranken gefallen, welche die gewaltsam getrennten Völker von einander hielten; und das Band des Handels, jenes schöne Band, das alle Theile der Erde freundlich umschlingt, hat sich von selbst in dem Augenblicke wieder geknüpft, wo Napoleons harter Hand der Zepter der Zwietracht entfiel. Dem freyen Austausche der Erzeugnisse folgt auch der freye Verkehr der Geister nach. Kenntnisse, Ideen, Erfindungen gehen wieder ungehindert von Land zu Land; die Völker Europas sind wieder zu einer Familie geworden, und schon bietet auch die neue Welt der alten die Hand, den Groll vergessend, den französische List in die Gemüther ausgestreut hatte. So wird auf die Freyheit der Länder auch die Freyheit der Meere folgen; alle Völker werden ihren Antheil an den Wohlthaten des Handels nehmen; alle werden in Betriebsamkeit, in Kunstfleiß und in Redlichkeit wetteifern; sie werden um den Gemeingeist und alle die bürgerlichen Tugenden ringen, ohne die alle politische Macht und die schwimmenden Vesten der Meere nur ein eitles Schaugepränge sind; die aber oft allein genügen, um mitten in den feindlichsten Stürmen das Schiff des Staates über den Wellen zu halten. Dann wird sich auch selbst der

Pöbel schämen, über unmoralischen Krämergeist zu lästern, der eben in den großartigen Grundsätzen des Welthandels untergeht; Grundsätzen, die auf so festen und tiefen Wurzeln ruhn, daß sie auch durch eine verderbte Regierung nicht erschüttert werden, und eben dadurch den Stand des Kaufmannes zu einem der sichersten Pfeiler des Staates machen [2]).

Also auch in dieser Art von Gewinn, der von allen am meisten in die Augen fällt, und von vielen allein geschätzt wird, liegt das Sittliche dem Irdischen nah, und wir dürfen uns der Freude nicht schämen, die wir bey seinem Erringen gefühlt haben. Doch ist er keineswegs der einzige, und auch der größte nicht, der aus den Siegen dieses glorreichen Jahres erwuchs. Aeußere Freyheit ist achtbar; Wohlstand ist angenehm; aber beydes ist hinfällig, wenn es nicht auf die Sitten gegründet ist. Diese Grundlage ist uns gerettet; sie hat in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes die feindlichsten Angriffe überlebt, und der mühsam errungene Sieg hat sie von neuem befestigt. Die Herrschaft der Welt schien der willkührlichsten Gewalt dahingegeben; Betrug und Arglist gingen ihr zur Seite; leise nur seufzte die Wahrheit noch und selten ungestraft; der Glaube an die sittliche Kraft des Guten ward durch jeden neuen Sieg des Bedrückers geschwächt; der Pfuhl des Verderbnisses

erweiterte sich immer mehr, und riß ein Volk nach dem andern in sich hinab. So war es noch, als Napoleons Heer siegreich über den Borysthenes zog, und seine stolzen Adler auf die alte Burg der Moscowitischen Czaren pflanzte. Welcher Wandel seitdem! Mit welcher Beruhigung sehen wir jetzt auf die Wege der Vorsehung zurück, die den übermüthigen in den Staub wirft, wenn er die Zinnen des Himmels zu erfassen gedenkt, und ihm, indem er sich einen Nahmen zu machen denkt *), Sinn und Sprache verwirrt. Dieses Schauspiel, nicht minder erhebend als schreckend, ist uns zu Theil geworden; eines der größten, das je vor den Augen Eines Menschengeschlechtes begonnen und geendet hat. Nur das eben entkräftet so oft die Lehren der Geschichte, daß die Wirkungen der gemisbrauchten Gewalt und des Uebermuthes gewöhnlich so fern, oft durch Jahrhunderte von ihrer Quelle getrennt sind; so daß die schreckende Kraft der Lehre durch die frevelhafte Hoffnung gelähmt wird, die Strafe der Ungerechtigkeit werde, wenn sie je erfolge, erst auf ferne Geschlechter fallen. Aus diesem Schlummer der Sicherheit ruft die Geschichte unsrer Tage Völker und Fürsten auf:

---

*) 1 Buch Mosis, Cap. 11, V. 4.

„Daß sie bey Zeiten gewarnt Gott und die Gerechtigkeit ehren*);“ und die Strafen des Frevels für ihre eignen Häupter fürchten **).

Laßt uns demnach zuerst unsre Blicke auf Frankreich richten.

Als hier, nach den ersten glorreichen und verheißungsvollen Tagen der von König und Volk gemeinsam begonnenen Wiedergeburt, durch ungemäßigten Uebermuth und geheime Ränke das Feuer der Zwietracht angeschürt und solche Stürme erregt worden waren, die alles Böse aus der Tiefe auswühlten, da kam auch wiederum der alte Hochmuth des französischen Volkes mehr als je an den Tag. Berauscht von stolzen Hofnungen, die ihnen aus den begeisternden Reden ihrer Führer glänzend und leuchtend aufsprühten, verachteten sie alle Völker, die mit treuer Ergebenheit an ihren alten Gesetzen hielten, als feige Knechte, verhöhnten ihre Nüchternheit, und verhießen, im festen Glauben an die Untrüglichkeit der eignen Einsicht, ihren Meinungen den Sieg der Welt. Wie sie diese Anmaaßungen bis zum Wahnsinn

*) Discite justitiam moniti, nec temnere Divos.

**) Pauci prudentia honesta a deterioribus, utilia a noxiis discernunt; plures aliorum eventis docentur. Tacitus Annal. IV. 33.

getrieben, wie sie alte Verträge übermüthig gebrochen, fremdes Gut an sich gerissen, Könige und Völker schimpflich bedroht, und so endlich die Waffen auch der Friedlichsten gegen sich gekehrt; Alles das ist nicht vergessen, obschon durch die Menge und Schnelligkeit nachfolgender Ereignisse in die Ferne gerückt. Wie aber gleich beym ersten Beginn der politischen Wiedergeburt der reine Eifer für das Rechte und Gute, welcher ohne allen Zweifel in vielen Gemüthern glühte, durch thörigte Eitelkeit und unbesonnene Hitze getrübt ward, so daß das Ernsteste und Größte, durch theatralischen Prunk entstellt, bald in höhnenden Muthwillen und Zerstörungslust ausging [3]); so schlug das ganze Unternehmen, in seinem Beginn als vollendet, und bey seinem ersten Versuch als unübertrefflich gepriesen *), nach vielen neuen und immer vereitelten Versuchen, zum Verderben seiner Urheber und

*) So heißt, um nur Eines von vielen anzuführen, in J. J. Regnault Siècle de Louis XVI. das Werk der constituirenden Nationalversammlung, le fruit des oracles de tous les philosophes, le fruit de la sagesse de tous les hommes de bien, le fruit de la bonté de tous les philanthropes, la Constitution le chef d'oeuvre de l'Univers. Kurz darauf war der Nahme einer ungestalteten Misgeburt der mildeste, mit dem sie belegt wurde.

zum Hohne der Welt aus *). Aus einer und derselben Quelle eiteln Hochmuthes entsprang zugleich das Kindischste und das Verabscheuungswürdigste; dem Uebermaaße der Verfeinerung folgte das Uebermaaß der Roheit, und sie brüsteten sich mit dieser nicht weniger, als sie sich mit jener gebrüstet hatten. Die Strafe, die sie erfuhren, war hart. Sie, welche ihr Werk mit einer Thorheit beginnend, die allgemeinen Grundsätze des Naturrechtes zum Gesetz erhoben, und unter dem prunkenden Nahmen einer Declaration der Menschenrechte, gleichsam als das Banner der neuen Freyheit, öffentlich ausgestellt hatten, und sich ohn' Unterlaß in dem Staunen über die alten räthselhaften Orakel dieses neuen Götzen berauschten; sie sahen sich bald, durch ihre eigene Thorheit und die von Tag zu Tag bis zur Un-

*) Forthwith a hideous gabble rises loud
Amongst the builders: each to other calls
Not understood; till hoarse, and all in rage,
As mock'd, they storm. Great laughter was in heav'n,
And looking down, to see the hubbub strange,
And hear the din. Thus was the building left
Ridiculous, and the work Confusion nam'd.

Milton's Parad. Lost. XII.

menschlichkeit gesteigerte Wuth der Factionen, der gemeinsten bürgerlichen Rechte beraubt, und ihr entehrtes und entweihtes Land in einen blutigen Kerker umgewandelt. In diesem Reiche, welches ein Reich der Vernunft zu heißen begehrte, saß der Wahnsinn auf dem Throne; die Freyheit war in Ketten gelegt; jeder Schein der Ordnung zerstört; keine Sicherheit des Lebens, noch des Eigenthums; kein festes Gesetz, als fern von den Grenzen, im Lager und auf dem Schlachtfelde. Aber auch der Schein der Kraft zerrann, als das Reich der blutigen Willkühr zertrümmert war; und nach tausend eiteln Versuchen, die Form der republicanischen Freyheit einem Lande aufzudringen, das durch seine ganze Beschaffenheit und durch die Gewohnheit von vierzehn Jahrhunderten der Monarchie geweiht war, mußte sich Frankreich glücklich preißen, als es ein Corse mit starker Hand dem Strudel der Anarchie entriß, die Stellvertreter des Volkes zerstreute, und indem er die schlaffen Zügel ergriff, den Wagen seiner Triumphe über den Leichnam der Freyheit lenkte, deren Erhaltung er beschworen hatte [4]). Von unbeschränkten Herrn *) zu Unterthanen herabgewürdigt [5]), gab das jubelnde Volk die so stolz verkündigten, und in blutigen Schlachten so

*) Le peuple souverain.

glorreich vertheidigten Rechte auf, indem es für die verlohrenen Ansprüche Ersatz im Frieden hoffe. Nicht eitel schien diese Hoffnung zu seyn. Das Morgenroth einer bessern Zeit ging über Frankreich auf. Die Fackel der Zwietracht erlosch; die zerstörten Altäre erhoben sich; Gesetz und Recht kehrte zurück. Aber auf dem neubefestigten Grunde der Ordnung erhob sich der Kaiserthron; und der Purpur, der Napoleons Schultern umfloß, brachte ihm selbst, wie das giftgetränkte Gewand des Alciden, und denen, die ihm nahten, den Untergang. Die Kluft, die diesen stolzen Thron von den alten Sitzen europäischer Herrscher schied, konnte nur mit Leichen ausgefüllt werden; nur im Kriege war Heil gegen Untergang; Kriege keimten aus Kriegen auf; und die Streiter für das Kaiserthum bedeckten sich, wie einst die Vertheidiger der Republik, mit unfruchtbaren, aber glänzenden Lorbeeren. Von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung geführt, vergessen sie ihre eigne Knechtschaft; und der stolze Schall der Drommette des Ruhms, welcher die Welt erfüllt, übertäubt das Wehklagen der Erschlagnen und den Jammer der Mütter, die um die entführten, oder verstümmelten oder getödeten Kinder weinen [6]). Selbst unterjocht, bringen sie andern Völkern das Joch; und wie sie sich selbst vor dem Throne ihres Kaisers, dem Werke ihrer Hand, in den Staub werfen, so sollen auch fremde

Völker keinen andern Willen als den seinigen anerkennen. Und wie früher Jacobinische Heere den unfruchtbaren Freyheitsbaum, so trugen jetzt die Satelliten des Kaiserthums das Gesetz der Weltherrschaft im Gefolge ihrer Adler von Land zu Land; erfreuten sich der Bedrückung freyer Völker, und nährten mit dem Hasse, der ihnen folgte, ihren schwindelnden Stolz. Unerschütterlich wähnt das eitle Volk den Thron seiner Herrschaft gegründet, und bey dem Glanze des kaiserlichen Purpurs, bey den Siegen seiner Heere, der wachsenden Ausdehnung seiner Grenzen, und dem glücklichen Gelingen aller Künste der List, verschwindet ihm der Gedanke an die heimische Erniedrigung. Aber auch dieses Trugbild wird ihm zerstört. Die Lorbeeren seiner langen und blutigen Siege verwelken über Nacht; verspottete Horden treiben die Unüberwindlichen vor sich her; und mit geheimerer oder lauterer Freude vernehmen die bejochten Völker die schmähliche Flucht und den schrecklichen Untergang ihrer Bedrücker. Die Weltherrschaft zerrinnt, wie der Schnee des Winters vor den Strahlen der Frühlingssonne. Die gezwungenen Bundesgenossen fallen ab; die alte Feindschaft erhebt frey ihr Haupt, und bis zu den Ufern des Rheins hin folgt den Besiegten der rächende Donner der Sieger nach. Umsonst umschlingt ein dreyfacher Gürtel von Vesten Frankreichs altes Gebiet. Die tapfern Heere der Verbündeten über-

springen jeden Widerstand, zerstreuen den Feind, dringen in die stolze Hauptstadt ein, und gebieten den Frieden. England sendet einen König über das Meer, der aus jeder Freystatt vertrieben, endlich an Albions Ufern Schutz und Gastfreundschaft gefunden hatte, und dieser König widerlegt die Schmähungen der Feinde seines Stammes durch Vergessenheit. Und wie mit dem gesetzmäßigen Herrn väterliche Milde [7]), so zieht mit den siegreichen Fürsten schonende Großmuth ein, die jede Rache verschmähend, mitten in ihren Triumphen die Nemesis ehrten. Vielleicht ist auch diese Lehre an dem unheilbaren Volke verlohren. Schon täuscht es sich selbst mit mancherley Trug über seine Erniedrigung; schon vergißt es den Jubel, mit dem es die Sieger empfangen hat *); spottet der Schonung, die es erfahren, und sinnt vielleicht jetzt schon auf neue Kriege und der verlohrenen Beute Ersatz. Dann laßt uns die Unheilbarkeit seines verstockten Sinnes beklagen, und wenn es, mild der Herrschaft unduldsam, das eherne Joch der Tyranney zurückverlangt, dann laßt uns gerüstet

*) Clamor vocesque vulgi, ex more adulandi, nimiae et falsae studiis votisque certabant, non metu aut amore, sed ex libidine servitii. Tacit. Hist. 1. 90.

unsre Grenzen bewachen, fest im Glauben, und auf den Arm des ewigen Rechtes trauend. Kein Volk der Erde aber wende die Blicke unbelehrt und ungebessert hinweg.

„Wer sterblich gebohren ist, scheue den Uebermuth; eine Saat des Verderbens sprießt aus ihm auf, und eine Ernte voll Thränen wird von diesen Saaten gemäht*).

Wie die Geschichte des französischen Volkes in dem Misbrauche seiner Macht den Völkern große und furchtbare Lehren predigt, so ist das Schicksal des Mannes, der sich auf das ungebändigte Roß der französischen Freyheit schwang, nicht minder belehrend für die Inhaber der höchsten Gewalt, für den Einzelnen nicht minder erschütternd. Wir sind weit entfernt zu bezweifeln, daß in der Seele dieses außerordentlichen Mannes ein Saamen ächter Größe lag, und es gab eine Zeit, wo sich der Bewunderung der glorreichen Thaten des Feldherrn, auch Freude an der edlen Großmuth und Humanität des Siegers zugesellen durfte. „Wie aber der warme Tag die Nattern hervorlockt," so brütete das Glück in seiner Brust den verderblichsten Ehrgeiz aus**). Er, der im Felde un-

*) Aeschylus Perser V. 818.

**) Shakespeare im Julius Cäsar.

verzagt dem überlegensten Feinde trotzte, unterlag der Versuchung, in die ihn die Unbedachtsamkeit des berauschten Volkes zog [8]), und gab sich den Dämonen des Ehrgeizes, der Selbstsucht und Eitelkeit hin. Die Mäßigung wich von ihm. Die Kronen, die er nun auf seinen Scheitel häufte, waren, wie ein Geschenk der Ate, verwirrend: ein schlimmer Wahn „daß menschliche Anstrengung nichts vermöchte gegen seine Macht [9]), daß ihm keiner seiner Plane scheitern, keine seiner Unternehmungen mislingen könne", wurde der Leitstern seiner Handlungen, und dieses tückische Phantom riß ihn in die Syrten wilder Herrschbegier, stolzen Eigensinns, und falscher List *). Von früher menschlicher Größe blieb ihm nur ein hohles Schattenbild zurück. Doch schien er noch groß auf dem Gerüste, das seine Klugheit mit seltner Kunst aufgeführt hatte; ja, dieser stolze Bau schien durch Benutzung aller Verhältnisse, in welche jedes menschliche Gefühl, jede Begierde, jede Leiden-

*) Praevalebant jam fata consiliis omnemque animi ejus aciem perstrinxerant. Quippe ita se res habet, ut plerumque cujus fortunam mutaturus est Deus, consilia corrumpat, efficiatque, quod miserrimum est, ut, quod accidit, id etiam merito accidisse videatur, et casus in culpam transeat. Vellej. Paterc.

schaft schlau verflochten war, der Mißgunst und der Zeit trotzen zu können. Mit dem Lorber wurde die Myrte verschlungen, und was das Schwerd gegründet hatte, mußte die Liebe befestigen. Ein Erbe noch schien der Dauer des Thrones zu fehlen; auch dieser Erbe erschien, und empfing in der Wiege schon die bedeutungsvollste Krone aus den Händen der alten Beherrscherin der Welt. Frankreich jubelte um die Wiege seines künftigen Herrn; die andern Völker aber erzitterten bey dem Gedanken einer zahlreichen Nachkommenschaft aus Napoleons Lenden. Denn wie der friedliche Wilde, so oft ihm ein Kind gebohren wird, einen neuen Pisang neben seine Hütte pflanzt, in dessen Schatten jenes einst die Freuden und den Unterhalt seines einfachen Lebens finde, so schuf Napoleon für jedes Glied seines Hauses einen neuen Thron und ein neues Reich, jenem als Ausstattung, sich selbst zur Sicherheit. So wuchs das Gerüst seiner Macht trotzig dem Himmel zu, und schien der Stürme zu spotten, welche die Politik der Nachbarn zu seinem Umsturze aufrief. Und dieses Werk ungewöhnlichen Glücks, glänzender Siege, seltner Klugheit und beyspielloser Thätigkeit, dieser kühne Aufbau eng verketteter Eroberungen, nach menschlicher Ansicht unzerstörbar, wie schnell warf ihn der Misbrauch des Glücks [10]), ein Hauch der Widerwärtigkeit, und die verkannte

Kraft entfesselter Völker nieder! Schneller fürwahr als er gedacht worden! Das Gestirn Frankreichs erblaßte [11]), wie ein furchtbares Luftzeichen, vor der nahenden Sonne. Er, welcher noch in den letzten Tagen seiner sinkenden Macht, immer sich selbst gleich, den abtrünnigen Völkern Züchtigung drohte; er, welcher sich den Großen, den Einzigen, den Unüberwindlichen, einen Ausfluß des Ewigen, und den Mann von der Rechten Gottes nennen ließ [12]); er, welcher zu den Schweizern sagte: „Wenn ich einmal des Nachts von Euch träume, sende ich Euch eines meiner Heere, und eh' es Abend wird, seyd Ihr unauflöslich mit meinen Staaten vereint;" er, der in dem weiten Umfange seines Reiches jeden Willen gefesselt hielt, und die Gedanken selbst zu beherrschen glaubte *); er sieht binnen wenigen Monaten seinen Kriegsruhm verdunkelt, Frankreich von allen Seiten angegriffen, sein Heer zerstreut und seine Hauptstadt erobert. Und in dem Augenblick, wo der siegreiche Feind über die Schranken von Paris

---

*) — ademto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere. Tacit. Vit. Agric. c. 2.

schreitet, schiebt der Senat, das Geschöpf der kaiserlichen Macht und das blinde Werkzeug seines Willens, seine eignen Verschuldungen dem kaum noch vergötterten Herrscher zu, stürzt ihn hastig vom Thron, ruft den Ueberrest seiner Heere bey Strafe des Hochverraths ab, stürzt seine Trophäen um, vertilgt die Zeichen seiner Dynastie, und huldigt, nur den eignen Vortheil gewahrend, dem gebohrenen Erben des Throns. Jetzt vernimmt er seit langer Zeit zum erstenmal wieder die Stimme der Wahrheit. Der Jubelruf des wandelbaren Volkes, mit dem es den Triumphwagen der Sieger umringt, die Beschlüsse des undankbaren Senats, die Ausfälle der Zeitungsschreiber, die dreisten Anspielungen der Schauspieler, das ververworrene Geschrey aller losgebundenen Zungen [13]), dringt von allen Seiten her zu den Ohren des Mannes, der kurz vorher verheißen hatte, dem Drange der Noth auch wohl allein zu trotzen, und kein Dorf von Frankreich abzutreten, sollte auch der Feind auf den Höhen von Montmartre stehn. Von den Stützen seiner Macht verlassen, verläßt er sich endlich selbst, handelt um Geld und Titel, und nimmt von der Grosmuth der Sieger Leben, Unterhalt und eine Freystatt an. So entkleidete sich dieser Sohn des Glücks von den Strahlen, die so lange die Welt geblendet hatten, und trat würdelos von dem Schauplatze ab, den er

zwanzig Jahre hindurch *) mit seinem Nahmen, seinen Siegen und seinem Uebermuthe erfüllt hatte [14]. Von wenigen beklagt, von vielen verachtet, selbst mit Verwünschungen verfolgt, entflieht er dem betäubten Volk, um sich in das Asyl eines Eilandes zu retten, das ihn kaum zu herbergen im Stande ist. In seinem Scheiden aber von der Achtung der Welt hinterläßt er die Bestätigung der großen Lehre der Gerechtigkeit, welche die Sophisten der Regierungskunst in dem gemeinen Leben zwar für nützlich, in der Verwaltung der Staaten aber und in dem höhern Verkehr der Fürsten und Völker für eitel Thorheit zu halten pflegen:

> daß das Reich der Willkühr auf Sand gebaut ist, und daß es keine Klugheit gibt, die den Mangel der Gerechtigkeit und Güte ersetzen kann.

Diese Lehre, wenn sie nicht unfruchtbar zur Erde fällt, ist der erlittenen Uebel wohl werth, und wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß sie den Fortschritten der willkührlichen Herrschaft besser

---

*) Continua per viginti annos discordia: deterrima quaeque inpune et multa honesta exitio fuere. Tacit. Annal. III. 28.

wehren wird, als alle Schrecknisse der Revolution, die, indem sie abwechselnd Haß und Furcht erregten, bald zu gewaltthätiger Strenge auftiefen, bald die verächtlichste Schwäche und den heillosesten Wankelmuth an das Licht brachten. Jenes Mistraun aber, dessen Saamen jene unselige Zeit fast überall ausstreute, kann künftighin nicht mehr Wurzel schlagen. Gutes ist aus dem Uebel erwachsen; die edle Saat hat das Unkraut erstickt; Völker und Fürsten sind Eins geworden, und in der Vertheidigung der Thronen, ihrer Rechte und Würde, hat sich der Deutschen treuer Sinn, ihre Liebe zur Ordnung und die Gerechtigkeit ihres Anspruches auf die Freyheit bewährt. Das ist aber die schönste Probe einer gerechten Regierung, daß sich im Unglück der Bürger inniger an seinen Fürsten schließt, und der Erhaltung desselben Gut und Blut willig zum Opfer bringt; der Unterdrückte hingegen, wenn die Stürme der Widerwärtigkeit das kunstreiche Netz despotischer Anmaaßungen zerrissen haben, den Zwingherrn augenblicklich verläßt, und gleichgültig über seinen Untergang oder frohlockend, sein Brod an einem andern Tische sucht. Hier öffnet sich für ernste Betrachtungen ein weites Feld; eine Saat schöner Hofnungen blüht uns auf, und der Ausgang des denkwürdigsten Trauerspiels, läßt ein gesetzmäßiges Reich der Gerechtigkeit, der Mäßigung

und jeder Tugend erwarten, wie es der Fürsten Deutschlands und ihrer im Unglück geprüften Völker würdig ist.

Wenn aber das Reich der Sitten, das Einzige, welches in allen Beziehungen und in allen Verhältnissen der höchsten Bestrebungen würdig ist, sich tiefer unter uns gründen soll, so muß die Ergebenheit an ausländische Unart und Unsitte durch befriedigende vaterländische Einrichtungen, die uns von der Ueberschätzung des Ausländischen befreyen können, bis auf die letzte Spur in den Grenzen des deutschen Vaterlandes vertilgt werden. Nie hat jene Ergebenheit gute Früchte getragen, aber in dieser letzten Zeit der französischen Oberherrschaft ist uns die Gefahr der Vermischung deutscher und gallischer Weise mehr als je vor die Augen getreten. Früh schon hatte die glatte Geschliffenheit ihrer Zunge die deutsche Treuherzigkeit oft getäuscht; und ehe noch der Glanz des vierzehnten Ludwigs Europa blendete, aber doch von jener Zeit an am meisten, fingen wir an, unsre gehaltreichern Sitten gegen wälschen Flittertand umzusetzen. Je ferner wir uns von den Eigenschaften fühlten, durch die sich der Franzos an den Höfen der Großen, in dem Cabinet, im Gesellschaftszimmer und den Herzen gefallsüchtiger Weiber den ersten Platz leichten Kaufes gewann, desto stärker erregten sie unsre Wünsche; und um nicht immer über unsere

Blödigkeit zu erröthen, unternahmen wir oft einen unseligen Wettstreit der Frivolität mit den Meistern der Verführungskunst. Wenn aber auch dieser Wettstreit meist ohne Erfolg blieb, und wi nur etwas lächerlicher wurden als zuvor; so verwirrten sich doch die Sitten dadurch auf eine gefährliche Weise, und wir setzten gerade den bessern Theil unsers Wesens, unsere Geradheit und Redlichkeit, und damit auch zugleich unsre Freyheit auf's Spiel *). Diese Gefahr vermehrte sich, als in Frankreich auf die anstandvolle Sittenlosigkeit des Hofes eine heuchlerische Frömmeley, und dann durch eine allzugewöhnliche Rückwirkung, die ruchloseste Ausgelassenheit von den höhern Ständen auf die niedern herabstiegen, und Grundsätze, schlimmer als Handlungen, dem Laster eine Stütze boten [15]). In Frankreich war es, wo die Philosophie des Eigennutzes, die, wie ein Giftkraut, eben aus dem Moor der Unsittlichkeit entsproß, und wiederum auf sie zurückwirkte, dieser Atheismus der Moral, mit allem Schimmer ei-

---

*) Toutes ces bêtises que les nations corrompues appellent politesse, grâce, agrément, élégance, sont autant de chaines qui doivent servir à lier et à garrotter des esclaves. Mably.

ner trügerischen Beredsamkeit ausgeschmückt, von allen Künsten der Sophistik umringt, in die geistreichen, tonangebenden Cirkel der Hauptstadt eingeführt, und von da als die Blüthe der Weisheit, in das Ausland versendet wurde. Dreiste Verspottung dessen, was den Völkern seit Jahrhunderten ehrwürdig gewesen war, kam an die Ordnung des Tages; ein verwirrender Unglaube erhob sein Haupt; die Ehrbarkeit wurde lächerlich, die Unsterblichkeit eine Fabel; der augenblickliche Genuß der einzige Götze, dem die Weisen huldigten. Dabey blieb indeß die Heiligkeit des Scheines unangetastet, und indem das Innere ein Grab der Zerstörung war, log die Maske des Anstandes und ein eitles Gepräng mit Worten den Besitz, längst verlohrner und herzlich verachteter Tugenden [16]. Zufrieden, Sittsamkeit in gewählten Worten zu heucheln, (unter denen doch auch oft die Nattern sittenloser Zweydeutigkeit zischten), und in der äußern Geberdung eine Mäßigung zu zeigen, der das innere Gemüth und die That widersprach, gewöhnte man sich immer mehr, Arglist mit Würde, Treulosigkeit mit Anmuth zu paaren, und so das Urtheil der Welt, wie das eigne Gefühl zu verwirren [17]. Bald entdeckte man, daß eben durch diesen heillosen Betrug die Befriedigung böser Begierden pikanter werde. Da erschien der einfache Genuß nur für den Pöbel noch gut; den

Bessern wurde er durch Grausamkeit und Spott gewürzt, durch Raffinement die schlaffe Begierde geweckt, und die Lust der Sinne durch frechen Meineid und kalten Betrug veredelt [18]). Diese gräßliche Philosophie, die von den höhern Ständen mit Vorliebe und Geschmack ausgebildet worden, wendete sich gegen sie selbst in jener furchtbaren Zeit, wo die Hefe des Volkes und seine Führer ihre Gewaltthätigkeit mit Grausamkeit würzten, und diese durch rohen und frechen Hohn schärften [19]). Jenes leichtfertige Spiel, welches liebenswürdige Wüstlinge in dem Schooße der feinen Gesellschaft mit der Unschuld und Arglosigkeit getrieben hatten, wuchs jetzt in seiner großen Anwendung plötzlich, wie die homerische Eris, riesenhaft auf, und scherzte mit dem Leben ganzer Geschlechter um die Altäre französischer Freyheit, die zu Altären des Busiris wurden, nur mit dem Unterschiede, daß sie eben so wohl von dem Blute der Einheimischen als der Fremden troffen. Jener heillose Krieg zwischen Wort und That, welcher in dem gesellschaftlichen Verkehr der großen Welt längst schon den Glauben an Wahrheit zerstört hatte, drang jetzt auch in das Gebiet des Rechtes und der Freyheit ein, und alle Lehren der Weisheit alter und neuer Zeit, welche das witzige Volk noch nicht mit Spotte befleckt hatte, wurden in dieser Epoche der Verwüstung zu gleicher Zeit in

Worten hoch verehrt, durch Thaten freventlich verhöhnt. Mit Wohlgefallen vernahm das aufgeklärteste und gerechteste, das liebenswürdigste und sanfteste Volk des Universums die Berichte seiner Abgeordneten von zerstörten Städten, zerschmetterten Massen unbürgerlicher Bürger, republicanischen Hochzeiten, Treibjagen der Andersgesinnten, Hinrichtungen fanatischer Kinder [20]), um die Grundsätze der Freyheit und Menschenrechte auf dem ganzen Gebiete der Republik herrschend zu machen, während sich die Ausgewanderten dieser Greuel erfreuten, von deren Ueberschwang sie den Ausbruch einer günstigen Gegenbewegung erwarteten [21]). So geschah es, daß die großen Verheißungen von der Wiedergeburt der Welt in eine große Täuschung ausgingen, und das freye Land, eine Reihe von Monaten hindurch, wie ein Negernstaat erschien, in welchem sechshundert Könige, mit einem Schwarme kaltblütiger, aber berauschter Satelliten umgeben, ihre Feste durch Proscriptionen und Hinrichtungen feyerten. So befleckt mit dem Blute unzählicher Opfer, von vielen gehaßt, von ihren eigenen Freunden gemishandelt und verhöhnt, mit geschwornen und gebrochenen Eiden vielfältig belastet, ging die Republik in die Consularische Dictatur, und aus dieser in das Kaiserthum über. Durch das ruchlose Spiel mit Gesetzen, Verfassungen und Eiden, durch das

gewaltthätigste Schalten über das Leben der Bürger, durch nicht minder gewaltthätige Versetzung des Eigenthums in Kraft willkührlicher Gesetze *), war die Geringschätzung gesetzlicher Ordnung bey einem großen Theile des Volkes unglaublich gewachsen, so daß ihm im Innern ein ehernes Joch, auswärts aber, um seine verwilderte Heftigkeit zu beschäftigen, Kriege nöthig waren. Der Sitten ward nicht gedacht [22]. Mehr als je beherrschte Habsucht und Gier nach Genuß das dem Schrecken entronnene Volk. Reichthümer, wie man sie nie vorher in den Händen von Privaten gesehn, wurden durch jegliches Mittel ohne Bedenken aufgehäuft, und da Glanz und Größe des Reichthums die Blicke der Menge von der Art des Erwerbes ablenkte, so fanden die Besitzer derselben in allen Ständen Neider und Nachahmer. Die Verbrechen vermehrten sich; die nächsten und heiligsten Verhältnisse wurden verletzt; und unter den Lastern,

*) Postea id quoque accessit, ut saevitiae causam avaritia praeberet, et modus culpae ex pecuniae modo constitueretur; et qui fuisset locuples, fieret nocens, et sui quisque periculi merces foret, nec quidquam videretur turpe, quod quaestuosum esset. Vellej. Paterc. II. 22.

die dem blutigen Boden wild und üppig erwuchsen, waren Wollust und Schwelgerey die unschuldigsten. Der Triumph des bösen Princips schien vollbracht; eine trügerische, verwirrende Politik saß auf dem Throne; die Wahrheit war überall in das innerste Geheimniß der Herzen zurückgeschreckt; nur die Stimme der Lüge, war laut, und diese Eine Stimme, durch ein tausendfältiges Echo dienstbarer Zungen wiederholt, maßte sich den Thron und die Insignien der Wahrheit an.

Indem nun Frankreich durch die Ueberlegenheit seiner Waffen im Kriege, durch die Arglist seiner Politik im Frieden die benachbarten Völker in weiter Ferne an sich kettete, sah sich Europa durch die Unsittlichkeit der französischen Oberherrschaft in den edelsten Besitzungen des Geistes noch mehr als in dem Besitze irdischer Güter und dem Genusse seiner Rechte gekränkt. Die Macht des Beyspiels noch bey Seite gesetzt, war die Herabwürdigung der Gemüther in den unterjochten Ländern der französischen Oberherrn erstes und wichtigstes Geschäft. Die alten Tugenden, Liebe des Vaterlandes und der Freyheit, Anhänglichkeit an angestammte Rechte und Sitten, wurden in ihrer Wurzel angegriffen, bald durch Spott gekränkt, bald durch Drohungen zurückgeschreckt; eine neue Ordnung ward eingeführt, jede Erinnerung voriger Selbstständigkeit verbannend; ein neues Recht und neue Gesetze

wurden aufgelegt, oft unpassend, wie die französischen Sitten es der deutschen Biederkeit sind, und tausend dienstbare Hände wurden in Bewegung gesetzt, die nach dem Gebote eines gallischen Zuchtmeisters, die Ruder ihrer Galeere tactmäßig schwangen. Das Murren der Völker, die Klage der Bedrückten ward nicht gehört. Der Zwingherr war seiner Herrschaft gewiß, so lange die Talismane der Furcht und Hofnung ihre Kraft behielten; der feigen Furcht, ihm zu misfallen; der bessern, durch Widerstand größere Uebel ohne Nutzen für die gute Sache herbeyzuführen; der niedrigen Hofnung, durch gefällige Dienste einen Antheil der Gunst und Beute zu gewinnen; und der edlern, durch Klugheit größeres Unheil abzuwehren, und in dem Schiffbruche des Ganzen wenigstens einige Trümmern zu retten. Diese Gefühle wurden auf alle Weise in Bewegung erhalten, bey den Einen durch Beweise der Achtung, bey den Andern durch Drohungen. Die Einen wurden in den Dienst des Staates verstrickt, die Andern zur Theilnahme an verhaßten Unternehmungen genöthigt; Viele durch den Glanz gebotener Belohnungen verführt; Alle endlich mit dem furchtbaren Netze einer geheimen Polizey umsponnen [23]), welche freye und vaterländische Gesinnungen bis in die geheimen Schlupfwinkel des Herzens verfolgte. Jenes schändliche Gewerbe, dem das ruchlose Mistrauen

der Tibere und Domitiane den Schwung gegeben, und welches damals schon Bettler mit Reichthum, Nichtswürdige mit Macht und Ansehn belohnte*), war auch jeßt wiederum zu einem ehrenvollen Staatsdienste geworden, der sich mit Titeln und allen Zeichen der Ehre brüstete [24]). So wurden die Gemüther entadelt, die Banden des Vertrauens zerrissen, und an die Stelle der Rechtlichkeit, die das Gemeinwesen vormals zusammenhielt, knechtische Unterwürfigkeit gesetzt. Die Fortschritte dieses Systems waren reißend; die Zahl der Verführten vermehrte sich; das Beyspiel der Herrschenden gab der bösen Begierde einen Vorwand, und oft machte ihr Wille das Verbrechen zum Gesetz. Eine schamlose Bestechlichkeit, von den Obern schlau begünstigt, und nicht selten durch ihr Beyspiel autorisirt, kam an die Ordnung des Tages; die Gewalt der Willkühr drang durch alle Zweige der Verwaltung, und bisweilen war schnöde Lust der Preis der Gunst, der Ehrenstellen und des Rechts. Alle Zügel der Sitten hingegen erschlafft herab. Männer beneideten sich den Lohn der Schande, und ausgeartete Weiber warben um die Gunst und die Gaben der fremden Herrscher. So schien der Deutschen alte Tugend zu erlöschen unter dem

---

*) Tacit. Annal. I. 74.

Qualme französischer Allgewalt, die selbst in dem Getümmel der Schmeichler, umwogt von betäubendem Weihrauch, das Ziel der Entwürdigung alles noch übrigen Großen und Guten nicht aus den Augen verlohr. Dann erst waren die Wünsche des Despotismus erfüllt, wenn der Stolz angestammter Tugend gebrochen war, und nur das blasse, willfährige, geschmeidige Laster in den Strahlen der Macht, an dem Fuße des Thrones kroch [25]).

Dieß also war das Glück, das uns Frankreichs Herrschaft und Einfluß brachte. Ein Theil dieser Uebel war neuen Ursprungs, und die Frucht der Niederlagen, die wir erlitten hatten; vieles aber — wir wollen es uns nicht verbergen — war seit langer Zeit vorbereitet durch uns selbst, unser Thorheiten, unsre Nachahmungssucht, und unsre Trachten nach dem kargen Lobe der Ausländer. Mit den Gütern des Vaterlandes wenig bekannt, voll phantastischer Sehnsucht nach dem Entfernten, oft der Heimath entfremdet, achtete bisher die größere Zahl der deutschen Vornehmen, ihr Vaterland, ihre Sprache und Schriftsteller immer geringer als das Ausländische, dessen Aneignung, wie sie meynten, gegründetere Ansprüche auf den Ruhm der Bildung gab. Dieser Vorwurf ist alt, und durch die Erfahrung der Zeit nicht zurückgewiesen. Wie der vornehme oder begüterte Reisende die Fluren und Städte Deutschlands oft nur

durchstürmt, und erst jenseit des Rheins und der Alpen die Augen öffnet, so durchfliegen nicht wenige in übermäßiger Eile die Werke des deutschen Genius — wenn sie diese überhaupt einiger Aufmerksamkeit würdigen; unbemüht die eigene Sprache zu bilden, und ohne Schaam über Fehler und Misgriffe, die sie in der fremden und angelernten entweder nicht begehen, oder durch beschämtes Erröthen aussöhnen würden. Sehr früh hat vornehmlich Frankreichs glatte und bequeme Sprache, sie, welche das eigenthümliche Organ des Witzes zu seyn, und denen, die sie mit Fertigkeit gebrauchen, Witz zu leihen scheint, die Herzen und Ohren der höhern Gesellschaft bestrickt, und gegen die Kraft und Herrlichkeit unsrer deutschen Muttersprache gleichgültig gemacht [26]. Der Grund dieser ungerechten Vorliebe lag weniger, wie man gemeint, in äußern und politischen, als in innern und moralischen Ursachen. Unstreitig ist für das Leben der Höfe, für diplomatische Verhandlungen, und einen kalten, aber gefälligen Verkehr mit fremden, fern von uns stehenden, ja widrigen Naturen keine Sprache besser geeignet als die französische. Ihr Reichthum an zierlichen, aber wenig bedeutenden Wendungen, an artigen und anständigen Zweydeutigkeiten, an Wort- und Witzspielen aller Art, macht sie zu dem bequemsten Werkzeuge, um, wenn man will, ein übrigens

leeres und müssiges Gespräch mit einem Scheine innern Lebens und nicht ohne mannichfaltige Ergötzung fortzuspinnen. Durch den Gebrauch der großen und feinen Welt und von dem redseligsten aller Völker durchgebildet, scheint sie den drückenden Unterschied der äußern Verhältnisse aufzuheben, ohne doch irgend etwas von seiner Stelle zu rücken, und, ohne daß eine Persönlichkeit der andern, ein Herz dem andern näher käme, ein allgemeines Band um alle Glieder der gebildeten Gesellschaft zu schlingen. Sie spricht so viel Achtung und Wohlwollen aus, sie hat sich so mit allen Tönen des Affectes, mit allen Farben der Schmeicheley und oberflächlicher Anmuth geschmückt! sie berührt mit ihren flatternden Tönen jeden Gegenstand so leicht, daß ihr Schwalbenflug über den glatten See der Unterhaltung streift, ohne eine dauernde Spur, oder überhaupt irgend etwas anders, als den Eindruck eines vorübergehenden Schimmers zurückzulassen. So scheint sie recht eigentlich der oberflächlichen Unterhaltung und conventionellen Täuschung geeignet; wie denn wohl Niemand ist, der, wenn er sich zur Lüge und Schmeicheley erniedrigt, sie nicht leichter und schaamloser in französischer Zunge ausspricht, als in seiner Muttersprache. Durch den Hofgebrauch — und wie nah liegt uns die Zeit, wo an deutschen Höfen kein deutscher Laut vernommen wurde! — führte

sich die französische Sprache auch in die Häuser derer ein, welche die Sitten und Thorheiten der Höfe aus Eitelkeit nachahmten, oder sich an die Glieder des Hofes andrängten; und dieses oft mislingende Streben nach einem Abzeichen der vornehmen Welt, welches an sich nur lächerlich gewesen wäre, wurde, theils durch den mächtigen Einfluß, den die Farbe der Sprache unvermeidlich auf das Gemüth hat [27]), theils durch die Erleichterung des Umganges mit den Fanten und Gecken, die uns Gallien sendete, eine verderbliche Veranlassung zum Ausarten deutscher Sitten, deutschen Sinnes und aller uns angeerbten Tugenden. Wie leicht verlockte der Franzos mit dem oft spottenden Lobe des Talentes in dem Gebrauche seiner Sprache [28]), dem er dann wohl das noch höhere einer französischen Tournüre folgen ließ, die arglose Leichtgläubigkeit unsrer Söhne und Töchter in sein Netz, daß sie sich seinen Verführungen hingaben, und erst aus Eitelkeit, dann aus Geschmack, den liebenswürdigen Leichtsinn (légerté), die pikante Treulosigkeit (perfidie), endlich auch wohl die freche und herzlose Büberey (rouerie) ihrer überrheinischen Muster nachahmten. So wurde schon früh der französischen Unsitte durch den Misbrauch der Sprache der Weg gebahnt, und auf dieser bequemen Bahn zog die französische Gewaltherrschaft wie eine Freundin bey uns ein.

Der Fremdling hatte seine Sprache wie einen Herold vor sich her gesendet, um ihm den Thron der Welt zu bereiten; das französisch-sprechende Deutschland war schon halb besiegt, ehe das Schwerd es überwand; und indem wir selbst das Palladium unsrer Freyheit verlassen hatten, wurden wir dem Feinde zur Beute, der nur allzuleicht unsre Selbstverachtung theilte, und das wirksamste Mittel der vollständigen Unterjochung mit Schlauheit und Nachdruck benutzte[29].

Dieser Misbrauch der französischen Sprache würde indeß einen noch heillosern Einfluß gehabt, und in den reinen und festen Kern der Nation noch tiefer eingedrungen seyn, wenn sich die französische Litteratur auf der Höhe hätte erhalten können, zu der sie, um von frühern Zeiten nicht zu sprechen, die Voltaire und Rousseau, die Montesquieu, Büffon, Dalembert und Diderot erhoben hatten. Dem verderblichen Einflusse, welchen einige dieser geistreichen Sophisten, zum Theil bittere Feinde der christlichen Religion, die sie nur in ihrer Ausartung kannten, und zum Theil Verkündiger eines zügellosen Cynismus[30], auf eine große Menge deutscher Leser gehabt hatten, wirkte in Deutschland, vornemlich in dem gebildeten Mittelstande, das immer steigende Streben nach classischer Bildung durch das Studium der alten Welt, und der hohe und herrliche Schwung, welchen deutsche

Dichtkunst und Litteratur genommen, auf die heilsamste Weise entgegen. Hier fand die heranwachsende Jugend ein Schild gegen die welsche Abgötterey, so daß sie sich meist von den beengenden Formen der französischen Classicität mit Kaltsinn, von dem Unglauben und der Sittenlosigkeit ihrer Sophisten mit Abscheu wegkehrte, deren erborgter Schimmer vor dem reinen Tage des griechischen Alterthums, und der Pracht der romantischen Poesie wie die Flamme des Irrlichtes erblaßt, das bey dem Aufgange des Tages unbeachtet in den Sumpf zurückkehrt, aus dem es erzeugt worden. Auch das erneute Leben auf dem Gebiete der Philosophie, die Alles, was nach Wahrheit durstete, zu sich einlud, kam der Bildung des deutschen Characters und seiner Befestigung von einer andern Seite zu Hülfe. Die deutschen Hochschulen, die Wohnsitze der Gelehrsamkeit, des Fleißes und der edelsten Freyheit des Geistes, deren alte, der freyen Bewegung der Wissenschaft und der Erziehung ihrer Jünger angemessene Verfassung unverständiger Neuerungssucht Widerstand thaten, belebten die zuströmende Jugend mit der Liebe des Großen und Guten, und impften ihr eine unauslöschliche Ehrfurcht gegen die Rechte der Vernunft ein. Diese großen und heiligen Anstalten, die selbst in den Zeiten unsrer Erniedrigung nicht bloß erhalten, sondern vermehrt wurden, die Begeiste-

rung, welche einzelne Heroen unsrer Litteratur in den bessern Seelen erzeugten, und die immer steigende Liebe zu tiefer Wissenschaft und Kunst, dieses alles hat der Strom der Sittenlosigkeit, welcher von Frankreich her einbrach, einen Damm entgegengesetzt, und das edle Gewächs deutscher Cultur in dem kräftigsten Theile der Nation bewahrt. Nicht unbemerkt blieb diese Wirkung dem französischen Autokraten und seinen argwöhnischen Satrapen, ob sie schon keineswegs die Höhe der Bildung ahndeten, zu der sich Deutschland erhoben hatte. Denn daß einige ausgezeichnete Männer mit Achtung behandelt wurden, darf uns hierbey nicht irren. Die Auszeichnung, die ihnen zu Theil wurde, war, indem sie die Menge blendete, vollkommen geeignet, Hofnungen zu wecken, durch welche einige wohlfeilen Kaufs gewonnen, andere gelähmt wurden; während das Ansehn der Ausgezeichneten selbst in den Augen ihrer Mitbürger sank. Dagegen wurde in allen Ländern deutscher Zunge, die unmittelbar dem Kaiserlichen Zepter unterworfen waren, der deutsche Sinn nach Möglichkeit ausgetrieben, der Unterricht in die schmählichsten Fesseln geschlagen [31]), der öffentliche Gebrauch der deutschen Sprache abgeschafft, die Philosophie verachtet und bekriegt, alle wissenschaftlichen Bestrebungen durch tausendfältige Hindernisse gehemmt und erschwert [32]). Die deutschen

Universitäten, die dem Despotismus Brennpunkte aufrührerischer Gesinnungen schienen, sahen, wenn der Sieger nur Zeit gewann, ihrem Untergange, oder, was eben so viel galt, ihrer Umstaltung nach französischen Formen entgegen; und in der That wurde Halle zweymal wegen seines schlechten Geistes aufgehoben, Jena und Leipzig bedroht, und in Göttingen, da Entehrung nicht gelang, wenigstens die Stimme der Freyheit zum Schweigen gebracht. Was zu erwarten stand, hätte der Sieg sich wiederum zu den französischen Adlern gewendet, ist leicht abzunehmen aus dem Grimme der Ueberwundenen gegen Preußens tapfre Jugend, als sich diese dem Schooße der Wissenschaft entriß, und durch die edelste Begeisterung über sich selbst erhoben, dem waffengeübten Feinde unerschrocken entgegen trat. Umsonst hoffte Napoleon ihren Muth hinwegzuspotten; umsonst verhöhnte er die wahnsinnigen Knaben, die, statt Latein zu lernen, mit den Waffen spielten, und gegen ihn, den Allmächtigen, den schwachen Arm erheben wollten [33]. Seine Krieger haben die Kraft dieses Armes gefühlt, und nie ist einer dieser Jünglinge durch Unglück oder Mishandlung der Feinde erniedrigt worden.

Nicht allein aber ist die Abwehrung der Gefahr, die den Sitten durch Gewalt und Beyspiel drohte, ein reicher Gewinn des wohlgelungenen Kampfes, sondern nicht weniger der kräftige

Schwung, den die Völker Deutschlands genommen, und der sie, mehr als Ermahnungen und Lehren, gegen den Rückfall in die ausländische Unsitte schützen wird. In der Zeit der Gefahr haben wir den eignen Schatz unserer Tugenden besser erkannt, und das Gelingen unserer Anstrengungen hat das Vertrauen und den Muth befestigt, welche der Tugend Grundlagen sind. Nie werden wir künftig, zu gemeinen Parasiten erniedrigt, an dem Tische fremder Herrn um den Genuß des eignen Brodes betteln; auch werden wir die geistigen Güter, die schöner auf dem vaterländischen Boden gedeihen, nicht mehr an den Ufern der Seine suchen, noch die dürftigere Sprache zur Dolmetscherin unserer Gedanken und Gefühle machen. Wir werden aufhören uns selbst gering zu achten; unsre Kräfte werden erstarken durch den Gebrauch; unser Reichthum wird sich vervielfältigen durch das Forschen in uns selbst; ein gerechter Stolz auf des Vaterlandes Werth und Herrlichkeit wird die Pflanze der Vaterlandsliebe schirmen, und ein neues Jahrhundert der Wissenschaft und Bildung gebähren. Unsre tapfre Jugend kehrt, mit Kränzen des Ruhmes geschmückt, in das Vaterland und das bürgerliche Leben zurück, gestärkt durch Gefahren und gehoben durch den Erfolg; der Freyheit, die sie gerettet, dem Lande, das sie gereinigt und wiedergewonnen, mit größerer Liebe zugethan, und inni-

ger durchdrungen von der Furcht Gottes, der das gefahrvolle Unternehmen gesegnet, und zu einem erfreulichen Ziele geführt hat. Der muthigere Mann pflegt auch der bessere zu seyn, und ein Herz, das sich schöner Thaten bewußt ist, gibt der Stimme des Lasters nicht leicht Gehör. Das ist mehr, als die wohlgemeintesten Mittel der Erziehungskunst leisten möchten, wenn eine große Zeit ein Volk ergreift, und es der Dumpfheit entreißt, die der Tod des Geistes und der Tugend ist. Die Laufbahn ist geöffnet, der Weg zu allem Großen und Edeln gebahnt, ein hohes Ziel ist gesteckt; und wenn nur keine fremdartige Gewalt den Aufschwung zum Guten hemmt, wenn nur das Vertrauen der Mächtigen die edle Flamme erhält und nährt, so ist an Deutschlands Wiedergeburt, so ist an seiner Erhebung vor allen Völkern Europens kein Zweifel mehr. Der Stoff zu dem großen und edeln Bau liegt bereit. Es bedarf keiner neuen Opfer, keiner verwickelten Plane, keiner künstlichen Anstalten; nur des Willens bedarf es und des Zutrauens. Herrliche Tugenden quellen in der Deutschen Gemüth. Mäßigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Fleiß und Bedachtsamkeit wohnen in ihm; und durch milde Freyheit begünstigt, gegen fremden Einfluß geschützt, wächst seine Tugend, wie die heimische Eiche, stark und kräftig auf. Für diese Güter sind Ströme des reinsten und edelsten Blutes geflossen;

wäre es umsonst vergossen, es würde zum Himmel um Rache rufen gegen die, welche durch Trägheit oder Eigennutz die herrlichen Früchte so großer Opfer verlöhren, oder durch bösen Willen, stolze Verachtung und feigherziges Zagen die so ausgezeichnet gesegneten Anstrengungen des Muthes vereiteln wollten. Solche Schuld bleibe fern von uns! Mehr als je ist des Deutschen kernhaftes Wesen zum Guten gekehrt. Gönnet ihm also, daß er sich schützen dürfe, gegen auswärtige Gewalt mit den Waffen, gegen innere Bedrückung der Willkühr durch bescheidenen Antheil an der Verwaltung des gemeinen Wesens [33]). Die Erfüllung dieser Wünsche liegt nah. Beyden kömmt die Zeit, in vielen Provinzen des Vaterlandes auch die alte Verfassung zu Hülfe, so daß es nur einer Verbesserung der Formen bedarf, um dem Tempel der Deutschheit einen festen und haltbaren Grund zu geben [34]). — Die Nachtheile stehender Heere, als einer schlimmen Erfindung der alten französischen, nach Alleinherrschaft geizenden Politik, schon seit langer Zeit anerkannt, haben sich doch mehr als je in unsern Tagen fühlbar gemacht, wo wiederum nach Frankreichs Vorgang, die Massen sich bis zum Unglaublichen vermehrten, alle Stände belasteten, und die, auch durch andre Uebel zerrütteten Finanzen der Staaten fast bis zum Untergange drückten [35]). Doch war das schlimmere Uebel, obgleich weniger

erkannt, jene unselige Trennung des Wehrstandes von den übrigen, die noch mehr im Frieden als im Kriege empfunden wurde; der Uebermuth, mit dem der Söldner auf den Bauer und Bürger herab sah, und der Haß des Bürgers und Bauern, der in dem Söldner eine unnütze Bürde des Staates sah. Die Schranken, welche diese Stände von einander hielten, sind gefallen; die Sorge weiser Regierungen wird seyn, daß sie sich nie wieder erheben, daß durch dauerhafte Verbindung des Getrennten, Einheit und Eintracht in das gemeine Wesen zurückkehre. Nie hat eine Zeit diesen frommen Wunsch besser begünstigt. Froh eilt die Dankbarkeit des Bürgers den Kriegern entgegen, die als Befreyer des Vaterlandes in die Heimath zurückkehren; dankbar erkennt auch das Heer die Liebe seiner Mitbürger, und ihre Bereitwilligkeit jedes Opfer zu bringen, ja mit Eifer dem Bedürfnisse der Heere zuvorkommen. Beyde Stände von gleichem Zorn entbrannt, von gleichen Wünschen begeistert, haben sich auf dem Schlachtfeld gemischt, und oft die Lorbern siegreicher Tage getheilt; durch die Theilnahme an denselben Gefahren, und durch dieselben Entbehrungen ist ein Band gegenseitiger Achtung und Freundschaft geknüpft worden, wie nie zuvor; und indem jetzt ein großer Theil dieser Krieger in das bürgerliche Leben zurücktritt, findet der Soldat forthin überall Waf-

fenbrüder, die er sich gleich stellt, und die auch ihn ihrerseits gern für ihren Bruder erkennen. Es darf also von der Weisheit unsrer Fürsten erwartet werden, daß sie den kriegerischen Geist, der so herrlich in dem Volke erwacht ist, durch die Erneuerung der alten, jetzt auch in ihrer Treflichkeit bewährten Institutionen erhalten und nähren werden. Schon in jener bangen Zeit, wo das französische Volk durch das Anerbieten seiner Freyheit und Gleichheit die Völker verwirrte, hemmte die Landwehr, wo es Noth that, und wo die Fürsten der Treue ihrer Unterthanen vertrauten, mit dem glücklichsten Erfolge die verheerende Fluth; und sollte sie nicht jetzt aufrecht erhalten werden, da altes Mistraun getilgt, Fürsten und Völker inniger vereint, und die Waffen der Unterthanen das sicherste Bollwerk der Throne geworden sind? Wie, nach dem Ausspruche der Alten, dem muthigen Manne nichts gebricht; so mangelt auch dem Fürsten nichts, der einem muthigen Volke gebietet, und diesem Volke vertraut. Aber die Funken der Tapferkeit, die in jedem biedern Herzen schlummern, bedürfen, um im Sturme der Gefahr weder zur wilden Flamme aufzulodern, noch vor der Zeit zu erlöschen, auch im Schooße des Friedens einer fortgesetzten und weisen Pflege. So wie nun jetzt das Volk durch den Drang der Zeit aus dem Wahne gerissen worden,

daß es den stehenden Heeren allein die Sorge für des Landes Sicherheit überlassen müsse; so möge sein neu erwachtes Vertrauen und sein Muth durch zweckmäßige Einrichtungen zugleich genährt und geregelt werden. Ein Reichthum herrlicher Wirkungen liegt in der einfachen Vergünstigung, sich auch im Frieden rüsten, und unter Leitung selbstgewählter Führer, aber unter den Augen und nach dem Gesetze seiner Obern, für den Krieg üben zu dürfen. Wo jeder Bürger Soldat, wo das ganze Volk ein Heer ist; wo der Jüngling frühzeitig durch passende Uebungen abgehärtet und zum Gehorsam gewöhnt, Jeder aber durch das Bewußtseyn einem großen und starken Ganzen anzugehören, erhoben wird: da verschwindet die Feigheit mit der Weichlichkeit; ein männlicher Sinn durchdringt die Gemüther und wurzelt in ihnen fest; der Ehrgeiz der Tugend verbreitet sich, und der öftere Verkehr der verschiedenen Stände bey den festlichen Uebungen — denn die großen Tage dieser Uebungen werden Volksfeste seyn — weckt Achtung und Freundschaft unter den Einzelnen, Gemeingeist und Liebe zum Vaterland unter Allen. Die Massen der stehenden Heere werden sich mindern; das Gemeinwesen, von seiner drückendesten Bürde entladen, wird wieder aufathmen; nützliche Anstalten zur Bildung und Verschönerung des Lebens werden gegründet, die bestehenden vervoll-

kommnet werden, und was jetzt die ewig fluthende Charybdis des Heeres verschlingt, wird dem Bedürfnisse der Unterthanen, der Belebung der Gewerbe, dem Schmucke der Länder und der Blüthe der Künste zugewendet werden.

Um aber den Character der deutschen Nation zu befestigen, die Eintracht ihrer mannichfaltigen Theile zu erhalten, und das heilige Feuer der Liebe auf dem Altare des Vaterlandes zu nähren, reicht dieses Eine nicht hin; noch ein Zweytes fordert die Zeit; eine feste, der Willkühr wehrende, gesetzmäßige Verfassung im Ganzen und Einzelnen. Auch hierzu liegt der Stoff bereit; er darf nur ergriffen, gebildet, den Erfahrungen der Zeit und ihren Einsichten gemäß zusammengefügt werden. Nie sind in Deutschland die Wurzeln des Baums der Freyheit vertrocknet; zu allen Zeiten haben die Völker in den Schatten seiner Zweige Schutz und Freude, die Fürsten dauernden Ruhm, Sicherheit und Liebe gefunden. Um ihn drängen sich jetzt mit erhöhtem Gefühl und lauteren Wünschen die Söhne Germaniens, und alle Schutzgötter kehren in seinen heiligen Schatten zurück, der Eintracht sich freuend, die in diesem Augenblicke alle Völker deutscher Zunge, den Süden mit dem Norden umschlungen, und in dem ruhmvollen Streben nach Einem Ziel jede Erinnerung alter Misgunst ausgetilgt hat. Daß diese Eintracht daure,

daß das gemeinsame Band der Vaterlandsliebe, leicht wie Luft, aber stark wie Eisen, die einzelnen Kräfte zusammenfasse; daß die Grenzen gesichert, daß die Ehre des deutschen Nahmens in allen Provinzen befestigt werde — das muß das Werk der Verfassung seyn, die wir jetzt von der Weisheit der versammelten Fürsten und ihrer Räthe erwarten, und welche Mittel bieten wird, das was gemeinsame Noth wie durch ein Wunder bewirkt, auch für die Zukunft zu sichern. Dann wird sich wiederum in Deutschlands Mitte ein Senat von Amphiktyonen erheben, in welchem jeder einzelne Staat die Stellvertreter seiner Rechte erblickt, nicht um über leere Ansprüche mit endlosen Worten zu hadern, sondern um über die Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes ernst, einfach und würdig zu rathschlagen [36]). Dann werden auch die einzelnen Theile empfangen, was dem Ganzen heilsam ist. Die ständische Verfassung, dieses Palladium der Freyheit, des Wohlstandes und des Credits der Länder ist in mehrern Staaten von Deutschland auch von souveränen Herrn unverletzt erhalten worden; in einigen, wo sie früher unterdrückt war, hat sie die Weisheit deutschgesinnter Fürsten wieder in das Daseyn gerufen [37]). Die Wiederherstellung der Stände, wo sie erloschen, ihre Erweiterung und Verbesserung da, wo sie in der veralteten Form noch bestehen, das ist

einer der heißesten Wünsche des befreyten Deutschlands, und eine der ernstesten Forderungen der gegenwärtigen Zeit. Ein Schriftsteller, den man keiner unbesonnenen Vorliebe für ungeprüfte Versuche zeihen wird [38]), sagt, wie es uns scheint, mit Recht: „Jedes Volk, das nicht entweder unmittelbar, oder durch seine, von Zeit zu Zeit gewählten Stellvertreter einen Antheil an der gesetzgebenden Macht hat, hat eine schlechte Verfassung." Von seiner Verfassung, dessen Mittelpunkt das Parlament ist, ging Englands Größe und Kraft aus; Frankreich aber, das seit mehrern Jahrhunderten nicht einmal den Schein einer ständischen Verfassung gehabt, hat sich, des Gemeingeistes beraubt, nie zu einer wahrhaft freyen Sinnesart erheben können [39]). Eine Regierung, die sich aller Zweige der Gewalt ausschließend bemächtigt, findet sich über lang oder kurz ohne Grundfeste der Macht; und ein Volk, das sich, aus Schwäche oder Gleichgültigkeit gegen das gemeine Wohl, seines Rechtes an der Gesetzgebung begibt, bereitet sich eine langwierige Reue, die zu mannichfaltigem Unheil führt, und zuletzt der Gewaltthätigkeit und dem Verbrechen weicht. Um auf die Ergebenheit der Völker rechnen zu dürfen, die, um sicher zu seyn, nicht blind seyn darf, um jenes verdachtlose Vertrauen zu erwecken, das man mit Recht den eigentlichen Schwerpunkt der

bürgerlichen Gesellschaft genannt hat, muß die höchste Macht eine feste Ueberzeugung von ihrem Wohlwollen, ihrer Weisheit, ihrer Gerechtigkeit und Unerschrockenheit begründen, welches nicht wohl möglich ist, wenn sie die Gestalt der Freyheit scheut, und die Stimme des Volkes zu hören verschmäht [40]. Wenn aber in einer wohlgeordneten Verfassung der Oberherr den treuen Ständen die Maaßregeln seiner Regierung offen und redlich vor Augen legt, die Stellvertreter des Volkes sie frey und offen beurtheilen dürfen, so entsteht, was viel werth ist, ein gegenseitiger Austausch der Ideen über die wichtigsten Dinge, durch den die Regierung auf der Höhe der Zeit erhalten, und eben so sehr vor der Gefahr schlaffer Gewohnheit, als vor der Versuchung der Gewaltsamkeit und Willkühr bewahrt wird; die Stände und das Volk aber werden mit der Regierung durch die Theilnahme an ihren Maaßregeln in Eintracht erhalten, zu den nothwendigen Opfern bereitwillig gemacht, und mit einer lebendigern Liebe des gesammten Vaterlandes, von dem sie sich erst jetzt als einen wesentlichen Theil fühlen, durchdrungen. Geschieht nun noch überdieß, was die Natur der Sache fordert, daß den Verhandlungen eine zweckmäßige Oeffentlichkeit gegeben wird, und die Gegenstände des gemeinen Wohls auch zu Gegenständen gemeinsamer Theilnahme werden, so wird

das Volk, welches jetzt ohne Kenntniß nach Vorurtheil und Leidenschaft urtheilt, und gleichsam wie im Finstern auf Freund und Feind schlägt, die Schritte der Regierung mit Einsicht und Ruhe würdigen, und ihr vertrauensvoll, mit freyem und willigem Sinne entgegen kommen [41]). Hierbey werden die Regierungen wie die Völker gewinnen, und weit entfernt, daß die Würde und Sicherheit der erstern gefährdet würde, werden sie vielmehr durch dieses Mittel gegen die Angriffe des Irrthums und bösen Willens, die keine hohe Polizey, noch militärische Macht abzuwehren vermag, sicher gestellt. Es ist aber aus demselben Grunde heilsam, nicht bloß die Gesammtheit des Volkes in der Versammlung der Stände durch frey gewählte Abgeordnete vertreten zu lassen, sondern auch den einzelnen Theilen desselben untergeordnete Stellvertreter zu gönnen; den Land-Gemeinden selbstgewählte Schultheißen und Schöppen; den Bürgern in den Städten freygewählte Senate. Diese Masse von Magistratspersonen, welche ihre Würde dem Zutraun ihrer Mitbürger verdanken, und ihr Ehrenamt unentgeltlich verwalten, wird den Kern des gemeinen Wesens bilden, und ihre Denkungsart, ihre Einsichten und Sitten werden sich ihren nächsten Umgebungen mittheilen. Auch die Zünfte mit ihren selbstgewählten Vorstehern und Obermeistern gehören zu den Eigenthümlichkeiten

einer germanischen Verfassung, und es darf vielleicht beklagt werden, daß sie in mehrern Staaten, um durch freye Concurrenz die Gewerbe empor zubringen, statt sie den von der Zeit gebotenen Verbesserungen zu unterwerfen, gänzlich aufgehoben und unterdrückt worden sind. Wie viel sie, da wo sie bestehn, zur Erhaltung äußerer Sitte und einer rechtlichen Denkungsart wirken, ist hierbey nicht hinlänglich beachtet worden; in jedem Fall aber sind ehrbare Sitten, diese stillen Verbesserer mangelhafter Gesetze, feinen Fabricaten vorzuziehn. Wenn nun auf die besagte Weise alle Stände, durch ihre Vorsteher und Stellvertreter hinlänglich bevorwortet, ihre Rechte und Freyheiten von der höchsten Macht geehrt und geschützt sehn, so daß jeder den Antheil von Freyheit und Achtung genießt, der ihm in seinen Verhältnissen gebührt, so ist die öffentliche Ordnung gesichert, ohne geheime Polizey, und ohne das Selbstgefühl der Einzelnen unnützerweise zu verletzen, wie da geschieht, wo die Regierung mit entwürdigender Geringschätzung der Einsichten, oder mit eifersüchtigem Mistrauen in die Redlichkeit der Unterthanen, alle Zweige der Verwaltung bis in ihr letztes Geäder erfaßt, nur sich und ihren Willen in ihren Dienern vertritt und vervielfältigt, dem Volke aber nur den leidenden Gehorsam in der Erfüllung der erlassenen Gebote, und die Sorge für die Befriedigung der höchsten Anforde-

rungen überläßt. Wie aber die öffentlichen Tugenden aus der Mitte des häuslichen Lebens hervorgehen müssen, und nicht erwartet werden kann, daß ein schlechter Hausvater ein guter Bürger sey, so muß sich auch insbesondere der Gemeinsinn und die Liebe der Gesammtheit in den einzelnen Vereinigungen, in den Dorfgemeinden, den Zünften und den Municipalitäten bilden. Vor allen Dingen muß, wie im Gewächs, so im Staat, Saame und Wurzel gesund seyn; ferner muß der gesunde Keim sich ungestört entwickeln dürfen; denn nur so, nicht aber bey krüppelhaftem und gehemmtem Wachsthume, wird sich die höchste Blüthe in vollendeter Schönheit entfalten können; so daß die fürstliche Würde ihre Herrlichkeit da am vollkommensten zeigt, wo die Würde jedes einzelnen Unterthanen am meisten geehrt und geachtet ist. Der verlangt das Unmögliche, der, mit Ueberspringung der Mittelstufen, den guten Willen des untersten Staatsgliedes unmittelbar an das Machtgebot des obersten knüpfen will, und freye Opfer und ein williges Ertragen der Lasten begehrt für Etwas, was der, welcher sie bringen und tragen soll, aus seiner Ferne nicht erkennt, oder verzerrt erblickt, und auf keine Weise mit Theilnahme ergreifen kann. Furcht vor Gewalt aber ist ein schlechter Stellvertreter des freyen Willens, so wie die Anwendung der Gewalt selbst als des obersten

Princips, deutscher Regierungen unwürdig, und selbst der Klugheit zuwider ist, weil sie den Geist des Widerstandes aufruft, dessen Entwickelung und Erfolge nie zu berechnen sind, und dasjenige trennt und spaltet, was seinem Wesen nach Eins seyn soll. Eine edle und menschlicher Staatsweisheit würdige Einheit wird hervorgebracht nicht durch zufälliges Erfassen in Einer Hand, sondern durch freye organische Entwickelung der mannichfaltigen Theile, durch die und in denen ein Staat besteht. Zu diesen Theilen rechnen wir auch einen erblichen Adel, der deutschen Verfassung eben so eigenthümlich, als die Erblichkeit der höchsten Macht; aber einen Adel, der nicht einzeln im Staate zu stehen begehrt, sondern mit dem Ganzen harmonisch zusammenstimmt. Möchte doch unsre Zeit auch dieses hervorbringen! Möchte jener unselige Zwiespalt des Adels und Bürgerstandes, welcher der vorgeschrittenen Bildung beyder so wenig angemessen ist, durch weise Mittel gehoben, und die Quellen der Ungunst verstopft werden, welche den Adel fast überall drückt. Auch hierzu, dünkt uns, liegt Alles bereit, und was schon früher hier und da in dieser Absicht versucht worden, ist in diesem Kriege durch die Näherung beyder Stände zu dem gemeinschaftlichen großen Zweck, und das ruhmvolle Beyspiel der Opfer, welche der Adel in vielen Gegenden Deutschlands freywillig dargebracht hat, der Voll-

endung näher gerückt worden. Möge der Adel immer diesen ruhmvollen Weg verfolgen! Möge er immer den andern Ständen auf der Bahn der Ehre vorleuchten; in allem Guten und Großen Muster und Beyspiel seyn, und die Thronen, denen er billig zunächst steht, nicht bloß durch den Schimmer der zufälligen Geburt, des Reichthums und äußerer Auszeichnung, sondern durch die Tiefe seiner sittlichen Bildung, durch innere Würde, hohen Sinn, Uneigennützigkeit, Tapferkeit und Grosmuth mit Glanze bedecken.

Fürwahr, nie hat das Vaterland schönern Tagen entgegengesehn; nie hat uns die Hoffnung des Bessern in allem, was edeln Gemüthern wünschenswerth ist, freundlicher angelächelt. Ein frohes Gefühl der Genesung durchströmt uns; und indem die Schatten des geistigen Todes von unsrer Seele gewichen, tritt uns jedes Gut eines höhern Lebens, auch was wir früher gering achteten und verkannten, wie ein Freund in der Fremde entgegen. Alle Elemente des Guten, ja des Vortrefflichsten, sind in Deutschland vorhanden, und es hat nur dieser Stürme und Gefahren bedurft, um sie uns besser kennen und weiser benutzen zu lehren. Laßt uns nur die Gaben der Zeit ergreifen; laßt das Zerstreute uns sammeln, und die einzelnen frischen Bäche der Cultur, wie alle Quellen des Herrlichsten, die in dem deutschen Gemüthe sprudeln, bes-

ser zusammen leiten! — Ach hierzu wird die engere Verbindung der einzelnen Staaten den Weg bahnen; und wenn sich nur erst die Völker Deutschlands als ein Ganzes fühlen, so werden sie auch ihre geistigen und irdischen Güter mehr als ein Gemeingut achten und nutzen lernen. Daß auch in Deutschlands unbedeutenderen Winkeln wissenschaftliche Bildung, ein öffentlicher Unterricht und Drang nach Kenntnissen herrscht, wie sonst nirgend, das ist indirecte Wohlthat der alten, oft verkannten und verspotteten Verfassung; einen engern Verein dieser Wohlthaten aber, und daß eben dadurch sich das Gute kräftiger nähre und besser entzünde, diesen erwarten wir von einer neuen Verfassung, die demselben Dauer und dem politischen Körper des Vaterlandes größere Festigkeit verheißt. Aber fern von uns sey der Gedanke und Wunsch, das Licht und den Wohlstand der einzelnen Theile zu mindern, um Einen Mittelpunkt mit reicherem Glanze auszustatten; in welchem Falle es ohne Zweifel besser wäre, in dem, wenn gleich mißlichen Zustande zu verharren, welcher für die Verbreitung der Cultur so heilsam gewesen ist. Nimmer möge uns das Urtheil derer bethören, die bezaubert durch den Glanz und Reichthum von Paris, durch die Menge und Größe seiner wissenschaftlichen Anstalten, den Prunk seiner Museen und Kunstsammlungen, seine Thea-

ter und Lustbarkeiten, und was dergleichen mehr, den Mangel eines solchen Mittelpunktes in Deutschland beklagten, und unser Zurückbleiben in dem, was die Hauptstadt von Frankreich auszeichnet, einzig auf jenen Mangel zu schieben pflegten. Sie vergaßen dabey den dürftigen Zustand des übrigen Frankreichs und seine wissenschaftliche Verödung, da die Hauptstadt in ihrem unersättlichen Schlunde die Reichthümer, die Bildung und Tugenden der Provinzen verschlang; und daß es ohne Zweifel besser sey, wenn jeder an seinem heimischen Heerde das nöthige Licht findet, als wenn sich nur an Einer Stelle die Feuersäule der Wissenschaft und Bildung in der Wüste erhebt. Mangelt uns auch jene Einheit und Einförmigkeit des Geschmacks, der sich in der Masse gebildeter Franzosen wie eine Religion und das Werk einer Offenbarung geltend machen will; so sind wir dagegen auch frey von den Vorurtheilen und Einbildungen, die sich von Paris aus über die Provinzen ergießen, um dort eine tyrannische Gewalt auszuüben. Mag daher auch immerhin unsere Literatur ein wenig das Ansehn der alten Reichsverfassung haben, so genießt sie dafür der Freyheit, sich unbekümmert um willkührliche Aussprüche in jeder Form zu bewegen, und das Schöne und Gute auf jedem Wege aufzusuchen. Mag auch unsre Sprache jene gesetzmäßige Einhelligkeit entbehren, welche in Frankreich

das Urtheil so sehr erleichtert; so ist ihr dafür eine Bildsamkeit, eine Mannichfaltigkeit der Formen, der Töne und Farben geblieben, welche der französischen durch die willkührliche Anmaaßung der Hauptstadt und ihrer Akademie längst und auf immer entrissen worden. Ein gleiches kann von den Gesetzen, den Rechten und Einrichtungen gesagt werden, indem das Lästige, was ihre Mannichfaltigkeit begleitet, durch ihre Uebereinstimmung mit dem Charakter der Provinzen, in welchen sie herrschen, und der Freyheit, die sie verstatten, reichlich vergütet wird. Wie sich ein jeder Hausvater seine Wohnung gern nach seinen eigenthümlichen Bedürfnissen, seinen Geschäften und seinem Geschmacke einrichtet, und nur in dieser Einrichtung sich behaglich fühlt, so richten sich auch Städte und Völker, wenn ihnen in unschuldigen Dingen freye Bewegung gegönnt ist, gern ihrem ganzen Wesen gemäß ein, und die oft sonderbare Mannichfaltigkeit dieser Einrichtungen in den Grenzen eines Reiches, ist das schönste Lob einer freundlichen, menschlich fühlenden Regierung, der das behagliche Daseyn ihrer Völker werther ist, als ihre eigne Bequemlichkeit und der nichtige Ruhm, die Gesammtheit ihrer Unterthanen in die Form des Staats, wie in ein Bett des Prokrustes, gezwängt zu haben. Nur in geistigen Dingen liebt der Deutsche den Wechsel; in dem irdischen Leben verläßt

er ungern das gewohnte Gleis; eine öftere Veränderung seiner Lage, wie diese auch sein mag, nimmt ihm die Freude und den Genuß des Lebens; und manche Regierungen haben, troß der besten Absichten, und während sie ihre Unterthanen mit Wohlthaten aller Art überschütteten, dennoch durch Neigung zur Veränderung und häufigen Wechsel der Formen entweder die Liebe ihrer Völker verscherzt, oder doch Undank und Mismuth erregt. Es ist aber darum keineswegs nothwendig, daß das Alte ewig und unveränderlich sey; es ist vielmehr nothwendig, daß auf dem Boden einer neuen Zeit vieles Altes untergehe [42]); das Gute soll das Schlechte überwachsen und verdrängen; aber wie an der Eiche, welche die dürren Blätter abstößt, indem sie ein frisches Grün treibt; nicht durch Einimpfen oder äußere Gewalt. Auch die heilsame Arzney, wenn sie Widerstrebenden aufgedrungen wird, verliert ihre Wirksamkeit; noch mehr die Bildung, welche erzwungen weden soll. Es ist aber in dem deutschen Volke eine treffliche Bildsamkeit und Liebe des Guten; und so wie jetzt der Geist der Nation auf eine ungewöhnliche Weise erwacht ist, so wird, wenn nur die Flamme auf dem heiligen Altar nicht freventlich erstickt wird, kein Stamm, keine Provinz, keine Stadt zurückbleiben; alle geistigen Kräfte werden sich regen; ein allgemeiner Verkehr der Ideen wird Völker

mit Völkern verbinden; jedes wird dem andern mittheilen, was es bedarf; und so wird Deutschland, wie es durch politische Eintracht die überschwengliche Macht seiner Feinde besiegt hat, auch im Verein seiner geistigen Kraft, durch Tiefe der Bildung, Reichthum der Wissenschaft und weit verbreitete Aufklärung den noch schönern Sieg der Humanität erringen. Nie sind die Zeiten einer großen und edeln Begeisterung, nie ist die Besiegung drohender Gefahren, nie ist ein Kampf der Freyheit gegen willkührliche Gewalt ohne herrliche Folgen für die geistige Erhebung der Völker geblieben. Sie werden auch in einem Volke nicht mangeln, das sich schon lange her durch Wissenschaft und Kunst, gerechte Schätzung alles Guten, Erfindsamkeit, Forschungsgeist und redlichen Fleiß unter den Völkern Europa's ausgezeichnet hat. Nichts was schön und gut, nichts was edel und nützlich ist, wie weit es auch durch Räume und Zeiten getrennt seyn mag, liegt ihm zu fern; und auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst kennt es keine Vorliebe, keine Mißgunst und Neid. Und wenn sich einige unserer Nachbarn nur in dem Widerscheine einer untergegangenen Zeit sonnen, die, je weiter sie zurückweicht, immer weniger Licht und Wärme verleiht, rollt sich über der deutschen Erde ein Himmel voll Licht auf, an welchem ohn' Unterlaß die untergehenden Gestirne durch neue

ersetzt werden. Dieser Ruhm gehört dem ganzen Vaterlande an, und es ist kein Theil desselben, wie verschieden auch an Religion, Sitten und Mundart, der nicht hieran seinen gebührenden Antheil fordre. Möchte sich doch auch hierin der deutsche Sinn immer mehr befestigen, und von der Eifersucht, die in frühern Verhältnissen Deutschlands Völker von einander hielt, nur der edlere Wetteifer übrig bleiben, auf der Bahn des Guten und Rühmlichen gleichen Schritt mit den Besten zu halten, das Gute, wo es sich auch finden mag, nach Würden zu achten, das Vaterland durch jede Art rühmlicher Anstrengung zu ehren, und so durch Wissenschaft, Wahrheitsliebe, Bildung und Humanität dem deutschen Nahmen bey allen Völkern der kultivirten Welt Achtung zu schaffen.

Mit solchen Wünschen und Hoffnungen, deren Erfüllung uns diese glorreiche Zeit verheißt, wenden wir uns wiederum mit gerührtem und dankbarem Herzen zu den Gräbern der Tapfern, welche an den Pforten dieser Zeit ruhmvoll gefallen sind. Sie haben ihres Theils des Vaterlandes gesunkene Ehre gerettet, es ihren Freunden theurer, und den Feinden furchtbar gemacht. Sie haben den Vorwurf von uns entfernt, daß wir die Freyheit zwar in Worten und Schriften zu preisen, in der That und Wahrheit aber nicht zu erhalten verständen; und indem wir den Muth und die Tha-

ten vergangener Jahrhunderte zwar in Schulreden bewunderten, aber nicht nachzuahmen wagten, an unsrer eignen Tugend zu verzweifeln schienen. Mit der Rettung des Vaterlandes haben sie auch das Zeitalter von der Schmach sclavischer Ergebung in fremde Gewalt gerettet, und sind den kommenden Jahrhunderten selbst ein Muster und Beyspiel der Nachahmung geworden *). Sie haben uns gelehrt, daß, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch ganze Völker „Meister ihres Schicksals" sind, und daß ein Volk, wie beklommen auch immer seine Lage seyn möge, nicht verlohren ist, wenn sich noch reiner Muth in der Brust einer unverdorbenen Jugend regt. Dieser Muth der Jugend war es, der in dem Gewirr der Verhältnisse das Rechte ergriff, und mit den Flammen seines Unwillens die Gerüste der Tyrannei zerstörte. Sie war es, die auch dem zagenden Alter Vertrauen und Stärke gab, die Väter begeisterte, und die Herzen der Mütter mit einem höhern Gefühl als der Zärtlichkeit mütterlicher Liebe erfüllte. Wenn vorher Kinder zu haben ein Unglück schien, und ihr Loos in dem unterjochten Lande nur Thränen erregte; wenn sogar die Gebrechlichkeit der Söhne

*) Non omnia apud priores meliora; sed nostra quoque aetas multa imitanda posteris tulit. Tacit. Ann. III. 55.

für eine Wohlthat des Himmels gehalten wurde; so wünschten sich, als die unerschrockne Jugend das Joch zerbrach, tugendhafte Mütter zu ihrer Fruchtbarkeit Glück; die Väter sandten was dem Dienste der Tyrannei entronnen war, freywillig zu dem Banner der Freyheit; und wenn das Schicksal der Schlacht das Leben edler Jünglinge mähte, prießen sich ihre Hinterlassenen glücklich, dem Vaterlande muthvolle Vertheidiger gesendet zu haben. In die Gemüther der Streiter aber war der alte Sinn der Germanen zurückgekehrt, sich mehr zu entsetzen vor den Trophäen der Feinde, als vor Wunden und Tod *). Denn wie unter allen Uebeln, welche die Tyrannei edeln Menschen zufügen kann, der Tod das kleinste ist; so ist er auch gegen die Güter der Freyheit gehalten, ein billiger Preis. Knechtschaft und die Feigheit, welche ihr anhängt, ist ein tausendfacher Tod; und kein wackres Gemüth mag, wenn das Licht der Tugend und des Geistes gewichen ist, in den feuch-

---

*) Tacit. Annal. II. 18. Miles struxit aggerem et in modum tropaeorum arma, subscriptis victarum gentium nominibus, inposuit. Haud perinde Germanos vulnere, luctus, excidia, quam ea species dolore et ira adfecit.

ten Grüften eines solchen Lebens dauern. Mit solchen Gefühlen starben unsre Mitbürger an den blutigen Tagen ihres Ruhms, und hinterließen uns, mit dem Andenken an ihren Tod, das Erbtheil ihrer Gesinnungen. Sie rufen uns aus ihren Gräbern zu, nicht übermüthig zu werden und nicht einzuschlummern im Glück *); nicht der Hand die Waffen, und nicht dem Herzen den Abscheu der Willkühr entschlüpfen zu lassen; sondern die Güter, welche uns zu Theil geworden, durch standhaften Willen und Verachtung jeder Gefahr, auf unsre Kinder und Enkel fortzupflanzen. Nur dann aber wird dieses Erbe dauernd seyn, wenn wir dem kriegerschen Muthe reine und reiche Quellen in der Gerechtigkeit und Ordnung eröffnen; wenn wir uns selbst achten, die Stimme der Verführung fliehen, und, weil auch das edelste Gemüth sich selbst entwendet werden kann, uns nur zu den Besten und Edelsten halten. Lasset uns Frankreichs Geschichte mit unauslöschlicher Schrift in die Herzen geschrieben seyn, und indem wir in ihr die Hand des Allmächtigen demüthig und bewundernd erkennen, lasset uns die schlüpfrigen Wege fliehen,

---

*) Secundae res acrioribus stimulis animos explorant, quia miseriae tolerantur, felicitate corrumpimur. Tacit. Hist. I. 15.

auf denen jenes Volk zum Verderben hinabglitt! Lasset uns die Fürsten ehren, die Gott uns gab; aber noch mehr als sie den König der Könige, und die erhabenen Gesetze, die er uns durch unser eigenes Herz zurufen läßt. Nie mögen Deutschlands biedre Fürsten das Ungerechte von uns fordern; aber wenn es gefordert würde, so sey es fern von uns, durch schimpfliche Willfährigkeit das Unrecht zu theilen, und als Werkzeuge eines bösen Willens die höchste Würde zu erniedriegen, indem wir ihr zu dienen scheinen. Denn alles Böse kehrt sich gegen sich selbst, und die Macht ist, wie die Freyheit, nur ein tückisches Trugbild, wenn sie nicht aus der Tiefe eines harmonischen Gemüthes entsprungen, durch sittliche Würde geadelt und gesichert wird. Gewaltherrschaft untergräbt den Thron; aber auch die Freyheit zerstört sich, die ihrer Pflichten uneingedenk, nur auf Rechte trotzt. Trotz liegt dem Frevel nah, und Uebermuth ist der Vater des Verderbens, wie die Zügellosigkeit dessen Mutter ist. Lasset uns also fest glauben, daß die goldne Zeit nur dann zu den Menschen herabsteigt, wenn Gerechtigkeit, Güte und Weisheit den Thron schmücken, und ein tapfres, gesittetes und frommes Volk die Stufen des Thrones umringt; wenn jeder, von seiner Pflicht erfüllt, sich seiner Rechte durch Rechtlichkeit würdig zeigt; wenn sich alle um den Altar des gemeinen Wesens froh

und brüderlich versammeln, und jeglicher mehr um die Tugend, als um der Tugend Belohnungen eifert. Zu solchem Eifer ermahnt uns die jetzige Zeit, Frankreichs Geschichte, unsre Siege und die Gräber der Gebliebenen. Darum, o ihr Väter und Mütter, führet eure unmündigen Kinder zu den Wahlstätten, die mit gebleichten Gebeinen bedeckt, die Geschichte unsrer Schmach und unsers Ruhmes erzählen. Sagt ihnen an diesen ewig denkwürdigen Stellen, wie wir durch innern Unfrieden, engherzige Eifersucht, Mangel an Zutrauen, Misbrauch der Gewalt und ungerechte Habsucht in die Hände eines fremden Beherrschers gefallen, welcher, mit Verheißungen, wie mit Würfeln spielend, uns zuerst durch unsre eignen Fehler besiegt, durch scheinbare Erhebung erniedrigt, und dann so unterjocht habe, daß wir unser eignes Grab wühlen, und in dasselbe Leben und Ehre, und alle Güter des Glücks und der Freyheit werfen mußten [43]). Wenn dann ihre zarten Herzen über des Vaterlands Erniedrigung bluten, dann sagt ihnen, wie das Uebermaaß des Uebels Gutes erzeugt und den zurückgescheuchten Muth wieder erweckt habe; wie zuerst an den Ufern der Spree und Oder die Flammen der Freyheit zum Himmel gelodert, wie ein großer und edler Wille alle Stände ergriffen, der Boden des Vaterlandes erglüht, und, von der Nordsee bis zum adriatischen Meer,

von der Weichsel bis an den Rhein, Krieger aus seinem Schooße gebohren, unerschrocken, mit Muthe geharnischt, glühend von Vaterlandsliebe und Fremdenhaß, das Schrecken der Feinde und die Gründer einer neuen Zeit. Erzählet euren Söhnen, wie diese Tapfern auch im Nachtheil unbesiegt, in ihren Niederlagen selbst dem vordringenden Feinde seinen nahen Untergang verkündigt, dann durch glänzende Siege seine Hoffnungen zerstört, das Gebäude der Gewalt und des Trugs, vieler Jahre Werk, niedergestürzt, den Raub ihm entrissen, den Zwingherrn von Thron gestoßen und Europa befreyt haben. — Schreibet diese Geschichte mit glühenden Worten in ihre zarte Brust, damit, wenn das stolze und unheilbare Volk, das schon jetzt seine Niederlagen vergißt oder abläugnet, sich von neuem erkühnt, den Boden von Deutschland zu beflecken, die germanische Jugend, stark durch die Erinnerung an fremde und das Gefühl der eignen Tugend, in ihrem Unwillen aufstehe, und den übermüthigen Feind in die Fluthen des zürnenden Rheins zurückstürze.

Und möge in diesen schönen Tagen der Feste kein Deutscher seyn, der nicht an dem Altare des Friedens und in seinem eignen Herzen den heiligen Schwur brächte: treu zu seyn den Sitten des Vaterlandes, die Freyheit zu ehren über Alles, der Obrigkeit zu gehorchen, Gerechtigkeit zu hand-

haben, und die errungenen unschätzbaren Güter durch Mäßigung und Muth zu bewahren!

Und ihr, Lehrer der Jugend, erfüllet die Gemüther der euch Vertrauten mit herzlicher Liebe zu dem heimischen Land, indem ihr ihnen was es nur herrliches in seinen Grenzen hat, vor Augen stellt; erstlich, die unverächtlichen Gaben der Natur; dann der Völker eigenthümliche Tugenden; am meisten aber die schönen Thaten der Fürsten und Bürger zu aller Zeit. Wer irgend sein Leben für die gemeinsame Sache und den Ruhm des Vaterlandes daran setzte, müsse von euch gepriesen werden; vor allen aber die, welche in diesem heiligen Krieg den rühmlichsten Tod gestorben sind. Ihr werdet sie aber am besten preisen, wenn ihr die Gesinnungen, mit denen sie starben, in den Herzen der Jugend erweckt und nährt; und die Jugend wird sie am schönsten ehren, wenn sie mit ihnen in Muth und Entsagung wetteifert.

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Wie Othryades der Spartaner, welcher sterbend auf der Flur von Thyrea das Siegeszeichen errichtete, und es mit dem Blute beschrieb, das aus seinen Wunden strömte. Ein Epigramm des Simonides feyert diese ruhmvolle Begebenheit:

> Wir, die Dreymalhundert, o Vaterland, kämpften mit gleicher
> Zahl um Thyreas Flur, Sparter mit Inachos Volk.
> Ohne zu wenden das Haupt, da, wo wir die Fersen gestützet
> Bey dem Beginnen der Schlacht, sanken wir nieder in Staub.

Sieh, das männliche Blut des Othryades ruft
von dem Schild her
Jeglichem: Thyrea, Zeus, ward den
Spartanern zu Theil.
Floh ein Archiver des Todes Geschick, so war er
Adrastos
Enkel. Nicht Lebens Verlust, Flucht ist
dem Sparter der Tod.

2.

„Der Kaufmann eines ungebildeten Zeitalters ist kurzsichtig, betrügerisch und lohnsüchtig; aber mit den Fortschritten und dem vollkommneren Zustande seiner Kunst, erweitern sich seine Ansichten, seine Grundsätze werden befestigt, er wird pünktlich, liberal, zuverlässig und unternehmend; in der Periode allgemeiner Verdorbenheit, besitzt er allein jede Tugend, und vermißt nichts, als die Kraft, seine Erwerbungen zu vertheidigen. Er bedarf keine Hülfe vom Staate, außer den Schutz desselben, und oft ist er für sich allein das einsichtsvollste und achtungswürdigste Glied des Staates." Fergusons History of civil Society. P. III. Sect. IV. P. 218. ed. Basil. „Das Ge=

schäft des Kaufmanns in einem beschränkten Kreise ausgeübt, bringt aus Unfähigkeit oder Abneigung zu andern Beschäftigungen, mit einem Verlangen nach einem den Mitteln unangemessenen Gewinn, den Krämergeist hervor, der mit Recht als egoistisch und einer edeln und uneigennützigen Denkungsart widersprechend gemisbilligt wird. Aber wenn der Handel von einer großen und aufgeklärten Nation getrieben wird, bey der die Wissenschaften und die Künste, die Gewerbe und der Ackerbau sich in dem Maaße vervollkommnen, als die Handelsberechnungen sich erweitern, dann führt er nothwendig zu edlern Ansichten, und macht weltbürgerlich. Nicht allein um blühend zu seyn, bedarf es des Friedens und der Freyheit, sondern einem vorzugsweise handelnden Volke liegt daran, daß auch die andern dieser Güter genießen." A. W. v. Schlegel über das Continentalsystem. S. 72. f.

3.

Wie im Junius 1790 die unnütze, nur Erbitterung erregende Verbrennung und Zerstörung aller Adelsbriefe, Urkunden, Stammbäume, Wappen

und andrer Insignien des Adels, nachdem dieser schon auf seine Vorrechte Verzicht gethan; im März 1791 der im Palais royal gegen den Papst instruirte Prozeß, und die Verbrennung einer lächerlichen Puppe, die ihn vorstellte; späterhin (im November 1793) der Zug der Soldaten, die das Begräbniß des Fanatismus feyernd, mit Stolen und Bischofsmützen geschmückt, vor den Schranken des National-Conventes erschienen, mit den heiligen Gefäßen unter einem Baldachin, bey dessen Erscheinung die Melodie, Ah le bel oiseau, angestimmt wurde; um dieselbe Zeit das Fest der Vernunft, vorgestellt durch eine Tänzerin, die im Nat. Conv. ihren Platz an der Seite des Präsidenten nimmt, und von ihm und seinen Secretären unter schallendem Beyfall den Bruderkuß empfängt. Und dieses und ähnliches geschah zu einer Zeit, wo Ströme von Bürgerblut an den Grenzen und in dem Innern Frankreichs flossen!

4.

Die nachdrücklichen und oft wiederholten Betheurungen, mit denen Bonaparte auf jeder Stufe zur Alleinherrschaft, seine unverbrüchliche Anhänglichkeit

an die Republik und die großen Grundsätze der Revolution betheuert hat, rückt ihm Carnot in der, auch noch jetzt höchst lesenswerthen Rede vor, in welcher er gegen Bonapartes Erhebung zum Kaiser protestirt. Es gab längst keine Freyheit und keine Volksrepräsentation mehr, als er noch immer diese Worte im Munde führte, um die Leichtgläubigen und Schwachen zu berücken, die ihren Antheil an der Herrschaft eben so leichtsinnig in die Hand des Feldherrn niederlegten, als sie ihn den Händen des Königs entwunden hatten. Bonaparte unterließ nicht, das Opfer, welches er bringe, indem er sich mit der Sorge für das gemeine Wohl von Frankreich belaste, in seinen Reden geltend zu machen, und in zahlreichen Adressen des Volkes, kehrte der Wiederhall dieser Reden von allen Gegenden Frankreichs zu den Stufen des Thrones zurück. Gern vernahm es der erste Consul, wenn der Redner des Drom-Departements zu ihm sagte: „Freyheit, Gefühl großer Seelen, du so oft entweiht, so oft verkannt, du hast dich endlich mit der Milde und Duldung neben den Mann niedergelassen, den die Gottheit erwählt hat, über Frankreich zu herrschen (règner). In einer Adresse des Land-De-

partements, in welcher es heißt: Der französische Geist war erloschen. Wir waren nicht mehr jenes Volk, jenes Muster aller Völker. Sie haben es wieder hergestellt. Die französische Nation ist Ihr Werk, und Sie betrachten sie heute von dem Gipfel ihres Ruhmes herab." — enthalten die letzten Worte zugleich einen Charakterzug des Mannes, an den sie gerichtet sind, und des Volkes, das sie ausspricht.

5.

Dieser Ausdruck, von dem Revolution-Schwindel als ein Verbrechen der Könige gebrandmarkt, wurde von dem ersten Consul versuchsweise gewagt; dem Kaiser ward er geläufig. Der rechtliche deutsche Bürger hält sich durch diesen Ausdruck nicht erniedrigt; er verlangt nicht seinem Fürsten gleich zu stehn; ja, aus Religion ist er unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Die Koryphäen der Revolution deuteten dieß dem edeln Volke zur Schande. „Der Deutsche, sagte Merlin von Thionville (Jan. 1794. Moniteur. nr. 110.), zum Joche gebildet, zieht in seiner Gefühllosigkeit die stille

Ruhe der Knechtschaft der Freyheit vor.“ Und ein anderer behauptete (Moniteur. 1794. nr. 119.), die Menschheit sey in Deutschland abgestumpft durch die monströse Föderation des deutschen Reichs.

6.

Quod ad eum finem memoravimus, ut, quicunque casus temporum illorum noscent, praesumtum habeant, quoties fugas et caedes jussit princeps (Nero), toties grates deinde actas, quaeque rerum secundarum olim, tum publicae cladis insignia fuisse. Tacit. Annal. XIV. 64. Als durch einen organischen Senatsbeschluß vom 14. Jul. des Jahrs X. (Articl. XLV.) die Freyheit der Staatsgefangenen einer gänzlichen Willkühr Preis gegeben war, eilten alle öffentlichen Autoritäten dem ersten Consul für die Wohlthat zu danken, „daß er das große Problem der Revolution gelößt, alle Einwohner Frankreichs frey und der Freyheit würdig gemacht, ihnen allen die Ausübung ihrer Rechte gesichert, und die Wohlthaten der Revolution auf immer befestigt zu haben.“ Wie oft ist dieses falsche Spiel in der Folge erneuert worden!

7.

Der Milde des Königs, seiner Klugheit und Mäßigung wird die Geschichte das gebührende Lob nicht versagen; von denen aber, die mit ihm zurückkehrten, oder die, als dem Throne angehörig, sich absondernd von der Nation, zu dem Könige wendeten, können jene Tugenden nicht in gleichem Maße gerühmt werden. Ihr absichtliches Verkennen der neuen Verhältnisse, der Uebermuth, mit dem sie jetzt, und erst jetzt auf die Feldherren und Staatsmänner der gestürzten Regierung herabsehen, ihr offenes Streben, die Revolution rückgängig zu machen, und unter dem Schutze fremder Autorität die mit so vielem Blute ausgetilgten Misbräuche zurückzuführen, rief ein Jahr nachher, als diese Rede geschrieben war, den verbannten Kaiser nach Frankreich zurück, gab ihm ohne Schwerdstreich die Zügel der Regierung noch einmal in die Hand, und erneuerte das zweifelhafte Spiel des Kriegs. Daß die Würfel noch Einmal für den König fielen, daß Ein großer Sieg das blutige Drama für immer endigte, war nicht das Verdienst derer, die es verschuldet hatten.

Wenn übrigens in diesem Abschnitte der Rede

nur des Uebermuthes der Revolution und der kaiserlichen Regierung erwähnt wird, mit Uebergehung dessen, was von der andern Seite verschuldet worden, so war dieses der Veranlassung des Ganzen und seinem Zwecke angemessen. Das große Trauerspiel schien geendigt, als diese Schrift abgefaßt wurde; alle Blicke waren auf seinen Ausgang gerichtet; ein großer Jubel erscholl durch alle Grenzen von Europa; und es schien mir, daß in diesem Jubel die Freude befriedigter Rache stärker und herrschender sey, als das religiöse Gefühl. Darum hielt ich es nicht für unschicklich, in dem Schicksale der Besiegten vornehmlich auf die Sünde hinzudeuten, zu der sich die Menschen im Genusse des Glücks nur allzu leicht hinneigen; wobey es an einigen Grundstrichen und an der Erwähnung einiger Thatsachen genügte, die von selbst an das Nahliegende und Verwandte erinnern konnten. Die weitre Ausführung mußte der Geschichte überlassen werden. Diese wird einst den unseligen Wettstreit des Uebermuthes in dieser ewig denkwürdigen Zeit nicht übersehen, und die heilige Nemesis entschleyern, die sich in ihr allen, die sehen wollen, mehr als je, überall und auf allen Seiten kund gegeben hat.

8.

Es ist nie zu erwarten, daß durch eine Veränderung der Verfassung eines Volkes auch sein, durch lange Gewohnheit gebildeter, Character plötzlich umgeschaffen werde, und was die Franzosen nach dem Ausbruche der Revolution in dieser Rücksicht von sich rühmten, that sich bald genug als Täuschung kund. So sehr sich die größere Anzahl der Vortheile erfreute, die ihr aus der Vernichtung drückender Misbräuche erwuchs, so gering war doch die Zahl derer, die auch die Lasten der Freyheit zu ertragen geneigt waren. Die meisten entsagten daher wahrscheinlich mit Vergnügen der Ausübung lästiger Rechte, welche die Alleinherrschaft in sich aufnahm; und die übrigen liebten doch die Freyheit nicht genug, um dem Despotismus standhaften Widerstand zu thun *). Die

*) Les vices que la molesse, le luxe, 'avarice et une ambition servile ont fait contracter aux Français depuis le règne de Louis XIII, ont tellement affaisé leur âme, qu'ayant ancore assez de raison pour craindre le despotisme, ils n'ont plus assez de courage pour aimer la liberté. Mably Obss. sur l'Histoire de France. Livre VIII. 8. Tome VI. p. 218.

wenigen Stimmen, die vor der neuen Gefahr warnten, als man sich ein Unterpfand der Sicherheit nach dem andern entreißen ließ, waren die Stimmen der Kassandra; das Volk stürzte seinem Verhängnisse und dem Joche des Alleinherrschers zu. Manchen gereute wohl ihre Willfährigkeit zu spät, und zu spät wollten sie warnen, als das Uebel schon unheilbar war. So schrieb Camille Jordan, ein edler Mann, nachdem das lebenslängliche Consulat decretirt worden, es sey dieses in der festen Ueberzeugung geschehen, der erste Consul werde seiner Gewalt selbst Schranken setzen, und in dem Schooße der Nation eine wahrhaft nationale Gewalt bilden, durch welche Gesinnungen jenes Decret eben zu einem stillschweigenden Vertrage zwischen der Nation und ihrem Vorsteher werde. Da es aber eine Cabale von niederträchtigen Schmeichlern gebe, die alle Ideen von Schranken verabscheue, und sich schon ihres nahen Triumphs zu rühmen wage, so wären es sich die guten Bürger schuldig, das Interesse des Volkes und seines Vorstehers öffentlich auseinander zu setzen. — Er kömmt dann auf den Vorwurf, daß die französische Nation der Freyheit un-

fähig sey — ein Vorwurf, den die Freunde des Despotismus in Frankreich selbst geltend zu machen suchten, und schiebt ihn der monarchischen Regierung zu: „Wer hat endlich diese verdorbenen Sitten verschuldet? Vor allen die Willkühr. Wer wird sie fortdauernd machen? Vor allem die Willkühr, durch jenen Mangel an Festigkeit in allen Regeln des Lebens, durch Mangel an Schätzung der Tugend, durch das Stillschweigen der Meynung durch Herabwürdigung des Characters. — Welch' eine Art Fehler zu verbessern, indem man alles wieder einführen will, was sie begünstigt?" Weiter hin erinnert er Bonaparten an die Ehre, den Ruhm, den er auf das Spiel setzt, und dem er nur durch freye Beschränkung seiner Macht ein dauerndes Leben bey der Nachwelt sichern könne. „Er wird nicht, setzt er hinzu, wie ein gemeiner Eroberer, blos seinen Namen auf Trophäen schreiben, sondern in großen und schönen Einrichtungen seine Seele selbst abdrücken u. s. w." Und da schon damals der Gedanke der Erblichkeit verbreitet wurde, sagt Jordan — das Verdammungsurtheil über seine Nation zum Voraus aussprechend: „Es wäre der höchste Gipfel der

Schaamlosigkeit einer kleinen Anzahl von Schmeichlern, wenn sie uns jenen Vorschlag zu thun wagten; so wie von unserer Seite der Gipfel von Niederträchtigkeit und Unbesonnenheit, wenn wir eine neue Erblichkeit genehmigten, ohne zugleich alle gehofften Reformen durch eine feyerliche Constitution befestigt zu sehn — und uns auf solche Weise, uns und unsere Nachkommen, der Willkühr eines Nachfolgers von Bonaparte Preis zu geben, der uns hinter seinem Wagen her in wahnsinnige Kriege schleppte, der uns im Frieden mit der Last seines übermüthigen Luxus erdrücken, und über dieses gesegnete Land die doppelte Nacht des Aberglaubens und Despotismus verbreiten, und uns so gefesselt, herabgewürdigt, in Staub getreten, den Blicken der besiegten Völker blosstellen könnte." Zuletzt protestirt er noch ausdrücklich gegen den Vorschlag, „mit dem, wie man sage, einige Hofschranzen umgingen" Bonaparte den Titel eines Kaisers der Gallier zu geben: „kein Name, der den Sinn des Oberhauptes aufblähen, den Regierten herabwürdigen, und beyde ihr ursprüngliches Verhältniß vergessen machen kann!" Eitle Warnungen! Hatten doch

die Franzosen in ihrer Freude über die ersten heilsamen Schritte der consularischen Gewalt, Bonaparte in ihren Adressen beschworen, nichts zu hören als seine Gewalt! — Hatten sie ihm doch geschrieben: Général Consul! Plus le peuple français vous accorde de pouvoirs, plus il augmente la masse de sa félicité. Votre gloire et notre amour, vos vertus éclatantes et notre devoûment sans bornes, voilà le fond du pacte social! — Dieß war nicht die Sprache freyer Bürger oder solcher, die es zu seyn verdienten.

9.

So schrieb er in jenem berühmten Manifest in Aegypten: Je pourrais demander compte à chacun de vous des sentimens les plus sécrets de son coeur; car je sais tout, même ce que vous n'avez dit à personne; mais un jour viendra, que tout le monde verra avec évidence, que je suis conduit par des ordres superieurs, et que tous les efforts des humains ne peuvent rien contre-moi. S. Collection générale des Lettres, Proclamations, Discours etc. de Napoléon le Grand. par Chr. Aug. Fischer. Tome I. p. 67. f.

10.

„Welchem Fürsten fiel damals (im Anfange des XVten Jahrh.) ein, daß sich ein Reich durch die allzu große Ausdehnung seiner Grenzen schwächt, und daß es durch Eroberungen, wie glänzend sie auch scheinen mögen, seinen Verfall und Untergang beschleunigt? Selbst jetzt noch, nach so vielen Erfahrungen, die uns hätten aufklären sollen, verkennen wir diese wichtige Wahrheit; oder wenn sie einigen Philosophen bekannt ist, welche die Natur der Regierung und der Gesellschaft ergründet haben, so ist sie doch in den Cabinetten der Fürsten unbekannt.“ Mably Rem. sur l'Hist. de Fr. Tome V. p. 103. Auch Bonaparte selbst, oder doch ein in seinem Sinne abgefaßter heftiger Aufsatz gegen England (im Moniteur. an IX. Pluv. 20.)eifert weissagend gegen die Gefahr ehrgeiziger Ausdehnungen; aber seine Weissagungen haben sich gegen Frankreich gekehrt: „Alle Völker des festen Landes, heißt es dort, haben Grenzen, die sie ohne Gefahr nicht überschreiten können. Ueberschreiten sie dieselben, so schwächen sie sich. Die Natur, stärker als ihr Ehrgeiz, führt sie, nach allen Anstrengungen, wieder zwischen die Meere, Flüsse und Gebirge zurück,

die sie ihnen zur Grenze bestimmt hatte. Ohnehin können sie sich nicht schlagen, ohne sich wechselseitig zu erschöpfen; sie büßen ihre Siege wie ihre Niederlagen."

11.

In einem anonymen Artikel des Moniteur (1802. 5 Nov.), in welchem man Napoleons Stil erkennt, heißt es: Il serait plus facile aux vagues de l'océan de déraciner le rocher qui en brave la fureur depuis quarante siècles, qu'à la faction ennemie de l'Europe (die englische Regierung) de ranimer la guerre et toutes ses fureurs au sein de l'Occident, et surtout de faire pâlir un instant l'astre du peuple français.

12.

Eine Sammlung solcher Ausdrücke und Wendungen würde ein Buch füllen, und dieses Buch würde der Codex ausgesuchter Schmeichelkünste seyn. So wie an dem Hofe Ludwig des XIV. diejenigen, welche in den Augen der Regierung die meisten Fehler gut zu machen hatten, sich der Selbsterniedrigung am meisten

beeiferten (Mably Obs. sur l'histoire de Fr. L. VIII. 7. Tome VI. p. 206.), so waren es jetzt die Enthusiasten der Revolution, oder die, welche der Vorliebe für republicanische Formen verdächtig waren, die sich in jenen Künsten zu überbieten suchten. Als den 30. April 1804 im Tribunat über die erbliche Kaiserwürde berathschlagt wurde, rief Duveyrier aus: „Bonaparte allein widersteht noch! Er zaudert! kann er zaudern? Darf er es? Von hier aus gelange mit dem Willen der Nation das unveränderliche Gebot des Schicksals an ihn. Wir fordern heute den feyerlichen Vertrag, der 1789 verlangt und versprochen wurde. Die Zeit ist gekommen, wo die dritte Dynastie aus dem Buche der Erblichkeit getilgt, das Geschlecht Carls des Großen hevortreten läßt, welches Rache fordert, und einen Nachfolger, würdig der drey Helden, die es gegründet haben." Und da Carnot in einer oben erwähnten Rede zu verstehen gegeben hatte, daß Bonaparte den Kaiserthron lange in Augen gehabt und seine Erhebung vorbereitet habe, erwiederte Carrion Niza: „Der erste Consul sey der letzte gewesen, der in diese Art von heiliger Verschwörung zu Gunsten des Vaterlandes

eingegangen; aber er habe dem Willen des französischen Volkes gehorchen müssen. Die öffentliche Stimme habe ihn gezwungen, endlich die Adressen bekannt zu machen, die, mit diesem Willen erfüllt, seit sechs Monaten aus allen Theilen der Republik an ihn gelangt wären." So nahm die Knechtschaft die Maske alter trotziger Freyheit vor; und es ist kein großes Wunder, wenn Bonaparte ein Volk verachtete, dem die Knechtschaft ein solches Bedürfniß schien. Caeterum tempora illa adeo infecta et adulatione sordida fuere, ut non modo primores civitatis, quibus claritudo sua protegenda erat, sed omnes consulares, magna pars eorum, qui praetura functi, multique etiam pedarii senatores certatim exsurgerent, foedaque et nimia censerent. Memoriae proditur, Tiberium, quotiens curia egrederetur, graecis verbis in hunc modum eloqui solitum: O homines ad servitutem paratos! scilicet etiam illum, qui libertatem publicam nollet, tam projectae servientium patientiae taedebat. Tacit. Annal. III. 65.

13.

Aeschylus Perser. V. 590.

Nicht mehr bewachet der Zunge
Rede das Volk. Denn befreyt vom
Joche der Uebermacht spricht es
Dreist des Herzens Gedanken aus.

14.

Als jemand den atheniensischen Schauspieler Neoptolemus fragte, was er in den Werken der Tragiker vornehmlich der Bewundrung werth halte, antwortete er: Wenig oder nichts; wohl aber das Schicksal des Makedonischen Philippus, welcher zu Pella bey der Vermählung seiner Tochter als der dreyzehnte der großen Götter ausgerufen, und Tags darauf ermordet wurde! — Um vieles denkwürdiger ist Napoleons Geschick. Auch er konnte sagen:

Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
nach einer Königskrone zu erheben.

aber er darf nicht hinzusetzen:

Wir denken königlich,
und achten einen freyen muthigen Tod
anständiger als ein entehrtes Leben.

* * *

Daß Napoleon die Bürde seines Lebens ertragen, und sich, nachdem er der Welt Gesetze vorgeschrieben, willig in den Kerker des unfruchtbaren Elba begeben hatte, wurde ihm damals in Frankreich, wie im Auslande, von Vielen zur Last gelegt; und der Verfasser dieser Rede war desselben Sinnes. Nachdem er aber mit unglaublicher Kühnheit seine Freystätt verlassen, in Frankreich mit wenigen Treuen gelandet, und binnen achtzehn Tagen das Reich von neuem erobert hatte, da mußte man erkennen, daß ihn in dem Augenblicke der furchtbaren Katastrophe mehr als die Liebe zum Leben, daß ihn das Vertrauen auf sich selbst, seinen Ruhm und die Zeit aufrecht erhalten hatte. Die Hoffnung hatte ihn in sein Exil begleitet, um ihn noch Einmal zu täuschen; und wir dürfen mit Gewißheit annehmen, daß sie ihn auch da nicht verließ, als eine Verknüpfung von Umständen, in welcher wir die Hand der göttlichen Allmacht verehren müssen, ihn zu jenem ewig denkwürdigen Felsen führte, den die Natur ausdrücklich als das Grabmal eines außerordentlichen Mannes aufgethürmt zu haben scheint. Gern wollen wir also glauben, daß, als er im Unglücke das Leben dem Tode vorzog, er nicht anders gedacht habe, als

jener König von Sparta, der ihm in Glück und Unglück, so wie an Kühnheit und Heftigkeit verglichen werden kann, als ihm nach der Niederlage bey Sellasia der Tod empfohlen wurde: „Mit Unrecht, erwiederte er, hält der sich für tapfer und mannhaft, welcher das leichteste aller menschlichen Dinge ergreift, was ja Allen immer bereit liegt. Den Feinden, fuhr er fort, sind wohl schon bessere als wir gewichen, vom Glücke getäuscht, oder von überlegener Anzahl niedergeworfen, wer aber in Mühseligkeit und Noth verzagt, oder sich der Meinung Anderer und ihrem Tadel dahin gibt, der wird von seiner eigenen Schlaffheit besiegt. Denn der selbst gewählte Tod soll nicht ein Fliehen vor Thaten, sondern selbst eine That seyn. Es ist schimpflich, nur für sich allein zu leben und zu sterben; und hierzu forderst du mich auf, indem du mir räthst, mich der gegenwärtigen Noth zu entziehn, ohne doch dadurch etwas anderes Schönes oder Nützliches zu wirken. Ich meine aber, daß wir der Hofnung für das Vaterland nicht entsagen dürfen, und erst wenn uns diese verläßt, werden wir, sobald es uns beliebt, leichtlich sterben können." Plutarch Leben des Kleomenes. Cap. 31.

15

La régence mit le dernier sceau à notre avilissement. On ne crut plus à la probité. L'argent et les voluptés les plus sâles parurent le souverain bien. Mably Obss. L. VIII. 7. Tome VI. p. 209.

16

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schrieb ein aufmerksamer und offenherziger Beobachter der Sitten seiner Zeit: „Die Erschlaffung der Sitten hindert nicht Ehre und Tugend zu rühmen. Die, welche am wenigsten davon besitzen, wissen doch nur allzu gut, wie wichtig es für sie ist, daß andre sie haben. Man würde ehedem erröthet seyn gewisse Maximen auszusprechen, wenn man ihnen durch seine Handlungen widersprochen hätte. Die Reden gaben ein günstiges Vorurtheil für die Gesinnungen. Jetzt haben die Reden so wenig Bedeutung, daß man bisweilen von einem Menschen sagen könnte, er ist rechtschaffen, ob er gleich die Rechtschaffenheit lobt. (Aujourd-hui les discours tirent si peu à consequence, qu'on pourrait quelquefois dire d'un homme

qu'il a de la probité quoiqu'il en fasse l'éloge). Duclos Considérations sur les Moeurs. ch. 3. Oeuvres. Tome 1. p. 58.

17.

Un homme qui en a trompé un autre avec l'artifice le plus adroit et le plus criminel, loin d'avoir des remords ou de la honte, se félicite de son habilité; il se cache pour rëussir, et non pas d'avoir rëussi; il s'imagine simplement avoir gagné une belle partie d'échecs, et celui qui est sa dupe ne pense guère autre chose, si non qu'il l'a perdue par sa faute; c'est de lui-même qu'il se plaint. Le ressentiment est déjà devenu un sentiment trop noble, à peine est on digne de haïr, et la vengeance n'est plus qu'une revanche utile. On la prend comme un moyen de rëussir, et pour l'avantage qui en résulte. Duclos Consid. sur les Moeurs. ch. 3. Oeuvres. Tom. 1. p. 57. Man darf nicht vergessen, daß Düclos hauptsächlich die Sitten der guten Gesellschaft schildert.

18.

Le braconnier obscur tue le cerf, le noble chasseur le force, ist der Grundsätze der Wüstlinge in großem Stil. Liaisons dangéreuses. Tom. 2.

19.

„Wer nur irgend im Verdachte einer Verbindung mit Royalisten stand, wurde ohne weitere Proceßform niedergesäbelt. Kein Alter, noch Geschlecht wurde verschont. Säuglinge warf man in eben die Flammen, welche die Wohnungen ihrer Eltern verzehrten. Nantes wurde der Schauplatz einer Wuth, an welche eine menschliche Nachwelt nicht wird glauben können. Die Verdächtigen wurden ausgeplündert, und dann zu Hunderten in platte Fahrzeuge geworfen, und in die Wellen der Loire gestürzt. Kinder, Greise, hochschwangere Weiber theilten dergleichen Schicksal. Das Tieferschütternde wurde ein Gegenstand des Muthwillens und des spielenden Witzes. Eine raffinirende Grausamkeit brachte neue Combinationen hervor, wodurch diese Trauerspiele den Reiz der Neuheit behielten.“ Fr. Buchholz in Girtanners Hist. Nachrichten über die fr. Revol. Band 14. S. 435.

20.

S. Moniteur. 1794. nr. 155. und nr. 171. Vergl. Buchholz am angef. Orte. S. 396. fft. — Alles ist hier aus authentischen Berichten der Agenten der Schreckensregierung entlehnt, nicht ein Zug, nicht ein Wort aus den Schriften der Gegner. Auch würde man sich irren, wenn man in dieser Stelle unsrer Schrift, die nur ein flüchtiges Bild von der allmähligen, durch unselige Verhältnisse bis zum Wahnsinn gesteigerten Entartung der Sitten geben soll, ein Urtheil über die Revolution selbst finden wollte. Weder von dem konnte hier die Rede seyn, was sie erzeugt, noch von den Ursachen der Wendung, die sie genommen, sondern von einer besondern Art ihrer Erscheinung, die, wie die ganze Revolution, durch frühere Verschuldungen begründet war. Auf diese Verschuldungen ist hier auch zur Genüge hingedeutet worden. Die Verbrechen, welche aus dieser Quelle entsprungen, und durch unzählige Einflüsse der Freunde, wie der Feinde der Revolution genährt worden waren, werden dadurch, daß man ihre Entstehung erklärt, keineswegs gerechtfertigt; sie bleiben, wie die Verbrechen Carls des IX und seiner Mutter auf den unvergänglichen Blättern

der französischen Geschichte mit blutiger Schrift geschrieben; aber es würde ungerecht seyn, wie wohl von einigen geschehn ist, für Unthaten einer außerordentlichen Zeit die ganze Nation auf ewige Zeiten zu brandmarken und ihr unvergänglichen Haß zu schwören. It is not fair to judge of the temper or disposition of any man, or any set of men, when they are composed and at rest, from their conduct or their expressions, in a state of disturbance and irritation. Edm. Burke's Works. Vol. III. p. 110.

21.

Diese Behauptung ist der strengsten Wahrheit gemäß. Die Schreckensregierung belebte die Hofnungen der Ausgewanderten, die immer auf ein Aeußerstes gesetzt waren. Die Hinrichtung des Königes, dem sie nie verzeihen wollten, die Stellvertreter des Volkes berufen und den Rath eines Calvinistischen Ministers, der nicht einmal ein Franzos war, gehört zu haben, hatte die erwartete Wirkung nicht hervorgebracht, aber so lange noch die Robespierre, die Couthon, die Carrier und ihre zahlreichen Genossen im Nahmen der

Freyheit und der Republik wütheten, war die Hofnung nicht aufgegeben, daß das durch den Krieg von Außen und die innern Gräuel zur Verzweiflung gebrachte Volk die Monarchie in ihrer alten Gestalt zurückführen würde. Der Verfasser dieser Schrift erinnert sich solcher Aeußerungen noch sehr wohl, die denn auch zu dem Verdachte Veranlassung gaben, daß das auswärtige Frankreich, wie ein berüchtigter Journalist jener Zeit die Ausgewanderten zu nennen pflegte, jene Greuel im Innern durch alle Mittel nährte und steigerte. Gewiß ist, daß ihr Grimm wenig oder kein Mitgefühl für das Unglück ihres Vaterlands in ihnen aufkommen ließ. Als man die Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth beschloß, welcher man kein Verbrechen vorwerfen konnte, als ihre Geburt und die Liebe, die sie ihrem unglücklichen Bruder bewiesen hatte, sahen wir einen ausgewanderten Priester, welcher das Organ vornehmer Beschützer war, von der Hofnung beseelt, daß doch endlich die Hinrichtung dieser Prinzessin eine Gegenbewegung hervorbringen werde. Durch diese eitle und grausame Hofnung wurde das Gefühl menschlicher Theilnahme in seinem Gemüthe erstickt. Ueberhaupt aber hat wohl die Fata Morgana

der Hofnung ihr täuschendes Spiel zu keiner Zeit eifriger getrieben als damals, wo kein Ereigniß so schreckend und zerstörend war, an dem sie sich nicht empor zu ranken verstand.

22

S. das mit Sachkenntniß geschriebene Buch: Napoleon Bonaparte und das französische Volk. S. 411. 420. 422. ff. Say erzählt (über den Menschen und die Gesellschaft. S. 61.), „er habe einst zu Napoleon gesagt, daß er das Volk verschlechtere, und dieser habe ihm mit feinem Spotte geantwortet: Sie wissen also nicht, daß man die Menschen sicherer durch ihre Laster, als durch ihre Tugenden beherrscht?“

23.

In dem Gewerbe der Kundschafterey war Frankreich schon lange das Muster aller Staaten, die solcher Mittel zu ihrer Erhaltung zu bedürfen glaubten, und früh wußte man diese schändliche Kunst mit allen Zeichen äußerer Ehre in Verbindung zu bringen. Während der Höhe der Revolution, welche die Immoralität monarchischer Politik hart genug gerügt hatte, und

sie durch republicanische Tugend zu bannen vorgab, rief Barrere mit schändlicher Prahlerey von der Rednerbühne des National-Convents aus: „Wir haben Spione in Europa und bis nach America. Man kann kein bedeutendes Wort sagen, ohne daß wir es erfahren. Alles ist uns bekannt. Es gibt ein Echo in Europa, und dieses Echo hallt in dem Wohlfahrtsausschusse wieder." (Moniteur. 1794. Nr. 161.) Ausgebildet und vervollkommnet ging die schmähliche Kunst in das Kaiserthum über. Eine Schilderung dieses Hauptzweiges der hohen Polizey S. in Beckers Leiden und Freuden. S. 119. 183 f. Spieker und Rühs Zeitschrift für Staaten und Völkerkunde. 2 Stück 178 ff.

24.

Il y a des choses indévinables pour un jeune homme bien né. Comment se défirait-on a vingt ans d'un espion de police qui a le cordon rouge? Chamfort Oeuvres Tome IV. p. 105.

25.

Et priores quidem principes vitiis potius civium, quam virtutibus laetabantur: primum

quod in alio sua quemque natura delectat, deinde quod patientiores servitutis arbitrabantur, quos non deceret esse nisi servos. Plinius in Paneg. c. 45.

26.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an dem Hofe einer sehr geistreichen und gebildeten Fürstin, in deren Umgebung aber nie andre als französische Laute gehört wurden, in Gegenwart eines französischen Philosophen (Helvetius) von deutscher Literatur gesprochen und auch Klopstock genannt wurde, und die Fürstin sagte: Man behauptet, daß dieser Klopstock ein großer Dichter sey; ich weiß es nicht; aber so viel weiß ich, daß ich ihn nicht verstehe ... nahm der Franzos das Wort und sagte: Vous dites, Madame, que Klopstock est grand poète et que vous ne l'entendez pas. Cela est contradictoire. Un homme qui ne peut-pas réussir à se faire comprendre par une femme d'esprit telle que vous, ne peut pas être grand poète. Aus dem Gesichtspunkte, in welchem der Philosoph stand, war diese Behauptung wahr. Wie hätte er an die Verkehrtheit

glauben können, daß einer deutschen, in deutscher Zunge gebohrnen Fürstin, ihre Muttersprache wie eine fremde klinge, und daß sie nur das gemeinste Deutsch ihrer Bedienten verstehe? Wie Friedrich der II. der Zeitgenosse und Freund jener Fürstin, das Deutsche sprach und schrieb, ist bekannt genug. Auch noch jetzt ist diese unglaubliche Verkehrtheit nicht ganz von den Höfen verbannt; und wenn man das Französische nur etwas schlechter als sonst spricht, so ist darum die Muttersprache noch keineswegs in ihre vollen Rechte eingesetzt.

27.

S. hierüber Kolbens treffliches Werk über den Wortreichthum der deutschen Sprache, in der Einleitung; und Radloffs kleine, aber gehaltreiche Schrift: Frankreichs Sprach- und Geistes-Tyranney über Europa. München, 1814.

28.

So selten sich die Franzosen unter einander das Verdienst gut zu sprechen und zu schreiben zugestehn, so freygebig sind sie mit ihrem Lob gegen den schüchter-

nen, oder eiteln Ausländer, um ihn zu locken, nur immer ihre Sprache zu sprechen, und sich so ihnen freywillig nachzusetzen. Welche Ueberlegenheit der Gebrauch der Muttersprache im Verkehr mit denen gibt, welche diese Sprache nur gelernt haben, lehrt der Augenschein. „Soll ich Französisch sprechen, sagt Göthe (Werke, 11ter Theil. S. 219.), eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge, und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann? Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt; als daß jener, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen bey jeder Gelegenheit behelfen muß."

29.

Die Gewalt der Muttersprache auf Nationalität ist den Franzosen keineswegs unbekannt geblieben; Deutschland war nicht besiegt, so lange es seine Sprache behielt. Im Januar 1794 wurden zuerst im Con=

vent Maaßregeln beschlossen, die französische Sprache in den deutschen Cantonen herrschend zu machen (Moniteur 1794. Nr. 129). Um dieselbe Zeit predigte ein Mitglied des Convents, Baudot, im Münster zu Straßburg: „Innerhalb drey Tagen muß ganz Straßburg französisch sprechen, und kein barbarisches Wort mehr gehört werden." Beytr. z. Gesch. der franz. Revolution, 5 St. S. 290 f. Wie Napoleon diese Winke benutzte, wie man im Königreich Westphalen die französische Sprache über die Muttersprache erhob, indem man sich der höchsten Stelle nur in jener nähern und verständlich machen konnte, ist noch in frischem Andenken. — Es ist darum nicht die Meynung, daß die Jugend aufhören solle, französisch zu lernen. Keinesweges. Aber wir sollen dieser Sprache nicht ein Uebergewicht über andre geben; wir sollen nicht einen so hohen Werth auf französisch Plaudern legen, und darum unsre Kinder in der Wiege schon französischen Mamsellen und Pädagogen überantworten, um ihnen ihre Sprache, ihren Eigendünkel und die Verachtung des deutschen Vaterlandes einzuimpfen! Wir wollen, daß das Französische von unsrer Jugend, wie jede Sprache, gründlich gelernt, aber für das Leben wenig

oder nicht gebraucht werde. Sie von dem usurpirten Range der diplomatischen Sprache herabzustürzen, ist es jetzt Zeit oder nie.

30.

Die Frechheit, mit welcher Voltaire, die Sitten in der Pucelle, in der Épitre à Vendôme, Grand-Prieur de France, in einer andern an den Herzog von Richelieu, bey dessen Verheyrathung mit Mademoiselle de Guise u. a. verspottete, wurde von dem Philosophen Diderot, einem der geistreichsten und beredesten Männer seiner Zeit, in den Bijoux indiscrets, Jaques le Fataliste, u. a. seiner Schriften weit überboten. Wir erinnern uns von ihm ein vielleicht noch ungedrucktes Gespräch der Geliebten D'Alembert's, Mlle d'Épinasse, mit ihrem Arzte gesehen zu haben, wovon unzählige Abschriften umher gesendet wurden, in welchem jede Art von Schlüpfrigkeit recht methodisch gerechtfertigt wird. Das Ansehn solcher Männer wirkte, und die Liederlichkeit machte sich breit als Philosophie. So verstanden hatte Voltaire das größte Recht zu sagen, daß sich in Paris zu seiner Zeit eine Masse von Philosophie finde, wie sonst

nirgends. Nach solchen Vorgängern, und nach den Fortschritten, welche ihre Lehre gemacht hatte, durften die Verfasser der Liaisons dangéreuses, des Faublas, der Guerre des Dieux, und unzähliger anderer sittenloser Werke nicht mehr erröthen. Sie waren des Erfolges ihrer Arbeiten gewiß.

31.

„Einsicht und Wissenschaft, sagt der geistreiche Verfasser einer kleinen inhaltreichen Schrift (Die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit. S. 42.) sind nur bis zu einem gewissen Grade dem Despotismus zuträglich, nur so weit als sie taugen, die aufbrausende Wildheit zu ruhigem Gehorsam zu dämpfen, die äußere Roheit zu gefälliger Glätte abzuschleifen, die ungelenken Seelen und Leiber zu geschickten Werkzeugen zu bilden, und zu brauchbaren Knechtesdiensten abzurichten. Eine in unveränderlicher Form ausgeprägte, sich selbst gleiche, aus sich selbst nichts mehr frey entwickelnde Bildung; Wissenschaften, die genau nach dem Richtscheite ausgemessen, gerade so bleiben, wie sie sind, ohne Weglassung,

Aenderung oder Zusatz, in welchen alle Gedanken (und versteht sich, nur Knechten geziemende Gedanken) wie die Inschriften auf einem Denkmal versteinert da stehn, und wohl gelesen, verstanden, angewendet werden können, aber sich selbst weder anders zu gestalten, noch Anderes aus sich hervorzubringen vermögen: kurz, eine Bildung und eine Wissenschaft, wie sie schon seit Jahrhunderten in China besteht, und bey allem Wechsel der Regentenfamilien, den despotischen Weltthron des Sohnes des Himmels trägt und stützt: eine solche Bildung, ein solches Wissen ist allein einem despotischen Weltreiche erträglich und nützlich."

32.

Als Frau von Stael ihr Studium deutscher Wissenschaft und Kunst auch für Frankreich nützlich machen wollte, wurde ihr, mit Censur und Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen gedrucktes Buch dennoch auf die willkührlichste Weise vernichtet, weil es nicht in französischem Geiste geschrieben sey,

und Frankreich nicht nöthig habe, Deutsche zu bewundern und zu Mustern zu nehmen. S. der Fr. von Stael Verbannung aus Frankreich. Berlin. 1813.

33.

Wie viel edler dachte in gleichem Falle der dem franz. Herrscher an Verstellungskunst ähnliche, an humaner, wahrhaft hellenischer Bildung weit überlegene Philippus von Macedonien, als er nach der Schlacht bey Chäronea die heilige Schaar der Thebaner, dreyhundert edle Jünglinge, auf dem Schlachtfelde liegen sah, einen über den andern, von macedonischen Lanzen durchbohrt. Da rief er, voll von Bewunderung und nicht ohne Thränen aus: „Wehe dem, der von diesen Trefflichen wähnt, daß sie je Schlechtes gethan oder geduldet!" — So der Zögling Epaminondas. Den franz. Autokraten hatte der Zorn aus der Rolle geworfen, die er wohl zu andern Zeiten gut zu spielen wußte.

34.

Diesen bescheidenen Antheil, dieses uralte Eigenthum des deutschen Volkes, entwendete ihm die Rhein-

bundacte, das Werk Napoleons, der, um die verbündeten Fürsten an seinen Thron zu knüpfen, ihnen andre Banden innrer Verpflichtungen abnahm. In dieser Acte, welche den Theilnehmern die Unumschränktheit zusichert, lautet der 26ste Artikel: „Die Rechte der Souveränität sind das Recht der Gesetzgebung, das der höchsten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizey, der militärischen Conscription oder des Recrutenzuges und das der Auflagen.“ Man gedachte damals der Lehre nicht, mit der ein Schweizerknabe vor dem angebotenen Geschenke des Frickthals warnte: Timeo Danaos et dona ferentes.

35.

Die Stimme der Zeit zu verstehn, ihren gerechten Wünschen entgegen zu kommen, und als freyes Geschenk zu geben, was künftig vielleicht als Recht genommen würde, ist zu allen Zeiten für politische Weisheit gehalten worden. „Der öffentlichen Neigung zu folgen, nicht sie zu zwingen; dem allgemeinen Wunsche der Gesellschaft eine Richtung, eine Form, eine regelmäßige Gestalt, eine eigenthümliche Sanction zu geben, das ist das wahre Streben der Gesetz=

gebung." Gewichtvolle Worte Burke's in dem Briefe an die Sheriffs von Bristol.

36.

Die Vertheidiger der stehenden Heere haben nicht unbemerkt gelassen, daß sich erst durch sie die höhere Strategik habe bilden können. Ganz recht. Erst als die Pocken aus Amerika gekommen waren, konnte die schöne Erfindung der Inoculation, und die noch schönere der Schutzpockenimpfung gemacht werden. Auch das ist bemerkt worden, daß die bessere Geldwirthschaft der Staaten erst seit der Bildung der stehenden Heere datire? Die bessere Ordnung allerdings; denn das Heer mußte immer regelmäßig bezahlt werden. Aber fing nicht damit auch zugleich die regelmäßigere Besteuerung der Unterthanen an, welche Heere besolden mußten, die sie im Frieden quälten, und im Kriege oft nicht beschützten?

37.

Eine solche Hofnung in dieser Ausdehnung zu hegen, war, als dieses geschrieben wurde, weder Thorheit, noch Frevel. Allzu deutlich hatte man erkannt,

worinn die Schwäche von Deutschland lag, als nach Auflösung des morschen Bandes der Reichsverfassung, alle Fugen sich weiterten und von einander gingen, um nicht der Weisheit der Fürsten den Wunsch und Willen zuzutrauen, das alte tiefliegende, und keinesweges erst, wie uns Einige bereden möchten, aus der Religionsspaltung erwachsene Uebel, so weit als möglich, zu heben. Einen solchen Willen deuteten auch unzweydeutige Aeußerungen der Machthaber damals an. So erließ, um ein sprechendes Beyspiel anzuführen, der Prinz Regent im August 1814 ein Manifest an seine Hannöverschen Unterthanen, in welchem er ihnen die baldige Zusammenberufung der Stände verhieß, mit dem Zusatze, daß es noch zur Zeit und bis zur Beendigung des Wiener Congresses an einer allgemeinen Staatsverfassung von Deutschland mangle, die wohl auch auf die innere Verfassung des Churfürstenthums Einfluß haben dürfte." Diese Worte konnten nicht anders verstanden werden, als daß eine, alle deutschen Provinzen umfassende, auch ihre innern Verhältnisse berührende Verbindung geschaffen, und durch Feststellung gemeinsamer Grundsätze ein neues, nicht durch äußere Gewalt, sondern

durch innere Zusammenwirkung verbundenes Deutschland erzeugt werden solle. Die klägliche Beschaffenheit des alten Reichstages mit seinen unendlichen, geisttödtenden, zeitverschwendenden Förmlichkeiten, die fast immer ohne Erfolg blieben, waren noch in frischem Andenken, und jeder Deutsche würde sich vor dem Gedanken entsetzt haben, eine Anstalt zurückkehren zu sehn, die lange vor ihrer Auflösung der Welt und Deutschland selbst ein Gegenstand des Spottes gewesen war. Diese Furcht lag fern, und mit Recht. Was man hoffte und erwartete, war eine Versammlung der Einsichtsvollsten und Würdigsten, denen nicht blos das beschränkte Interesse ihrer Committenten, sondern neben diesem auch das Wohl des Ganzen anvertraut wäre; Amphiktyonen, die nicht bloß für Athen und Theben, sondern für Hellas und die Gesammtheit riethen; ein Parlament, in welchem die Gewählten das Heil des Reichs, nicht das Interesse des rotten borough, (verfaulten Fleckens) erwägen, für den sie sitzen; mit Einem Worte eine vaterländische Caaba wurde erwartet, die das Herz jedes Bürgers von Deutschland mit religiöser Andacht erfüllte, so daß er, wo er auch sey, Augen

und Seele mit Sehnsucht und Vertrauen nach diesem Heiligthume wenden möchte. — —

Wenn die Verfassung von Großbritannien seit langer Zeit ein Gegenstand der Bewunderung, und anerkanntermaßen die Grundlage seiner Macht und Größe ist; wenn überhaupt nicht geleugnet werden kann, daß eine Verfassung, die einem Volke innern Halt und festen Zusammenhang gibt, eine Wohlthat sey; wenn Entfernung der Willkühr eine nicht minder große Wohlthat ist, da ja außerdem nie die Gerechtigkeit, sondern höchstens nur ein Analogon der Gerechtigkeit gedeihen kann; wenn das feste Bewußtseyn eines sichern Rechtsstandes für ein Volk noch heilbringender ist, als der Genuß des Rechtes selbst; wenn dieses Alles zugestanden werden muß, so kann es auch kein Verbrechen seyn, dem Vaterlande die Wohlthat einer solchen Verfassung zu wünschen, wenn man auch gleich die Mittel der Verwirklichung dieses Wunsches nicht angeben kann.

Wenn es unbestreitbar ist, daß die Stärke eines Volkes nicht durch die Menschenzahl, oder durch die Ausdehnung seines Gebiets, oder die Masse seiner Reichthümer, sondern durch seine organische Einheit

begründet wird; wenn man einsehn muß, daß die siegreichen Fortschritte der französischen Macht nur durch diese organische Einheit möglich wurden, und daß die mannigfaltigen Unfälle, welche Deutschland nicht blos in den letzten Zeiten unsers Unglücks, sondern lange vorher, betroffen haben, eben aus dem gänzlichen Mangel einer solchen Einheit entsprungen sind, so kann es wiederum kein Verbrechen seyn, für Deutschland ein Gleiches zu wünschen, oder, wenn die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich wäre, das Schicksal dieses Landes zu beklagen.

Johannes Müller schließt das flüchtige Gemälde, das er von Deutschland entwirft (allgem. Geschicht. 3. Th. S. 520.), mit folgenden Worten: „Wenn diese Menge beträchtlicher Städte und Länder mit ihrer Mannschaft und ihrem Wohlstande auf einerley Zweck vereinigt wären, welch' ein Reich und Volk wäre das Teutsche! Dieses hat auswärtiger Einfluß durch die größten Anstrengungen zu verhindern gewußt, und kraftloser Aristokratie den Nahmen germanischer Freyheit gegeben. Politische Wichtigkeit und in einigen Rücksichten die Volksfreyheit haben hiebey verlohren."

38.

Einer der ersten Schrittte der hannöverschen Regierung nach Auflösung des Königreichs Westphalen, war die Wiederherstellung der Stände, und der hierüber (den 12. Aug. 1814.) ergangene Erlaß, fängt mit der Erklärung an, daß der König nie die Absicht gehabt, die Umwälzung in seinen Staaten zu einer Schmälerung der Rechte seiner Unterthanen zu benutzen; so wie er auch keineswegs die Absicht hege, die Verfassung des Landes, in so fern sie gegenseitige Rechte und Verbindlichkeiten des Landesherrn und der Unterthanen in sich fasse, abzuändern. In dieser Erklärung ist jedes Wort von Bedeutung. Auch in der Rede, mit welcher der königliche Statthalter die erste Versammlung der Stände eröffnete, wird ausdrücklich gesagt, daß die Stände berufen worden, damit sich die Stimme des Volkes mit Freyheit und Ordnung erheben könne, um den Prinzen Regenten die Mittel anzuzeigen, wie er seinen Zweck, das Wohl des Volkes, am Besten erreichen könne." Worte, die unsers Bedünkens die Realität eines demokratischen Elementes, als eines wesentlichen Bestandtheiles einer freyen Verfassung anerkennen, was der

Bemerkung kaum werth seyn würde, wäre nicht späterhin jene Meinung von einigen allzu eifrigen Freunden der absoluten Monarchie für die Ausgeburt thörigter Fantasien erklärt worden.

39.

Brandes Politische Betrachtungen über die französische Revolution. S. 8. Auch Burke (Works T. III. P. 5.) sagt in Einstimmung mit den größten Politikern, daß in allen Monarchien das Volk mittelbarer- oder unmittelbarer-Weise das Recht haben müsse, seine Abgaben zu gewähren, oder es könne nicht ein Schatten von Freyheit bestehn.

40.

Jamais les Français n'ont récherché par quelles loix la nature ordonne aux hommes de faire leur bonheur. Jamais même en voulant opprimer les autres, un ordre n'a pu se préscrire une conduite constante; de-là les efforts toujours impuissans, une politiqne toujours incertaine, nul interêt constant, nul caractère, nulles moeurs fixes; de là des révolutions

continuelles. Toujours gouvernés au hazard par les événemens et les passions, nous nous sommes accoutumés à n'avoir aucun respect pour les loix. Mably Obss. sur l'hist. de la Fr. L. VIII. 7. Tom. VI. p. 211. Die weiseren Männer dieses Volkes sahen aber das Rechte längst und sprachen es ungescheut aus. So sagt Philippe de Comines L. IV. c. 1. „Die Berufung der Stände ist eine gerechte und heilige Sache; sie gibt den Königen größere Stärke, und schafft, daß sie besser bedient werden." Und da, wo er von der Ständeversammlung spricht, die 1483 nach Ludwig des XI Tode zu Tours gehalten wurde (L. V. c. 8.): „Man konnte damals glauben, daß diese Versammlung gefährlich sey; und es sagten einige Leute von geringem Ansehn und weniger Tüchtigkeit, und haben es öfters nachher gesagt, daß es ein Verbrechen der beleidigten Majestät sey, von einer Berufung der Stände zu sprechen, und das dieses das königliche Ansehn vermindern hieße. Aber es sind vielmehr die, welche so sprechen, die dieses Verbrechen gegen Gott, gegen den König und das gemeine Wesen begehn; aber diese Reden nützten und nützen denen, die ohne

Verdienst und Würdigkeit in Credit und Ansehn stehn, und nichts wissen, als den Ohren zu schmeicheln, und von geringfügigen Dingen zu sprechen, und die große Versammlungen scheuen, weil sie fürchten, darinn für das, was sie sind, erkannt zu werden, und ihr Werk und Wesen getadelt zu sehn."

In einer Versammlung zu Fontainebleau, die die den 23sten Aug. 1560. gehalten wurde, sagte der Erzbischof von Vienne, Charles de Marillac; „Was die andre Stütze des Reiches betreffe, die in den Wohlwollen der Unterthanen gegen ihren König bestehe, so sehe er bey den von der Pflicht entfernten Gemüthern kein kräftigeres Mittel zu dessen Erweckung, als wenn nach der hergebrachten Sitte die Stände des Reiches berufen würden. Denn diese wären das einzige Tribunal, in welchem sich die Klagen des ganzen Reiches vernehmbar machen, und wo sie mit Schicklichkeit geschlichtet werden könnten. Die übrigen Obrigkeiten wären angeordnet, um die Klagen, Streitigkeiten und Händel der Privaten zu vernehmen, beyzulegen und zu schlichten; in den öffentlichen Versammlungen aber träten die Unterthanen gleichsam in's Gespräch mit dem Fürsten, und trügen mit bescheidener Frey-

müthigkeit ihre Klagen vor; auf der andern Seite würden auch die entgegengesetzten Gründe der Fürsten, durch die sie jene Klagen entkräfteten, von den gesammten Ständen des Reiches vernommen. So geschehe es denn, daß Alle das Joch, nicht des Königes, sondern des mit vielen Lasten bedrückten Reiches fernerhin mit mehr Gleichmuth und Gedult, ohne Murren, und mit der dem Fürsten schuldigen Ehrfurcht ertrügen." Du Thou Histor. L. XV. p. 763. s.

Mit noch größerm Nachdruck schrieb über denselben Gegenstand im Jahr 1561 der Kanzler d'Hopital (Rémontrances aux Éstats d'Orléans.) „Es leidet keinen Zweifel, daß das Volk großen Gewinn von den Versammlungen der Stände hat, die ihm Gelegenheit geben der Person des Königs zu nahen, Klagen anzubringen, Vorschläge zu thun, und die nothwendige Hülfe gegen Gebrechen zu erhalten. — Manche haben gezweifelt, ob es auch den Königen nützlich und heilsam sey, Ständeversammlungen zu halten, indem sie sagen, daß der König seine Macht schmälere, wenn er Belehrung und Rath von seinen Unterthanen annimmt, wozu er nicht verpflichtet sey; auch, daß er sich zu gemein mit ihnen mache, als wel-

ches Geringschätzung erzeuge und die königliche Majestät herabwürdige. Diese Behauptung scheint mir wenig Grund zu haben. Erstlich sage ich dagegen, daß keine Handlung des Königes würdiger und ihm zuständiger sey, als die Stände zu halten, seinen Unterthanen allgemeines Gehör zu geben, und jedem Gerechtigkeit zu erweisen. Denn die Könige sind vor allen Dingen erkohren, um Gerechtigkeit zu handhaben. Den Krieg führen Tyrannen und Bösewichter so gut wie die Könige, und die schlimmen oft besser als die guten. Auch gibt es nichts in der Welt was einen König bey seinem Volke verhaßter macht, als Verweigerung der Gerechtigkeit. — Ueberdieß hören die Könige in diesen Versammlungen die Stimme der Wahrheit, die ihnen oft durch ihre Diener verhehlt wird. — Wie viel Unrecht, wie viel Gewaltthätigkeiten und Unbilden, die dem Volke zugefügt werden, bleiben den Königen verborgen, die sie erfahren würden, wenn sie die Stände beriefen! Dieß hält sie dann ab ihr Volk all zu sehr zu belasten, neue Steuern aufzulegen, übermäßigen Aufwand zu machen, schlechte Richter für Geld einzusetzen, und unzählige andre Uebel, die sie oft aus Irr-

thum begehn. Denn meist sehen die Könige durch fremde Augen, und hören durch fremde Ohren, und richten nach fremdem Urtheil, und statt daß sie andere führen sollten, werden sie von andern geführt. Deshalb haben denn auch einige gute Könige, ihren Umgebungen mistrauend, sich verkleidet, und unerkannt unter ihr Volk gemischt, um zu hören, was man von ihnen sage, nicht um die zu bestrafen, die Uebles redeten, sondern um sich darnach zu richten. Der gute König Ludwig XII hörte gern Comödien und Possenspiele an, selbst solche, in denen man sich die größten Freyheiten herausnahm, indem er sagte, er lerne daraus viele Dinge, die in seinem Reiche geschähen, und die er außerdem nicht erfahren hätte."

„Die, welche sagen, der König vermindre seine Macht, wenn er Rath von seinen Unterthanen nehme, irren darinn. Denn obschon der König nicht genöthigt ist, Rath von den Seinen anzunehmen, so ist es doch gut und rechtschaffen, wenn er nach Rath handelt; sonst müßte man alle Art von Berathung aufheben. — Was aber die Vertraulichkeit betrifft, so hat sie den Königen von Frankreich nie geschadet. Vielmehr wird ihnen am meisten gehorcht. Unsre Nachbar-Könige

werden knieend und baarhaupt bedient; wird ihnen darum besser gehorcht? — Der Gebrauch sich nicht vor seinem Volke sehen zu lassen, ist barbarisch und monströs." . . . .

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche eine entgegengesetzte Meynung haben, mehr für sich, als für den Fürsten sprechen. Es sind Leute, die allein herrschen, und Alles nach ihrem Willen und Gutdünken leiten wollen; die nicht wünschen, daß ihr Thun und Wesen von Andern erkannt werde; die den Fürsten belagert halten, und acht geben, daß kein andrer ihm nahe. Denn behaupten, daß alle großen Versammlungen zu fürchten sind, und Verdacht erregen müssen, das mag von Tyrannen gelten, nicht aber von rechtmäßigen Königen." (Den Auszug aus dieser Rémontrance s. in den Maximes importantes pour l'institution du Roy. ch. VIII. p. 271).

40.

„Die Fürsten verstehen ihren Vortheil schlecht, wenn sie sich Glück zu der dumpfen Betäubung wün=

schen, in die sie ihre Völker stürzen; denn bald wird dieselbe Betäubung sie auf dem Throne ergreifen, und sie werden von der Last des gemisbrauchten Ansehns überwältigt werden. Fordern die Könige nur eine dumme Ergebenheit? Wehe denen? deren Unterthanen nicht vermögen zu klagen, noch gegen Misbräuche zu murren, noch die Zukunft vorauszusehn, noch Mittel gegen dringende Uebel vorzuschlagen! Zu spät öffnen dann die Fürsten ihre Augen; sie zittern, wenn sie sehn, daß der Bau ihres Glückes einstürzt, weil sie an der Spitze eines versunkenen Volkes stehn." Mably Obss. sur l'Hist. de la Fr. Tom. V. p. 34. „Oeffnet alle Bücher der Geschichte. War es Mangel an Reichthümern, an Volksmenge, an Kriegsmacht und Gebiet, was so viele Staaten in das tiefste Elend sinken, ihre Glieder alle Gattungen des Jammers und der Schande fühlen ließ? — Es war im Gegentheil nur das tolle Rennen nach diesen Gegenständen; es war der Mangel eines allgemeinen, strengen, unbeweglichen Gesetzes der Gerechtigkeit, welches jedes andre Gesetz zum Gräuel machte." Jacobi's Werke 2 Th. 374 S. Wir lassen noch einen großen und tief denkenden Staatsmann sprechen, den wir um desto

lieber anführen, da seine Gesinnungen auch den Mächtigen unverdächtig sind. „Träumet nicht, sagt Burke, zu den Verwaltern Grosbritanniens, daß Eure amtlichen Briefe, Eure Instructionen, Eure Clauseln, die Dinge sind, die das große Gewebe des geheimnisvollen Ganzen zusammenhalten. Diese Dinge machen nicht die Regierung. Sie sind tode, passive Werkzeuge, denen der Geist der englischen Gesammtheit Leben und Wirksamkeit verleiht. Es ist der Geist der englischen Verfassung, der durch die mächtige Masse ausgegossen, jeden Theil des Reichs, jedes, selbst das kleinste Glied durchströmt, nährt, verbindet, kräftigt, beseelt."

So eben fällt uns in einer der neusten Schriften des geistreichen de Pradt (L'Europe et L'Amerique dans l'année 1821) eine Stelle in die Augen, die in mehr als einer Beziehung hierher gehört:

„Auf ungewohnter Bahn, sagt der vormalige Erzbischof von Mecheln, erhebt sich Napoleon unter den Sterblichen auf den höchsten Thron der Welt. Er ist der Sohn der Civilisation. Er hat von ihr Alles empfangen. Aus allen Kräften fördert er sie; ja, man möchte sagen, daß er, ungeduldig über ihren zu

langsamen Flug, ihr Schwingen ansetzen will. Wunder der Industrie entstehen auf seinen Ruf; aber neben den Antrieb stellt er die Schranken, er will sich die Wahl noch vorbehalten, und zeigt sogar noch Stücke der Fesseln; Er, der den Simplon geebnet und die polytechnische Schule gestiftet hat, will Frankreich in Ketten legen. Die Welt verstummt vor ihm; Alles liegt zu seinem Füßen; Das Ende der Tage scheint gekommen. Doch einen Augenblick Gedult, und ihr werdet sehn, was die Civilisation vermag. Er wollte sie für sich allein; sie aber, die keines Einzelnen Sclavin ist, trennte sich von ihm. Stolz und frey geht die Edle zu seinen Feinden über — — ein beynah erstorbenes Volksgefühl erwacht in den Herzen der Nationen, welche Napoleon seinem Reiche einverleibt hat. Unterstützt von allen Mitteln der Civilisation, stürzt sich ein fürchterlicher Angriff auf ihn; er fällt, und fallend bekennt er, „daß nicht die Coalition ihn entthront habe, sondern die freysinnigen Ideen des Jahrhunderts!"

Und als Ludwig der XVIII. durch die Siege der Verbündeten sich den Weg zu dem alten Königsthrone geebnet sieht, was ist sein erstes Wort an das ihm

wiedergegebene Volk? „Erleuchtet durch das Unglück der Nation, heißt es in dem Manifeste von St. Ouen, die er zu regieren bestimmt sey, sey sein erster Gedanke, jenes gegenseitige Vertrauen anzurufen, welches für ihre Ruhe und ihr Glück so nothwendig sey.“

Die Ausführung dieses Gedankens war an die Einführung einer freyen Verfassung, und einer öffentlichen Verwaltung geknüpft. Auch fährt er fort:

„Entschlossen, eine liberale Verfassung einzuführen, wollen wir, daß diese Verfassung auch weise sey.“

So stellte sich im Jahr 1814 der König von Frankreich an die Spitze der Freysinnigen, und nur unter dem Panier der Liberalität bestieg er den Thron. Und wenn dieser Thron nachher wieder erschüttert worden ist, kann man sagen, daß die treue Bewahrung jener edeln Vorsätze dieses verschuldet hat? Oder war es nicht eben ihr Vergessen, war es nicht das Mistrauen, das die Begleiter des Königes erregten, das Napoleon von Elba zurückrief, und den König noch Einmal aus Frankreich vertrieb?

42.

Wir können uns nicht enthalten, aus einer Schrift, deren Inhalt viel mehr gewährt, als ihr anspruchloser Titel verheißt (Etwas das Lessing gesagt hat), Einiges hierher gehörende auszuzeichnen: „Das Gute, welches unumschränkte Herrschaft wirkt, fällt doppelt auf, vornemlich darum, weil es unversehens, ganz mit einemmal und schnell zum Vorschein kömmt. Dieß entzückt dann die schwachen Köpfe. Das Böse, das sie lange täglich sahen — sind sie gewohnt: das Gute nicht. Im Gegentheil, wo Freyheit herrscht, erfordern alle Dinge ihre Zeit; welches kein so großes Uebel ist. Und dann, ohne der unsäglichen Gefahren zu gedenken, welche im Moralischen mit jeder schnellen Wirkungsart verbunden sind, vornemlich, wo für Alle Einer nur Entschlüsse faßt, die Sorge Aller aber müssig werden muß und stumm: ohne der wichtigen Vortheile zu erwähnen, die, wo Viele sorgen, untersuchen und Entschlüsse fassen dürfen, der Langsamkeit die Wage reichlich halten: liegt in der Sache selbst unmittelbar ein Vorzug von der größten Wichtigkeit. Wo guten Zwecken die Gewalt nicht gleich zu Dienste steht, da müssen diese Zwecke zu erreichen,

andre Kräfte aufgeboten, und in einem weiten Umfange bewegt werden. Eine jede Sache, die zum Vorschlag kömmt, wird von allen ihren Seiten angesehen, bis aufs Aeußerste entwickelt, nach ihren Verhältnissen geprüft, bestritten und gerettet. Bewaffnet schon mit Gründen der Vernunft und Ueberredung tritt sie anfangs gleich hervor: hernach muß sie jeden Angriff auszuhalten und zurückzutreiben wissen, unterstützt von Geduld, Standhaftigkeit, Geschicklichkeit und Muth, bis endlich alle Zweifel vertilgt, alle Vorurtheile überwunden, alle Hindernisse der Partheylichkeit aus dem Wege geräumt sind. So wird Nachdenken überall erweckt, Einsicht ausgebreitet und geschärft, der ganze Mensch auf das kräftigste gebildet. Noch mehr: um gehört und leicht befolgt zu werden, muß ein jeder, der nach Einfluß strebt, um guten Ruf bekümmert seyn; er muß, bey dem Mangel anderer Gewalt, das Ansehn der Rechtschaffenheit und Klugheit, er muß die Majestät der Weisheit und der Tugend zu erwerben suchen. Wenn auf diese Weise große Eigenschaften der Seele und des Geistes unter einem Volke häufiger entstehen, so, daß auch die Menge nicht die Früchte bloß davon genießt, sondern selbst in

ihrem Maaße denken, selber Antheil nehmen lernt am Ganzen; lernet Dinge schätzen und nach ihrem Werthe ordnen; gewinnet Billigkeit, Gefühl der Rechte menschlicher Natur, und zu diesen Rechten Herz, Freudigkeit und Muth: Wenn dieß alles mit der Sache, welche Zögerungen nach sich zieht, genau verbunden ist — o, wer möchte da nicht gern harren! wer nicht gern tausend eitle Dinge missen, tausend Unbequemlichkeiten dulden, und wenn's ein Mann ist, auch den größten Gefahren gern entgegen sehn!" Jacobi's Werke. 2 Th. 377 S.

43.

Denjenigen, welche das Alte mit unbedachtsamer Vorliebe preißen, und von dem Bestehenden nichts aufgeben wollen, darf man Burke's Ausspruch zu bedenken geben, „daß eine weise Regierung sich durch kein Kennzeichen so vorzüglich vor einer schwachen und unbesonnenen Verwaltung auszeichne, als wenn sie die beste Zeit und Weise erkenne, das aufzugeben, was sie nicht behaupten kann." Er setzt hinzu: „Es gibt Zeiten, wo die Menschen schlechte Dinge nicht mehr deßhalb dulten wollen, weil ihre Vorfahren (dieselben oder) noch schlimmere erdultet haben. Es

gibt eine Zeit, wo das graue Haupt veralteter Misbräuche weder Ehrfurcht erwecken, noch Schutz erhalten wird.“ (Burke's Speech on the oeconomical reform.)

Ein anderer Treffliche sagt:

„Machiavel bemerkt (Discorsi sopra la prima Dec. di T. Livio), daß die Staaten mehrentheils dadurch zu Grunde gehn, daß sich die Umstände und die Zeiten ändern, die Maasregeln aber nach denselben nicht geändert werden. Der Alleinherrscher kann sich schlechterdings nicht immer in die Zeit schicken; denn hiezu ist eine solche Mannichfaltigkeit von Geistesgaben und Gemüthsbeschaffenheiten nöthig, die in Einem Menschen nicht zusammen angetroffen werden können; und die einander häufig widersprechen. Der Zögrer Fabius konnte nicht, wie Scipio, nach Africa hinüber fliegen wollen: und war er Herr von Rom, so unterdrückte leichtlich Hannibal dasselbe noch am Ende. Nun aber trat für jede Zeit der Mann hervor, dessen sie bedurfte. Und so kann ein Staat, den Viele unterstützen, dem Schicksale länger widerstehn, als derjenige, den nur der Wille eines Einzigen regiert. Denn es ist unmöglich, daß ein Mensch seinem Charac-

ter entsage; daß er seine Meinungen, seine Denkungsart verändre; seine Grundsätze und seine Vorurtheile verleugne, seine Einsichten und seine Erfahrungen verwandle: kurz, daß er nicht sey was er ist, sondern was der Lauf der Dinge jedesmal von ihm verlangt." Jacobi's Werke. 2 Th. S. 380.

44.

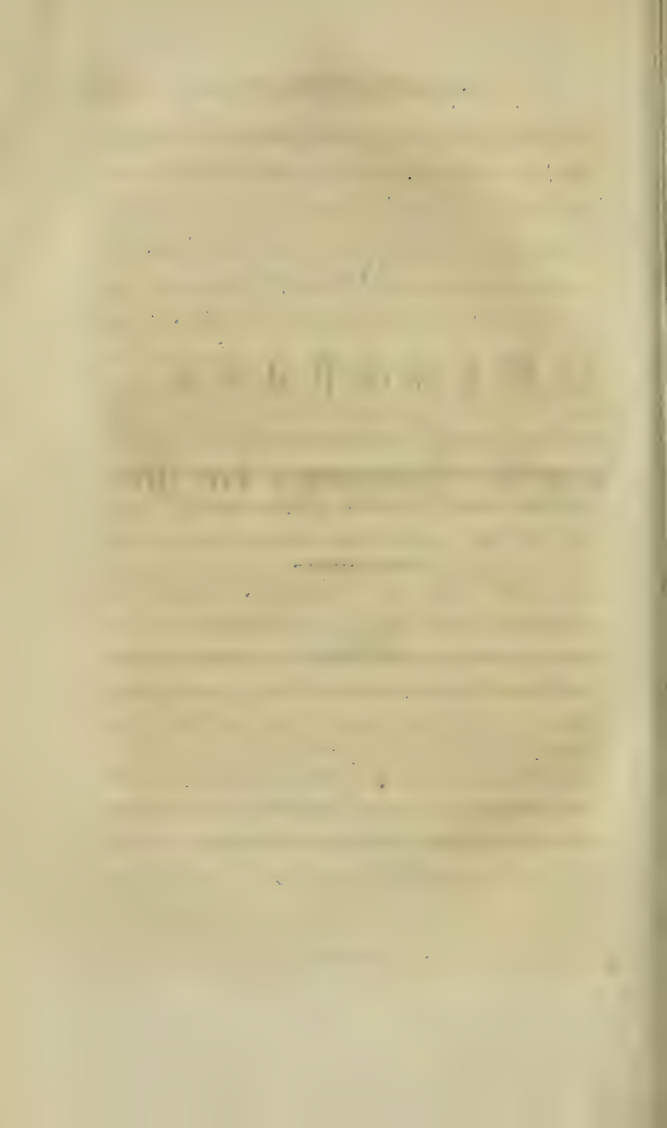
Petrarcha schreibt an den Tribun des Römischen Volkes, Nicolaus Laurentius (Opera. p. 535.): Praeteritam servitutem ante oculos assidue revocate. Sic etenim, nisi fallor, erit praesens, aliquanto etiam quam vita carior, libertas; ut si alterutro carendum sit, reperiri valeat nemo, cui modo supersit quicquam Romani sanguinis, qui non malit in libertate mori, quam in servitute vivere. — Circumspicite vigilantibus animis et videte, ut quicquid omnino cogitatis, quicquid agitis, libertatem sapiat; ad hanc unam curae vigiliaeque vestrae, ad hanc omnes omnium pertineant actiones; quicquid praeter hanc agitur, vel irreparabile jactura temporis, vel insidias existimate.

V.

Bruchstücke

über die Forderungen der Zeit.

1820.



Bey dem im Jahr 1819 in der Deputirten-Cammer zu Paris erhobenen Streite über die Zulassung des vormaligen Bischofs Gregoire hatte sich Herr Lainé der Worte bedient: „Es gibt ein Gesetz, das keiner schriftlichen Aufzeichnung bedarf, um anerkannt und vollzogen zu werden. Dieses Gesetz ist nicht in vergänglichen Archiven niedergelegt; es ist nicht den wechselnden Bedürfnissen und Launen der Fürsten oder der Völker unterworfen; es wird in einer heiligen Freystätte, im Gewissen des Menschen, aufbewahrt *)." Diese Worte haben einer der liberalen Zeitungen Frankreichs Veranlassung zu einigen Gegenbemerkungen gegeben und diese Gegenbemerkungen hat ein Mitarbeiter der Oberpostamts-Zeitung (1820. Nr. 4.) zu einem Angriffe auf den Geist der Zeit benutzt.

*) Cicer. Or. pro Mil. Est haec non scripta sed nata lex etc.

Daß in diesem Aufsatze dem Geiste der Zeit alles mögliche Böse nachgesagt wird, darf in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht Wunder nehmen. Auch darüber darf man sich nicht wundern, daß die individuellen Aeußerungen Eines Zeitschriftstellers geradezu für die Meinung der Zeit genommen, und auf diese willkührliche Annahme eine Anklage gegründet wird.

In dieser Anklage lesen wir unter Andern, die Grundkrankheit unserer Zeit sey der unselige Wahn, welcher die sich selbst überlassene Vernunft des Einzelnen zur obersten Richterin über Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gesetz und Gesetzgeber erhebe. Aus diesem Wahne sey die Verwechselung der Freyheit mit der Willkühr hervorgegangen, und aus den Stürmen, die ein Gifthauch erzeugt, hätten sich die Phantome von Volkssouveränetät, von Mündigkeit der Nationen, von der Suprematie des Verstandes über jedes ihm fremde Gebot entwickelt, woraus denn eine Masse von Anmaßungen hervorgegangen, welchen nur dadurch gewehrt werden könne, daß man das Uebel bei der Wurzel angreife, und die Einzelnen zum Bewußtseyn ihrer Schranken und Ohnmacht bringe. Dieses sey nur durch die Wiederherstellung der religiösen Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft möglich. Uebrigens könne man nicht ohne Schaam daran

denken, daß in dem christlichen Europa Grundsätze bestritten würden, die schon das Heidenthum anerkannt habe.

Der von Lainé aufgestellte Grundsatz: „daß es ein höheres Gesetz gebe, als das geschriebene, ein Gesetz, welches in der heiligen Freystätte des Gewissens niedergelegt sey," ist allerdings ein uralter Satz [1]), welcher in dieser Allgemeinheit nicht bestritten werden kann, ohne der Heiligkeit des geschriebenen Gesetzes selbst zu nahe zu treten. Ob ihn ein Mitarbeiter eines französischen Blattes dennoch bestritten habe, kümmert uns hier nicht, auch wissen wir es nicht; wohl aber wissen wir, daß kein einzelnes Blatt für das Organ des Zeitgeistes gelten könne. Gegen den Einzelnen hätte also die OP. Z. mit allen Waffen, die ihr zu Gebote stehen, streiten mögen; aber die Meinung des Einzelnen der Zeit aufzubürden, hatte sie kein Recht. Und mit welchem Grunde konnte sie behaupten, daß alle Zerrüttungen, welche Europa seit dreyßig Jahren heimsuchen, aus dem Verkennen jenes allgemeinen Satzes von der Heiligkeit des ungeschriebenen Gesetzes entsprungen sind? Wornach strebt denn die Zeit, als nach Gerechtigkeit? und was beseelt denn dieses Streben, wenn es nicht der Glaube an ein ewiges, nicht geschriebenes, von Gott in die Brust des Menschen gelegtes Gesetz ist; ein Gesetz,

von welchem jedes geschriebene der Ausfluß und Abdruck seyn soll [2])? Ist es nicht dieser Grundsatz, den die Philosophie unserer Zeit ohne Unterlaß einschärft; dessen Wahrheit der gesunde Verstand der Völker anerkennt, und dessen Verwirklichung nicht der Geist der Zeit, sondern der Eigenwille einer kleinen Menge entgegenstrebt? Worauf waren bei der ewig denkwürdigen Staatsveränderung Britanniens im Jahr 1689, worauf hundert Jahre später in Frankreich, worauf sind bis auf den heutigen Tag noch die stillen und lauten Wünsche der Völker gerichtet, als auf das, was die besten und weisesten Menschen aller Zeiten gesucht und verlangt haben, weise und gerechte Gesetze, die, wie Lainé richtig sagt, nicht der Laune der Fürsten, noch dem Bedürfnisse des Augenblicks fröhnen; also, so weit es die Mangelhaftigkeit menschlicher Dinge erlaubt, die ewige Idee des Gesetzes realisiren sollen? Und ist nicht eben in diesem Verlangen, welches der Mittelpunct aller Wünsche der Zeit ist, die Ueberzeugung enthalten, daß die sich selbst überlassene Vernunft des Einzelnen (wie wohlgesinnt er auch übrigens sey) sich nicht zur obersten Richterin über Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht erheben, sondern das letzte Heiligthum der Menschheit, die conscientiam generis humani, wie der Frankfur-

ter Ankläger der Zeit sagt, als oberste Instanz ihres Wollens anerkennen soll? Und wie kann jener Ankläger das, was so nothwendig aus dem von ihm in Schutz genommenen Grundsatze fließt, durch eine schlimme Umdeutung, für eine Grundkrankheit der Zeit ausgeben, und ihr die Zerrüttungen aufbinden, die ja eben von denen veranlaßt worden sind, die den einzelnen Willen dem ewigen Gesetze, und ihre Laune der conscientia generis humani zuwider geltend machen wollten?

Nicht weniger aber kehrt sich das, was der Ankläger von Religion einmischt, gegen ihn selbst. Er meint, „es sey der Eigendünkel, der, wenn nichts seine Verirrungen hemme, wenn Alles um ihn her seine Fortschritte begünstige und beflügle, sich zuerst gegen die Ueberlieferungen der Vorzeit *), dann gegen alle menschliche Autorität, und endlich gegen die göttliche empöre." Ohne uns bei der leicht zu erkennenden Absicht und Richtung dieser Worte zu verweilen, wollen wir dem Ankläger nur die Frage vorlegen, wo denn der ungehemmte, in allen seinen Fortschritten begünstigte, Eigenwille seinen Sitz habe? Ob nicht eben da, wo die Macht unbegränzt ist, die sich allein zur Gesetzgeberin erheben, allein

*) Die heilige Tradition?

über Recht und Unrecht entscheiden, Wahrheit und Irrthum mit untrüglicher Wage abwägen will? Und wenn nun nicht geläugnet werden kann, daß die sittlichen Verhältnisse eines unumschränkten, nur durch den eigenen Willen gebundenen Machthabers die allerbedenklichsten sind, und daß es unter Tausenden kaum Einem verliehen ist, in der Unbeschränktheit des Willens dem Irrthum und der Willkühr zu entgehen, so kann es ja wohl der Zeit nicht zum Verbrechen gemacht werden, wenn sie durch gesetz- und vertrags-mäßige Mittel die furchtbare Bewegung der höchsten Macht gehemmt, und eben dadurch gegen Irrthum und Fall geschützt sehen möchte. Nicht aus dem Verneinen aller menschlichen Autorität geht dieser billige Wunsch hervor, sondern aus einer richtigen Schätzung der menschlichen Schwachheit, welche auch von der höchsten Würde nicht zu trennen ist. Zu erreichen aber ist dieser billige Wunsch auf keine andere Weise, als eben durch das, was seit dreißig Jahren Europa bewegt, durch eine bessere Anordnung der bürgerlichen Gesellschaft. Von einer Herrschaft des Volkes ist in Deutschland nicht die Rede gewesen — denn das Wort des Einzelnen kann nur die schlimme Absicht als Meinung der Zeit deuten — sondern von Anerkennung billiger, in dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft gegründeter Rechte, von Sicherstellung der per-

sönlichen und bürgerlichen Freyheit, und von gesetzmäßiger Beschränkung der Willkühr, welche Beschränkung die Macht nicht lähmt, sondern stärkt. Dieß war der Wunsch und das Streben der Zeit. Dieser Wunsch wurde in Wien als gerecht anerkannt. Warum soll er denn jetzt nicht mehr gerecht, warum soll er der Ausfluß einer bösen Krankheit der Zeit seyn?

Indem der Ankläger die sich selbst überlassene Vernunft zur Urheberin der entsetzlichen Phantome macht, die seine Einbildungskraft schrecken, scheint er mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, indem ja das ewige Gesetz, das er in Schutz nimmt, nirgend anders, als in dem Heiligthume der Vernunft, die das Organ des Göttlichen und die Bewahrerin der Ideen ist, gesucht werden kann. Eine geschriebene Offenbarung der Gesetzgebungskunst kennen wir nicht — es müßte denn die durch das Christenthum aufgehobene theocratisch-mosaische seyn; — auch keine heilige Tradition, um in dem Sinne der katholischen Kirche zu sprechen, welche die Lücken des geschriebenen Wortes ausfüllen könnte. Weder Christus, noch die Apostel, haben an die Verfassung des römischen Staates gerührt, ohne daß wir darum annehmen dürfen, ihre Weisheit habe den Wahnsinn eines Tiberius, Caligula und Nero gebilligt; und als sich die Kirche gebildet hatte, hat

sie zwar oft um den Vorrang mit den Fürsten gekämpft, aber nie den Canon einer bürgerlichen Verfassung aufgestellt. Es wird also, bey aller christlichen Demuth, erlaubt seyn, nach Verbesserung der Gesellschaft zu trachten, und dazu alle Kräfte der Vernunft aufzubieten, und, wo die Vernunft des Einzelnen nicht ausreichen sollte, die Weisesten und Besten, die man nur finden kann, zu Hülfe zu nehmen. Wären nun die Eigenschaften der Weisheit und sittlichen Vortrefflichkeit, einer einzelnen Classe der bürgerlichen Gesellschaft, so wie andere Vorrechte, vorzugsweise verliehen, oder könnte man überzeugt seyn, daß das allgemeine und ewige Gesetz Einem oder Einigen vor allen Uebrigen von Gott offenbart sey, so würde man sich allerdings an diese Wenigen ausschließend wenden müssen, und es würde ein ruchloser Frevel seyn, die Autorität der auf solche Weise Privilegirten nicht anzuerkennen. Aber wo ist die Beglaubigung, daß dem also sey? Wo ist die Ueberlieferung der Vorzeit, die uns so etwas zu glauben geböte? Und was bleibt denn übrig, wenn nicht der Einzelne sich zum obersten Richter der Wahrheit und des Irrthums, des Rechts und des Unrechts machen will, als, dem allgemeinen Wunsche der Zeit gemäß, mit Hülfe der Besten und Einsichtsvollsten [3]) die Darstellung

der ewigen Idee des Gesetzes in einer geschriebenen Gesetzgebung zu bewirken?

Wir sind übrigens mit dem Verfasser jenes Artikels einverstanden, daß Ruhe und Zufriedenheit (der Einzelnen und ganzer Völker) eine religiöse Grundlage[4]) haben müsse; wenn er aber von wesentlichen Gütern spricht, die dem thörichten Bestreben, eine neue Weltordnung aus eigener Kraft zu gründen, aufgeopfert worden, so müssen wir fürchten, daß dieses Einverständniß sich durch eine nähere Entwickelung des Begriffes des Religiösen wieder auflösen könnte. Nach unserer innersten Ueberzeugung verträgt sich die Religion vollkommen mit dem Bestreben, durch eigene Kraft (bey welcher göttliche Hülfe und göttlicher Seegen immer stillschweigend vorausgesetzt wird), zwar nicht die neue Weltordnung (wo wäre der Wahnsinnige, dem so etwas einfiele?), aber wohl eine bessere Staats- und Regierungsordnung herbeyzuführen. Ein solches Streben, wenn es aus dem reinen Antriebe zum Guten entspringt, ist nicht nur untadelhaft, sondern wahrhaft religiös. Mit Recht wird die Trägheit zu den Todsünden gerechnet; rege Bewegung nach dem Ziel des Guten hin wird also eine Tugend seyn müssen. Viele freylich, die ihre Trägheit durch ein solches Streben gefährdet fühlen, möchten die Sache umkehren, und der Welt die dumpfe Stille

und passive Ergebung eines paraguaiischen Jesuitenstaates als das Ideal einer wohlgeordneten, wahrhaft religiösen und beglückten Gesellschaft aufstellen [5]). Aus dieser Grundkrankheit der Zeit, aus dieser mit Eigendünkel gepaarten und verwachsenen Trägheit entspringen die Klagen über den Anspruch der Völker auf Mündigkeit; aus ihr der Zorn gegen die Träumer, welche die alten Mißbräuche gegen heilsame und beglückende Einrichtungen zu vertauschen und der Willkühr Schranken zu setzen wünschen; aus ihr das Schelten gegen die Ruchlosen, die, empört durch die Finsterniß einer Vergangenheit, in der sich die Anmaaßungen der Einzelnen so ungestört geltend machten, die factische Autorität durch ein gutes und wohlbegründetes Recht ersetzt zu sehen, streben.

* * *

Wir müssen jetzt oft hören, daß die Liebe zur Freyheit, wenn sie in Schriften oder auf der Rednerbühne erscheint, nur ein Vorwand des Eigennutzes, ja, oft ein Deckmantel der schlimmsten Absichten sey. Nicht selten werden die, welche unterdrückten Völkern ein bescheidenes Maaß jener unschätzbaren Wohlthat beschieden sehn möchten [6]), mit schonungsloser Dreistigkeit als Freunde der Anarchie verleumdet, ja, mit der Beschuldigung

geschreckt, daß sie den Aufruhr herbeyrufen, um das Ruder der Staaten an sich zu reißen. Selbst die Quellen des unschuldigsten Mitleidens und der menschlichsten Gefühle sind durch solche Anklagen vergiftet worden. Ich weiß nicht, ob es in Deutschland Menschen gibt, die sich so in Eitelkeit und Ehrsucht berauscht haben, daß sie, wie verzweifelte Räuber, das Vaterland anzünden möchten, um in der Wuth der Flamme Beute zu machen; es wäre allzudreist es geradezu abzuleugnen, ob sich schon keine Symptome eines solchen Wahnsinnes zeigen; aber das können wir mit Zuversicht behaupten, daß die Anzahl dieser Wahnsinnigen, wenn es deren überhaupt gibt, viel zu klein ist, um einer geordneten Regierung die geringste Besorgniß zu verursachen. Nur muß man nicht jede abweichende Meinung, jeden Tadel einer öffentlichen Maasregel zu einem beunruhigenden Symptome machen wolien. Der Streit über die beste Regierungsform ist fast so alt als die Staaten selbst; und alle Urtheile über das gemeine Wesen hängen mehr oder weniger mit diesem Streite zusammen; aber nie hat dieser Streit einen Thron erschüttert, oder eine Republik ihrer Freyheit beraubt. In dem demokratischen Athen gab es Anhänger der Monarchien, wie es selbst unter Byzantinischen Kaisern Bewundrer der alten Freystaaten gab — beydes ohne Gefahr für die Staa-

ten, in denen sie lebten, und, was ihrer Zeit zu noch größerer Ehre gereicht, ohne eigene persönliche Gefahr — aber man darf dreist behaupten, daß selbst der theoretischen Freunde des Republicanismus in Deutschland sehr Wenige sind. Mag man indeß von dieser Behauptung halten was man will, immer werden wir uns berechtigt glauben, diejenigen, welche die Liebe der Freyheit durch ihren Zauberspiegel in eine Megäre umwandeln, und das, was allein Aufruhr hemmen kann, als eine frevelnde Anstifterin des Aufruhrs darstellen, für die gefährlichsten Feinde der Sache zu halten, der sie zu dienen scheinen wollen. Es ist immer ein unheilbringendes Geschäft, den Character eines einzelnen Menschen verdächtig zu machen, weil seine Tugend nicht die unsrige, oder unsre Meinungen nicht die seinigen sind; aber die Wurzel der Tugend selbst, als ob es die Wurzel des Giftbaumes wäre, zu einem Gegenstande des Schreckens und Abscheus zu machen, das ist mehr als auch das geduldigste Herz ertragen kann. Doch laßt uns einen Augenblick zugeben, daß Freyheit in dem Munde ihrer Lobredner nur das Feldgeschrey der Anarchie sey; daß die, welche sich an demselben als Brüder des weitverbreiteten schwarzen Bundes — denn weitverbreitet nennt Ihr ihn, um die Furcht zu vergrössern — erkennen, von Eitelkeit, Ehrsucht und Geldgier

getrieben, nichts anders wollen, als die jetzigen Piloten des Staatsschiffes über Bord zu werfen, sich selbst an das Ruder zu setzen, und dem Hafen des Eldorado der Macht und Volksgunst zuzusteuern; wir wollen dieses für den Augenblick zugeben, und die Anklage des Eigennutzes und Neides über Allen schweben lassen, die nicht Theil an der Regierung haben; nur sey es uns erlaubt zu fragen, ob denn Alle, welche die Regierung unter sich theilen, frey von allem Eigennutze sind? ob sie sich einzig und allein dem Besten der Fürsten und dem Wohle des Vaterlandes widmen, ohne den Genuß der Gunst, die Nähe des Throns, den Glanz des Ranges, die Vortheile des Einflusses und der Einkünfte in Anschlag zu bringen? oder ob es nicht eben diese Güter sind, die ihnen auf ihrer dornigen Bahn das Leben erst wünschenswerth machen? Hier ständen also beyde Parteyen gleich. Aber diejenigen, sagt Ihr, welche im Besitze des Regierens sind, suchen die Ordnung; ihre Gegner streben nach Auflösung der Ordnung! Aber doch nur der, welche Euch eben begünstigt, nicht einer jeden; denn wer regieren will, kann Ordnung nicht entbehren, wie groß auch seine Macht sey. Hier ist also — bis auf den Uebergang, welcher die eine Partey an die Stelle der andern rückt — Alles wiederum gleich; und wir dürfen mit Zuversicht annehmen, daß

wenn die Partey, die sich als Beschützerin des heiligen Graales der Ordnung ausbringt, aus ihrem Besitze vertrieben würde, ihr Schmerz über das Verlohrene wenigstens nicht geringer seyn würde, als bey den Gegnern die vorausgesetzte Begierde nach dem Besitz; daß sie also die neue Ordnung ihrer Sieger nicht sonderlich begünstigen, und demnach eben so wohl der Anklage eines Strebens nach der Anarchie (der Gegenrevolution) Preiß gegeben seyn würde. Wäre es also nicht besser, jene verhaßten, unerwiesenen und unerweislichen Beschuldigungen aufzugeben, und lieber zuzugestehn, daß man ein Freund der Freyheit seyn könne, ohne mit dem Rausche der Regierungslust behaftet zu seyn? Was man auch immer über die Gesinnungen denken mag, immer steht jenem wahnschaffenen Argwohne gegenüber die Thatsache fest, daß mitten in den Stürmen, welche Deutschland bewegt haben, bey allen Versuchungen zur Abtrünnigkeit, das deutsche Volk treu zu seinen Fürsten gestanden habe. In dem Gefühle einer wahren Vaterlandsliebe geht, wenn es dem Handeln gilt, alle Verschiedenheit der Meinungen unter; jeder hört nur was ihm sein Herz und die Pflicht gebietet, und die theoretischen Ueberzeugungen treten willig zurück. Wir wiederholen es, nie hat in einem geordneten Staate Verschiedenheit der Meinungen die Einheit des Handelns ge-

stört; aber bey aller Einhelligkeit der Meinungen zerfällt ein Staat, in welchem Willkühr und Eigennutz herrscht, und dessen Bewohner einem Heere gleichen, das nur an die Beute denkend, auch von einem schwachen Feinde aufgerieben werden kann. Wer es ehrlich mit den Fürsten und ihren Völkern meint, der wird, statt den bösartigen Glauben an geheimen Verrath zu nähren, lieber den allgemeinen Schwerpunkt aufzufinden suchen, in welcher sich alle Verschiedenheit der Wünsche und Meinungen aufhebt, indem sie alle in ihm zusammentreffen. Dieser Schwerpunkt aber kann nichts anders als die Freyheit seyn. Wie ein Gewölbe den Angriffen der Zeit trotzt, in welchem alle Theile nach dem Schlußsteine drücken, so wird auch ein Reich unerschüttert stehen, in welchem alle Punkte seines Umkreises, wie weit dieser auch seyn mag, ihre Radien nach dem Altare senden, der in der Mitte desselben das heilige Feuer der Freyheit nährt. Alle Punkte, sagen wir. Denn da, wo nur Einige sich diesem Altare nähern dürfen, während die andern, als unreine Parias ihre Blicke und Wünsche von ihm abwenden müssen, da ist nicht Einheit, sondern Zwietracht, und es gibt keine Regierungskunst, die auf die Länge die nothwendigen Wirkungen dieser Zwietracht hemmen könnte. Große Uebel können dann aus-

brechen. Aber die Schuld dieser Uebel wird nicht denen zur Last fallen, die dem natürlichen Verlangen nach Freyheit Gehör geben, sondern denen, die dieses Verlangen gewaltsam unterdrücken wollen, indem sie sich und andre mit dem Wahne täuschen, daß das Streben nach dem höchsten Gute die Eingebung böser Dämonen, des Eigennutzes und der Ehrsucht, oder des noch schlimmeren, der reinen Freude an Verwirrung und Unheil sey.

* * *

Wie das Kind der Wiege entwächst, so entwachsen die Völker ihren alten Einrichtungen. Das Kleid, das dem Knaben paßte, ist nicht mehr dem Jünglinge recht, und wenn sich ein Volk frey bewegen soll, so muß sein öffentliches Leben seinen übrigen Verhältnissen angemessen seyn. Diesen nachzugeben, sie zu beobachten und ihnen allmählig zu folgen, ist das Geschäft und Streben einer weisen Regierung. Die Religion, welche Gott dem jungen Geschlechte der Menschen gab, war eine andre, als die, welche aus der Stiftshütte hervorging, und auch diese wich jener vollkommneren, die ihre Wurzeln auf Golgatha schlug. Welches Heil es aber bringt, dem Gebote der Zeit starr und trotzig entgegenzutreten, zeigt die Geschichte des Volkes, das, nach-

dem das Gesetz längst erfüllt ist, immer noch an dem Gesetze hält, und für das, was sonst als Tugend hoch geehrt wird, für seine Standhaftigkeit und für sein Beharren bey dem, was die Zeit auf immer zerstört hat, nur Verachtung und Schmach erfährt.

Die Völker Deutschlands sind nicht mehr, was sie vor dem siebenjährigen Kriege waren. Dieser Krieg, die lange Regierung des großen Königes, die Fortschritte der Civilisation in allen Classen während der langen und tiefen Ruhe, der engere und raschere Verkehr der Völker durch den Schwung des Handels und die Vermehrung der Reisen; das Entwickelungsfieber der französischen Revolution; die Unfälle, die wir erlitten, und die glücklichen Ereignisse, die diesen Unfällen gefolgt sind, haben die Nation umgeschaffen. Alles hat sich in ihr geändert, Ansichten, Kenntnisse, Sitten, Gefühle, das gesellschaftliche Leben und ihre Bildung. Soll nur ihre politische Verfassung unverändert bleiben? und ist das Bedürfniß nach einer Umstaltung derselben, das sich überall ausspricht, nichts weiter als eine epidemische Krankheit, als eine Ansteckung, die durch drastische Mittel vertrieben werden muß?

* * *

Nicht das, was ist, sondern das, was seyn soll, nicht das Bestehende, sondern die rechte Ord-

nung, erhält die Staaten, und gibt der regierenden Macht Ansehn und Sicherheit.

So lange in England die Häupter der großen Familien um den Besitz der höchsten Macht streiten durften, gab es weder Regierung noch Freyheit. Es mochte einem Warwick schmeicheln Könige zu machen; aber die, welche er auf das Gerüste des Thrones setzte, waren hier nur Herolde seiner Macht, oder eigentlich der durch ihn genährten Anarchie. Könige waren sie nicht. Und was ist die Geschichte von Frankreich eine Reihe von Jahrhunderten hindurch anders, als die Geschichte der Greuel, die aus einer ungeordneten Verfassung, wie das Unkraut aus einem verwilderten Acker, aufgehn? Wir wollen nicht von den frühern Zeiten sprechen, wo die dem Feudalwesen eigenthümliche Zwietracht auch durch das Kirchenwesen genährt wurde; nicht von dem blutigen Aufsteigen des Hauses Valois; den wilden Freyheitsplanen und den Bauernkriegen dieser guten alten Zeit (1357); aber wie war die Minderjährigkeit Carl des VI. von dem wüthenden Kampfe seiner nächsten Verwandten befleckt, die in dem ehrsüchtigen Streite um den größten Antheil der Macht, das Reich mit Aufruhr und Mord erfüllten. Unausgesetzt raßte diese Wuth, selbst nicht durch den Krieg mit England gehemmt [7]); und nachdem Carl VII. sein Reich wieder erobert hat,

empört sich, von dem misvergnügten Adel gereizt, sein eigener Sohn gegen ihn. Ein neuer Bund aufrührerischer Vasallen steht gegen Ludwig XI. auf, mit dem eignen Bruder des Königs an seiner Spitze, und schreibt dem Könige auf dem Schlachtfelde harte Bedingungen vor. Von den Waffen besiegt, überwindet Ludwig seine einheimischen Feinde durch hinterlistige Politik, und erobert sich als König eine würdigere Stellung, indem er auf die Würde des Menschen Verzicht thut. Aber auch dieß nur auf kurze Zeit. Nach seinem Tode erhebt die Aristokratie von neuem ihr übermüthiges Haupt, und hemmt, so viel an ihr liegt, den Fortgang der bessern Ordnung, zu der die Stände von Tours (1484), mit Zustimmung des Königes, den Grund legen. Von den Regierungen der letzten Valois zu sprechen ist unnütz. Sie sind die Geschichte der hochmüthigsten Anmaaßung, die von der Religion die Fackel der Verwüstung und einen populären Vorwand leiht, und auch nach den Siegen Heinrichs des IV. nicht rasten wollte. Es hat nicht an dieser Partey gelegen, deren Nachkommen jetzt ohn' Unterlaß Heinrichs Nahmen im Munde führen, daß Frankreich des Besten der Könige beraubt wurde; und nicht von allen ward sein gewaltsamer Tod betrauert. Mit erneuerter Gewalt bricht der alte Dämon des Aufruhrs unter Ludwig XIII. aus, und als ihn Richelieus

starke Hand nicht mehr niederbeugt, erhebt er das Haupt von neuem unter der Minoerjährigkeit seines Nachfolgers. Prinzen von Geblüt kämpfen ungescheut gegen den Thron, und treiben den König aus seinem Sitz; ja, sie scheuen sich nicht mit den Fremden Gemeinschaft zu machen, und durch spanische Waffen ihre Mitbürger morden zu lassen. Endlich erstickt Ludwig des XIV. Klugheit die wilden Flammen und der unruhigen Geschäftigkeit des Adels wird in den Schranken der Hofintrigue ein minder gefährliches Gebiet eröfnet. Doch war die Ruhe noch nicht befestigt, und der Mangel einer geordneten Verfassung that sich selbst noch unter Ludwig des XIV. Regierung in den heftigen Händeln, welche das Kirchenwesen, und unter seinem Nachfolger die Ansprüche der Parlamente verursachten, hinlänglich kund. Der Ausbruch der Revolution hat gezeigt, daß die Fluth nur gehemmt, nicht zu gefahrloser Sicherheit in wohlbewahrte Betten geleitet war. In einem geordneten Staate wäre dieser Ausbruch unmöglich gewesen.

Wir setzen dem düstern Gemälde der alten französischen Monarchie die Schilderung entgegen, die ein Kenner der Geschichte von ihrer jetzigen Lage macht:

„Sie hat nicht, wie zu jener Zeit, eine mächtige Geistlichkeit vor sich, die den Aufruhr predigen und leiten könnte.“

„Sie hat keine Parlamente vor sich, die sich das Recht anmaaßen, ihre Befehle zu lähmen oder gar zu vernichten, und durch Aufstand ihre usurpirte Macht rechtfertigen können.“

„Sie hat nicht die Vereine des hohen und niedern Adels vor sich, die stets zum Aufstand geneigt, Herrn der Provinzen und der vorzüglichsten Städte des Reichs, ehrgeize Werkzeuge fremder Ränke waren, mitten im Frieden in Banden und Gegenbanden von mehrern Hunderten selbst in Paris bewaffnet umherzogen, und jeden Augenblick bereit waren sich in Schlachtordnung zu stellen.“

„Die Protestanten bilden nicht mehr im Staate eine Partey, die geneigt wäre für gemeinsame Vertheidigung zu den Waffen zu greifen. Glücklich durch das große Ereigniß, das ihnen die Freyheit des Cultus und die bürgerlichen Rechte sichert, hat Frankreich keine bessern Bürger, der constitutionelle Thron keine eifrigern Vertheidiger als die Protestanten.“

* * *

In einem schlecht geordneten Staate, dessen einzelne Theile nicht gehörig verbunden sind, mögen diese Theile Landesdistricte oder Classen von Menschen seyn, nistet sich, wie in einem schlechtunterhaltenen Hause das Ungezieser, Misgunst von der einen, Mistrauen von der andern Seite ein, und ein großer Theil der Kräfte, die man

auf die Verbesserung dieses Zustandes wenden könnte, werden im feindseligen Bewachen und gegenseitigen Hemmen verschwendet. Eine Regierung, die sich in Erfindung von Hemmungen erschöpft, kann sicher überzeugt seyn, daß sie die rechte Mechanik der Staaten noch nicht gefunden habe.

* * *

Der Despotismus ist ein Faustrecht, welches den Gegner erst durch List fesselt, und ihn dann ohne Kampf beraubt und erschlägt.

In einer willkührlichen Regierung eignet sich die Macht alle Kräfte der Gesellschaft an, ohne dieser die Selbsthülfe übrig zu lassen.

Es ist für das Wohl der Welt vollkommen gleichgültig, ob Grausamkeit und Willkühr von Demagogen oder von Ministern ausgeübt wird. Das Blut der Opfer eines Torquemada und Ellio schreit nicht weniger laut zum Himmel, als das, welches Kleon und Robespierre vergossen haben.

Die Verbrechen der Demokratien sind ein erwünschtes Thema für die Diener der Gewaltherrschaft; die Verbrechen des Despotismus für die Volksführer. Das Recht ist auf beyden Seiten gleich. Es ist ein Kampf wüthender Spinnen, der mit dem Untergange beyder Kämpfenden endigt.

* * *

Der Bekämpfer öffentlicher Misbräuche erntet bey denen, die in diesen Misbräuchen Vortheil finden, Haß, bey dem Publikum, dem ihre Abschaffung nützt, wenig Dank. Ihre Vertheidigung wird besser belohnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, die, wenn sie sich auf viele vertheilt, ohne Bedenken abgeworfen wird; daher nichts gewöhnlicher ist, als der Undank des Volkes gegen seine Freunde und die Beförderer seines Wohls. Diese Erfahrung, die sich in gefahrvollen Zeiten und bey Volksbewegungen immer bewährt, und von den Feinden der Freyheit nie unbenutzt gelassen wird, nährt und begünstigt jene Bastard-Klugheit, die nur einen Vorwand sucht, um vortheilhafte Schlechtigkeit zu üben, und das beschwerliche Gute nicht zu thun. Diejenigen, welche die Größe der Gracchen, oder eines Kleomenes nicht ableugnen können, haben gewonnenes Spiel, wenn sie die Thaten dieser Männer auf dem Boden der Klugheit angreifen, und mit dem Maaße des Erfolges messen. Hätten diese Klüglinge mit Christo gelebt, seine Angriffe auf die Mißbräuche der herrschenden Kirche wären ihnen ein Spott und Greuel gewesen; denn der Wohlthäter der Menschheit ward an das Kreuz geschlagen! Gemeine Menschen, aus allen Classen, haben zu allen Zeiten die Rolle der Kriegsknechte gespielt; und doch — Dank sey es der unverwüstlichen Güte der menschlichen Natur — ha-

ben sich zu allen Zeiten Menschen gefunden, die, unbekümmert um Undank und Verfolgung, nur dem Gotte in ihrer Brust Gehör gegeben, und für das undankbare Geschlecht gekämpft und geblutet haben.

* * *

Wenn in einem Staate die Gesetze von unabhängigen Richtern mit gleicher Wage und gleichem Gewichte für Alle gehandhabt werden, so wird das Volk, auch bey einer mangelhaften Verfassung, dennoch zufrieden seyn können. Auch mangelhafte Gesetze, auf diese Weise vollzogen, werden doch der allgemeinen Freyheit keinen Eintrag thun. Aber da, wo die höchste Macht Zepter und Schwerd an die richterliche Wage knüpft, da sind auch die vollkommensten Gesetze nichts anders als Formeln, mit denen der allmächtige Wille eines Zauberers schwarze und weiße Geister nach Belieben heraufschwört, und die Regierung kann sich dann nur aus dem Bösen, das sie nicht thut, ein Verdienst machen [8]).

* * *

Eine Regierung, die sich der Sicherheit und des guten Fortgangs erfreuen soll, muß das Vertrauen der Regierten haben. Vertrauen ist eine freye Gabe; sie kann nur aus Ueberzeugung quellen, und diese ist das Produkt einer richtigen Einsicht und gesunden Gefühls. Durch den Glauben

an die Güte seines Willens regiert der Hausvater, und die Kinder gehorchen in diesem Glauben, ohne nach Gründen zu fragen. Aber der Gehorsam des Herzens, so schön und heilsam dem kindlichen Alter, genügt allein nicht mehr, wenn das Kind zur Mündigkeit herangereift ist, wenn es aus dem Schatten des väterlichen Hauses auf den Scheideweg tritt, der es zu eigner und freyer Wahl auffordert, oder wenn es sich selbst eine Hütte baut, ein Weib hineinführt und Kinder erzeugt. Der Gehorsam des Herzens fordert nun auch, was jenen nicht aufhebt, die Zustimmung der Einsicht. So ist es auch mit dem Verhältnisse der Völker zu ihren Regierungen. Immer soll der Fürst der Vater seines Volks bleiben; nie soll das Vertrauen von dem Volke weichen; aber dieses Vertrauen soll nicht die Wirkung blinder Hingebung, es soll zugleich auf den Glauben und auf die Einsicht gebaut seyn. Einer guten, weisen und gerechten Regierung wird es niemals mangeln.

* * *

St. Thomas sagt in seiner an den König von Cypern gerichteten Schrift de Regimine Principum, „da die Lenker der Staaten nicht immer mit den zum Regieren erforderlichen Gaben ausgerüstet wären, so müsse man wünschen, daß den Staaten eine solche Einrichtung gegeben werde,

19

wodurch die Fürsten der Freyheit beraubt würden, ihre Völker zu mishandeln."

Eine solche Einrichtung ist ohne Zweifel die stellvertretende Verfassung.

Für keinen Gegenstand hat sich die Zeit so laut und so bestimmt ausgesprochen. Keine Forderung ist von den Fürsten für gerechter erkannt worden; und diejenigen, welche die Wünsche ihrer Völker erfüllt haben, haben schnell die heilsamen Früchte ihrer weisen Nachgiebigkeit eingeerntet. Nicht, daß durch den Zauberstab einer ständischen Verfassung Wüsten augenblicklich in Paradiese umgeschaffen, alle Mängel und Gebrechen getheilt, und alle Klagen beschwichtigt worden — welcher Verständige hätte das erwarten mögen? — aber die Erhaltung des Guten hat durch sie eine bessere Gewähr, seine Vermehrung eine höhere Wahrscheinlichkeit gewonnen; und, was mehr als Alles ist, das Vertrauen ist gesichert, das heilige Band zwischen Fürsten und Volk ist befestigt, der Glaube gestärkt und die Einsicht erhöht worden.

In allen deutschen Ländern, die sich der ständischen Verfassung freuen, herrscht die tiefste Ruhe. Das Licht der Oeffentlichkeit hat das Mistrauen vernichtet, und die Könige schlafen ruhig, nicht, weil sie, nach dem Wunsche eines bekannten Republikaners, welcher die Freyheit haßt, die erträumte Verschwörung der Illuminaten und Ja-

cobiner zermalmt; sondern weil sie jede Verschwörung unmöglich und jeden ihrer Bürger zu einem freywilligen Wächter ihrer Sicherheit gemacht haben. Glückliches Baiern, dessen König dein Vater, der Schöpfer deiner Freyheit und deines Ruhmes ist! Glückliches Baiern, dessen Thronerbe mit der vollen Andacht seines schönen Herzens auf dem Altare deiner Freyheit opfert, und ihren Segnungen Dauer und Sicherheit verspricht! Unauslöschlich wird in Deiner Geschichte der Nahme Deines Max Josephs strahlen, des besten und des geliebtesten der Könige; und wenn noch späte Enkel in dem Schatten deiner heiligen Freyheits-Eiche ruhen, und mit gerechtem Stolze ihre Verfassung, ihre Wissenschaft, ihre Sitten, und Bildung rühmen, so werden sich ihre Blicke nach dem Vielgeliebten wenden, mit dem für Baiern das Jahrhundert seines höhern Ruhmes begonnen hat.

* * *

Eine Regierung, die eine freye Verfassung decretirt, ihrer Ausübung aber im Verborgenen entgegenarbeitet, oder Andern es erlaubt, zerstört weniger die Freyheit als sich selbst. So fiel der Thron Ludwig XVI in Trümmern; nicht durch die Schuld dieses rechtschaffnen Königes, sondern durch die Verkehrheit seiner vorgeblichen, aber

übelunterrichteten Freunde, die durch das, was sie für Staatsklugheit hielten, den Glauben an das Wort des Königes und an seine Schwüre zerstörten. Und sollte Frankreich von neuem ein Raub innerer Zwietracht werden, so wird dieser Dämon aus der Kluft aufsteigen, die sich zwischen den Verheißungen der Charte und ihrer Erfüllung findet. Diese Kluft, so scheint es, erweitert sich in jeder Sitzung der Stände, und so werden sich durch jede Sitzung die Stellvertreter des Volks und das Volk selbst immer fremder werden. Das Wahlgesetz wird bald bewirkt haben, was man beabsichtigt, und wenn dann die Kammer der Gemeinen nur ein Organ der Aristokratie seyn wird, so wird die Freyheit, die ihre Stütze da suchen soll, wo sie immer am meisten befeindet worden *), irgendwo anders Hülfe suchen müssen. Und wer wird dann das Unglück, das entstehn mag, verschuldet haben?

* * *

Die Abneigung Mancher aus den höhern Ständen gegen die stellvertretende Verfassung ist

*) S. Burke in the Motion relative to the Speech from the throne. 1784. Works. Volume IV. p. 167.

in der Abneigung gegen Opposition gegründet. Gewohnt ihren Willen, ihre Meinungen und Beschlüsse nur gegen einen Höhern zu vertreten, dünkt es ihnen empörend, sich oder ihre Standesgenossen von einer Kammer der Gemeinen beurtheilen, ja tadeln und zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Wer dieses Gefühl nicht überwinden kann, wem seine Persönlichkeit theurer ist als das Wohl des Vaterlandes und des gemeinen Wesens, das er zu fördern berufen ist, der taugt nicht zum Minister eines constitutionellen Staates, ja, vielleicht überhaupt zu keinem Posten dieser Art. Denn daß, wie in einer Maschine nur durch Gewicht und Gegengewicht, durch Kraft und Gegenkraft Bewegung erhalten wird, so auch in einem Staate nur durch den Gegensatz der Kräfte Leben gedeihen kann, daß das Erlöschen alles Widerstandes in Einem Willen geistiger Tod, die freygegebene Aeußerung des dissentirenden Willens das einzige Mittel ist ihn gefahrlos zu machen, daß also eine Opposition einem Staate eben so nothwendig, wie dem Leibe das doppelte Getrieb des Herzens ist — das bedarf keines Beweißes für den, der den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft und des Staatsvereins in etwas Höheres setzt, als in den ungestörten Genuß eines bequemen physischen Daseyns. Was jeder Mensch an sich selbst erfährt, daß, „sobald er keinen Widerstand findet, er sich selbst vergißt, saumselig

wird, selbst in den gewöhnlichen Pflichten, zum Sclaven der Sinne herabsinkt und derer, die diesen um ihres Vortheils Willen schmeicheln *)", sollte das eine Ausnahme bey den Verwaltern der Staaten leiden? Da aber der Widerstand unbequem, ja oft kränkend ist, so ist nichts gewöhnlicher, als diejenigen, von denen er ausgeht, die Opposition, des bösen Willens, demokratischer Gesinnungen und einer strafbaren Ehrsucht zu beschuldigen, und sich durch diese Beschuldigungen von der Achtung, die sie fordert, loszukaufen. „In Versammlungen, sagt Ferguson *), die aus Menschen von verschiedenen Anlagen, Gewohnheiten und Fassungskraft zusammengesetzt sind, könnte nur eine übermenschliche Einwirkung Uebereinstimmung in jedem wichtigen Punkte hervorbringen. Bey verschiedenen Meinungen und Ansichten wäre es unredlich sich des Streites zu enthalten; daher denn das Lob der Einhelligkeit als eine Gefahr für die Freyheit betrachtet werden muß. Man kann sie nur mit der Gefahr wünschen, an ihre Stelle die schlaffe Gleichgültigkeit für das gemeine Wohl, die Käuflichkeit derer, welche die Rechte des Va-

---

*) Johannes Müllers Werke. IX Th. S. 29 f.

*) History of civil Society. Sect. V. p. 404.

terlandes verkaufen, oder die Knechtschaft andrer eintreten zu sehn, die unbedingt einem Führer folgen, der nun einmal ihren Geist unterjocht hat. Die Liebe des gemeinen Wesens und die Achtung gegen seine Gesetze, das sind die Punkte, in denen die Menschen zusammenstimmen müssen; aber wenn, bey streitigen Gegenständen, unabänderlich die Meinung Eines Individui oder Einer Partey angenommen und befolgt wird, so muß man die Sache der Freyheit schon für verrathen halten."

* * *

Die Kunst zu regieren wird in dem Maaße schwerer, in welchem sich der Reichthum, die Bedürfnisse und Ideen vermehren. Armuth und Unwissenheit macht viele Gesetze entbehrlich; die Unkenntniß der Bedürfnisse erhält die Genügsamkeit, und die Ansprüche, welche an die Weisheit der Regierungen gemacht werden, stehen im genauesten Verhältnisse mit der Masse der Einsichten, die sich bey den Völkern findet. Es fällt daher in die Augen, daß eine Regierung, welche sich das Monopol der Befriedigung ihrer Unterthanen vorbehält, und nach alter väterlicher Weise ihre Kinder bevormunden und versorgen will, sich in einer Zeit, wie die jetzige ist, gegen die immer vermehrten, durch wahre und erkünstelte Bedürfnisse veranlaßten Forderungen, nicht mehr zu retten ver-

mag. Es ist zwar sehr leicht, über den Hang zum Genuß, welcher die Zeit beherrscht, und die Vermehrung ihrer Bedürfnisse Klage zu führen; auch Enthaltsamkeit zu predigen, ist nicht schwer; aber alles dieses Klagen und Predigen hilft im Ganzen dem Uebel so wenig ab, daß es vielmehr von Jahr zu Jahr steigt. In demselben Maaße aber, in welchem das Leben der Einzelnen mehr fordert, als je, haben auch die Regierungen ihre Bedürfnisse erweitert und ihre Forderungen vermehrt, woraus denn ein Verhältniß entstanden ist, dem eines Haushaltes ähnlich, wo der Hausvater den volljährigen Kindern ihr mütterliches Erbtheil vorenthält, und bey einer ungenügenden Competenz, die er ihnen giebt, Rechenschaft von seiner Verwaltung versagt. Je mehr der Einzelne für sich bedarf, desto abgeneigter wird er jeder Erhöhung an Lasten seyn, die im Namen des öffentlichen Wohls — ein Wort, das da, wo nichts öffentlich ist, für die Meisten gar keinen Sinn hat — gefordert werden; und je weniger er selbst geneigt ist, seine Genüsse zu beschränken, desto willkührlicher und drückender werden ihm jene Forderungen scheinen müssen. Dieses ungünstige Verhältniß tritt auch in der That bey jedem neuen Ansinnen der Regierungen sichtbarer an das Licht, theils in offener Weigerung, theils in lautem Murren und in bittern, oft grundlosen, aber dem guten

Vernehmen immer nachtheiligen, Beschwerungen.

Daß dieses Uebel, welches keiner wohlgesinnten Regierung gleichgültig seyn kann, so wenig als ein unter sich wühlendes Geschwür mit Gewalt niedergedrückt werden kann, ist leicht zu erkennen. Und welche Regierung möchte sich in unserer Zeit eine gewaltthätige nennen lassen? oder welche könnte hoffen mit Gewalt gegen solche Uebel auszureichen [9])? Was bleibt ihr also übrig, um die Eintracht herzustellen, und sich gegen unverdiente Vorwürfe zu retten, als daß sie sich entschließe, der väterlich gemeinten Willkühr in Bevormundung ihrer Unterthanen zu entsagen, und den Schleyer aufzuheben, der ihre Verwaltung bedeckt? Mit dem Geheimnisse wird das Mißtrauen, und mit dem Mißtrauen auch das Murren über willkührliche Belastung schwinden. In das Nothwendige findet sich der Mensch; nicht aber in das Willkührliche. Wie nach dem obigen Beyspiele das Murren der Kinder durch aufrichtige Rechnung zum Schweigen gebracht werden wird, so werden auch, zugleich mit dem Scheine der Willkührlichkeit der Regierungen, die ungemessenen, launischen Forderungen aufhören, welche der Unterthan einer unbeschränkten oder geheimnißvollen Regierung immer an diese zu machen geneigt ist. In einem Staate, der sich wie eine Manufactur

der Glückseligkeit betrachtet wissen will, dessen Inneres nur den wenigen Vorständen bekannt werden darf, muß sich der Bürger nothwendig in dem Verhältnisse eines Leibeigenen sehen, welcher Haus und Vieh, und im Fall der Noth jedes Bedürfniß des Lebens von seinem Gutsherrn fordern darf; nur mit dem Unterschiede, daß seine Forderungen noch ungemessener und schwerer zu befriedigen sind. Daß jenes Verhältniß wenigen Seegen bringt, hat die Zeit endlich erkannt; sollte nun nicht jede Regierung eilen, selbst den Vorwand von Anforderungen zu zerstören, die bey dem immer wachsenden Bedürfnisse von beiden Seiten, immer zudringlicher werden, und, da sie nicht befriedigt werden können, immer größere Unzufriedenheit, und, in nachtheiligen Verhältnissen, auch wohl Empörung und Aufruhr erzeugen können?

Man setze uns hier nicht das Beyspiel von England entgegen, wo ja doch die Oeffentlichkeit der Verwaltung jenes schreckliche und zerstörende Uebel nicht hemmen könne. Vielmehr kann man wohl mit allem Rechte behaupten, daß es nur die Oeffentlichkeit ist, welche jenem Uebel noch einen Damm setzt, und das Daseyn der Regierung sichert. Schwerlich aber möchten sich auch irgendwo wieder so viele Umstände vereinigen, um ein so unnatürliches Fabriksystem, und auf dieses eine noch

unnatürlichere Meeresherrschaft zu gründen, woraus sich jener Abgrund von Schulden gebildet hat, welche jetzt seiner Seits, sonderbar genug, der Größe und Macht Großbrittaniens zur Grundlage dienen muß. In diesen unermeßlichen Abgrund blickt ein Theil der Nation mit Entsetzen, ein anderer mit Ingrimm, der dritte und vielleicht größte Theil wendet die Augen ganz von ihm ab, und taumelt an seinem Rande mit dem schrecklichen Troste fort, daß der Rest des ausgehöhlten Bodens doch wohl erst das nächste Geschlecht verschlingen werde. Bey diesem post me diluvium ist aber freylich an Zufriedenheit und Ruhe nicht zu denken?

* * *

König Wenzel von Böhmen war blind, oder so gut als blind. Er hielt es aber verborgen, und seine Unterthanen sollten es nicht inne werden. Wenn daher Jemand zu ihm kam, fragte er zuerst seine Diener, wie der Mann gekleidet sey. Diese sagten es ihm bisweilen, oft aber betrogen sie ihn auch vorsätzlich. Dann redete er den Eintretenden an: Gott grüß Euch! Ihr habt ein grünes Kleid an. Ich seh' es wohl. — Aber das Kleid war gelb oder blau. Dieser Scherz war schlecht und gemein, aber doch ziemlich unschuldig. Wenn aber die Diener zu ihrem Herrn sagen: Euer Volk

trägt die Farbe des Aufruhrs im Herzen; es geht mit Jacobinischen Ränken um; Euer Thron wankt, und er wird unter Euch einbrechen, wenn Ihr uns nicht noch mehr Gewalt verleiht, und die Schranken, in denen sich Euer Volk bewegen darf, noch enger stellt — solche Reden sind kein Scherz mehr, und der Herr, der nach ihnen handelt, ist nicht weniger betrogen als der Böhmische König; nur sind die Wirkungen seiner Leichtgläubigkeit unheilbringender für Andre und für ihn selbst.

* *
*

In dem Augenblicke, wo sich die Willkühr auf ein göttliches Recht beruft, flieht Freyheit und Gerechtigkeit zum Himmel. Nur Aftergestalten von ihnen bleiben auf Erden zurück. Unter Alexanders Nachfolgern, und zuerst in Aegypten, sprachen schmeichelnde Dichter aus, die Könige wären von Zeus. Wie haben die Ptolemäer den Anspruch auf diese Abkunft beglaubigt? Wie die Byzantinischen Kaiser? Wie so viele von denen, die sich Statthalter Gottes auf Erden nannten, Bonifacius der VIII. Alexander VI. Sixtus der V. und noch viele Andere?

* *
*

Die Freunde der absoluten Monarchie, oder, wie sie es lieber nennen, der väterlichen Gewalt,

so wie sie allen Grundsätzen der Stellvertretenden Regierungsform den Krieg machen, sind insbesondere auch der Verantwortlichkeit der Minister entgegen, in so fern dieselben irgend einer andern Hut, als der Einsicht und dem Willen ihrer unbeschränkten Herrn unterworfen seyn sollen.

Niemand hat sich je um das menschliche Leben und seine mannichfaltigen Verhältnisse auch nur oberflächlich bekümmert, ohne die Bemerkung gemacht zu haben, wie gering verhältnißmäßig die Zahl der Menschen ist, die ihr eigenes beschränktes Hauswesen mit Verstand zu ordnen, Jedem seine rechte Stelle anzuweisen, Frau, Kinder und Gesinde recht zu behandeln und zu beherrschen wissen. Und doch was für ein geringes Maaß von Einsicht, Thätigkeit und Character gehört hierzu, wenn es mit dem verglichen wird, was der große Haushalt eines ganzen Landes erheischt? Oder wäre vielleicht ein Kriegsschiff leichter zu lenken als ein Bot? ein Heer leichter zu ordnen als eine Compagnie? Oder liegt in dem Nahmen des Königthums, liegt in Krone und Zepter eine geheime Kraft, welche alle Fülle von Einsicht, Kraft und Character unmittelbar verleiht, oder den gänzlichen Mangel dieser Eigenschaften unschädlich und gefahrlos macht? —

Der Monarch soll also allein die Schritte seines Ministers bewachen und regeln? Gern und

freudig nehmen nehmen wir an, daß jeder legitime Monarch mit dem Gedanken an die Größe und Heiligkeit seiner Pflichten erfüllt ist; daß er früh und spät seinem hohen Berufe lebt, und daß es in unsern Tagen auch nicht Einen gebe, der, wie jener König von Portugall *), die Reiherbeize für sein Amt, das Regieren aber für eine traurige Nebensache hält. Ist aber mit dem Wohlwollen und der Erkenntniß der Pflicht auch zugleich die Einsicht verliehn, um in der Beurtheilung fremder Handlungen nie zu irren, und in dem oft unvermeidlichen, oft absichtlich gelegten Labyrinthe ministerieller Verwaltung nie den Ariadne-Faden aus der Hand zu lassen? Und wenn auch dieser Grad von Intelligenz, Scharfsinn und Wissenschaft eine nothwendige Mitgabe der Legitimität wäre, so ist es doch sicher die Allwissenheit nicht. Wie mag aber ein Monarch Ungerechtigkeiten wehren, die so fern von seinem Throne geschehn, daß das Geschrey der Unterdrückten sein Ohr nicht erreicht? Denn die väterliche Gewalt erkennt kein Organ der öffentlichen Meinung, keine Stellvertreter, deren Pflicht es heischt die Beschwerden des Volks vor den Thron zu bringen, und keine öffentlichen Blätter, die ohne Hemmung und Zwang die Gebrechen des Staates enthüllten.

---

*) Alphons der V.

Wenn aber den gewissenhaften Monarchen ein Zweifel an der Redlichkeit seiner Minister befällt, was bleibt ihm, bey dem Mangel jener Organe der Oeffentlichkeit, übrig, als die Begünstigung der geheimen Einflüsterungen, eine geheime, nur ihm bekannte Polizey, und die durch die Nahmen der Tibere und Domitiane auf ewige Zeiten hin gebrandmarkte geheime Angeberey.

Wie aber, wenn es geschähe, daß ein Monarch den Thron bestiege, der ohne Glauben an sich, ohne Willen, nur zu schlaffer Nachgiebigkeit erzogen, unbekümmert um die Regierung und sein Volk, nur dem Vergnügen lebte; der hoch erfreut, die drückende Last der Geschäfte auf die Schultern gefälliger Diener legen zu können, es mit der Redlichkeit dieser Diener nicht so genau nähme, oder auch nicht den Muth hätte, eine durch Geburt, Würden und äußern Glanz verhüllte Nichtswürdigkeit zu entschleyern? — Wo bleibt dann die Obhut? und wird nicht der Thron, bey solch einer väterlichen Regierung, früher oder später eben so brechen, wie ein Handelshaus, dessen Herr auf dem Kissen der Bequemlichkeit ruht, während seine Gehülfen die Güter des Hauses verschleudern, und die Quellen seiner Einkünfte zu sich selbst herüberleiten?

Düprat, Kanzler Franz des Ersten, hatte mit Leon dem Zehnten jenes berüchtigte Concordat abgeschlossen, das die Quelle so vieler Mishelligkeiten und Händel geworden ist. Das Reich fuhr schlecht dabey; aber der römische Hof lohnte dem Kanzler durch Pfründen aller Art, durch Bisthümer und Erzbisthümer und zuletzt durch den Cardinalhut. So hatte er mit unersättlicher Habsucht unermeßliche Reichthümer aufgehäuft. Bey dem Tode Clemens des VII. fiel ihm ein, Papst zu werden; und da der König die Kostbarkeit dieses Unternehmens einwendete, erbot er sich 400,000 Thlr. aus seinem Vermögen zu zuschießen. Der König schien nun den Plan zu genehmigen. Die Summe wird aus dem Hause des Cardinals abgeholt und in den Schatz des Königs gelegt. An die Beförderung auf dem römischen Thron wird nicht mehr gedacht.

So hütete dieser König seinen Minister, indem er den Raub mit ihm theilte! Als derselbe Düprat im Hôtel de Dieu einen neuen Krankensaal bauen ließ, sagt der König: Warlich, der Saal muß groß seyn, wenn Alle hinein kommen sollen, die er zu Bettlern gemacht hat!

Welch' ein väterlich-königliches Wort!

* * *

Keine Regierung kann geordnet heißen, in welcher nicht alle einzelnen Theile — wie verschiedenartig sie auch seyn mögen — gleichsam Einen Leib bilden, den Eine Seele und Ein Herz belebt. Keiner darf sich, ohne eine solche organische Einheit, auf die Länge Sicherheit versprechen. Die Macht reicht dazu nicht hin. Nur da, wo die Regierung aus freyem Antriebe und mit aufrichtigem Sinne die Rechte der Menschen ehrt, wird Ordnung, Einheit und Sicherheit möglich seyn. Unter den Rechten der Menschen aber steht Gleichheit vor dem Gesetz und Freyheit der Gewissen zu oberst.

Es ist der Ruhm der constituirenden National-Versammlung diesen Grundsatz ohne Rückhalt ausgesprochen und festgestellt zu haben; und es zeugt für die unverwüstliche Vortrefflichkeit desselben, daß er die Stürme der Revolution, des Bürgerkriegs, der Republik und des Kaiserthums besiegt, zu allen Zeiten, auch mitten im Ungewitter, wie ein leuchtender Stern gestrahlt, und auch nach der Wiederherstellung des Königthums nicht hat ausgelöscht werden können.

Die Schicksale der Protestanten in Frankreich seit der Kirchenbesserung sind hinlänglich bekannt. Man darf mit Dreistigkeit behaupten, daß die Aufhebung des Edictes von Nantes mit allen seinen heillosen Folgen einen eben so großen Antheil

an der Revolution habe, als die Verschwendung des Hofes, und sicher einen größern, als die Schriften der jetzt so angefeindeten Philosophen.

Es ist sehr zu beklagen, daß eine so hellstrahlende Wahrheit in unsern Tagen und nach so großen Erfahrungen dennoch hat verkannt werden dürfen. Napoleon war nicht so bald entthront, als die alten grausamen Vorurtheile wieder Platz nahmen, und die Altäre der Kirche, die sich die alleinseligmachende nennt, von neuem mit dem Blute Protestantischer Bürger befleckt wurden. Man hat sie beschuldigt Anhänger Napoleons zu seyn. Wär' es ein Wunder, wenn sie eine Regierung zurückgewünscht hätten, die das Schwerd des Fanatismus in der Scheide hielt, während es jeder Glaubens-Partey die Ausübung der heiligsten Rechte sicherte? Aber auch diese Anklage war von Wahrheit entblößt. Auch ist sie verstummt und zu Boden gefallen, nachdem die jetzige Regierung eine würdigere Stellung genommen, und die Verheißungen der Charte in Rücksicht auf ihre Nicht-Katholischen Unterthanen besser zu erfüllen angefangen hat.

Die armen Waldenser in den Thälern der Alpen waren durch Jahrhunderte der schrecklichsten Verfolgungen und fortgesetzter harter Bedrückungen ihrem Glauben nicht entfremdet worden. Die Er-

oberung von Piemont (1798) brachte den Bedrängten zum Erstenmale das langentbehrte Gut bürgerlicher Freyheit und der Berechtigung zu Allem, was jeder französische Bürger fordern darf. Sie erbauten sich Kirchen, und wählten aus ihrer Mitte Obrigkeiten und Richter. Ihre Krieger dienten mit Auszeichnung in dem Heere, und stiegen — jetzt zum Erstenmale — zu jedem Grade, auf den militärisches Verdienst Anspruch machen darf. Ihre Prediger wurden vom Staate unterstützt. Sie waren glücklich, bis Napoleon fiel. Der König von Sardinien kehrte den 20sten Mai 1814 in seine Staaten zurück, und schon an dem folgenden Tage setzte ein königliches Edict alles wieder in den Zustand von 1798 zurück. Das alte System wurde in allen seinen Zweigen erneuert; und die legitime Regierung beraubte die unglücklichen Waldenser der Rechte, die sie sechzehn Jahre hindurch unter der usurpirten genossen hatten. Ihre Vorstände wurden ihnen genommen und durch die untauglichsten Subjecte ersetzt; die neu erbauten Kirchen wurden verschlossen, und den armen Gemeinden die Hülfe entzogen, die ihnen der Staat während jenes glücklichen Zwischenraumes geleistet hatte. Als die Dolche fanatischer Mörder in Nimes wütheten, hing auch über ihrem Haupte das Schwerd. Preußens Verwendung soll seitdem ihr Schicksal ein wenig verbessert, und der König von Sardi-

nien den Gottesdienst der Waldenser gewissermaaßen anerkannt haben *).

Es wird ewig der Ruhm des Protestantismus bleiben, daß er zuerst die Grundsätze der Duldung, welche die Grundlage des wahren Christenthumes sind, in das Leben gerufen hat. In den Grenzen von Deutschland ist keine protestantische Regierung mehr, die nicht die Fesseln ihrer katholischen Unterthanen gelößt, und die Freyheit des Gewissens mit den Rechten des Bürgers verbunden hätte. Nur wenige katholische Staaten haben die Erwiederung versucht; vollständig herrscht protestantische Gewissensfreyheit und nicht erst seit dem Jahre 14, in Baiern. Wie in einigen auswärtigen Staaten, die sich mit Versuchen einer freyen Verfassung beschäftigen, die erste und dringendste Forderung aller Freyheit, die der Gewissen, hartnäckig zurückgewiesen worden, ist nur allzu bekannt; und in andern, die in dieser Rücksicht das Rechte nicht verkannt hatten, ist diese schöne Frucht der Civilisation durch ein unglückliches Verhängniß in ihrem ersten Erscheinen zerstört worden. Hätte sich

*) S. Vaters Anbau der neusten Kirchengeschichte. 1 Th. S. 153. ff.

aber auch kein einziges katholisches Land zu dem bequemt, was die Zeit, die Vernunft und die Religion selbst gebieterisch fordert, dennoch würde der Protestantismus seiner Seits auf dem Grundsatze der Freyheit beharren müssen. Mag immerhin der katholische Klerus die arme Einfachheit protestantischer Kirchen verachten; mögen immer ihre Missionäre die Welt durchziehn, um mit allen Mitteln, die ihrer Kirche zu Gebot stehn, für diese zu werben; immerhin mögen ihre neugeworbenen Jünger die Wohlthaten der Kirchenverbesserung, die selbst der katholischen Kirche so heilsam geworden ist, herabwürdigen; dennoch werden die protestantischen Regierungen das, was sie aus freyem Willen zugestanden haben, nicht zurücknehmen, und sich eben dadurch als weise Freunde des Evangeliums bewähren, welches keine Art des Cultus, aber Liebe, keine Hierarchie, aber Eintracht vor Gott geboten hat. Nicht in der Zahl seiner Anhänger, sondern in seinem innersten Wesen liegt die Kraft des Protestantismus; den Kern dieses innersten Wesens aber bildet die Ueberzeugung, daß der Glaube eine freye That des Gemüths sey, auf die weder Furcht noch Eigennutz Einfluß haben dürfe. Nie werden mehr protestantische Fürsten in den Irrthum gerathen, durch zwingende oder beschränkende Gesetze der Ueberzeugung zu Hülfe zu kommen, oder den Umtrieben der Bekehrer etwas

Anderes als die Wahrheit entgegen zu setzen. Jede Handlung der Duldung ist eine Handlung der Gerechtigkeit; jede Handlung der Gerechtigkeit aber ist eine Stütze der Macht. Nie wird sich ein Staat der Sicherheit, nie eine Regierung der Furchtlosigkeit rühmen dürfen, welche die Abweichung von dem herrschenden Glauben durch Gewalt niederdrückt. Verschiedenheit der Meinungen in allen Gegenständen gehört zu dem Wesen der menschlichen Gesellschaft. Die Religion macht davon keine Ausnahme; ja, da sie jenseits dem Gebiete der Erfahrung liegt, ist sie auch zu allen Zeiten eine fruchtbare Mutter der allerverschiedensten und abweichendsten Meinungen gewesen. Dieses thut der Frömmigkeit keinen Eintrag, und bringt dem Staate keine Gefahr. Die Aufgabe, welche dieser zu lösen hat, kann nie seyn, alle Meinungen zu vereinigen, noch weniger, dem Aufkeimen neuer Meinungen entgegen zu treten, sondern eine solche Stellung zu gewinnen, worinne er den verschiedensten Ansichten, die sich immer entwickeln mögen, gewachsen ist.

Wer ein wenig mit der Geschichte der Theologie bekannt ist, weiß sehr wohl, daß sie sich ganz allmählig gestaltet hat, und daß das Christenthum des ersten Jahrhunderts etwas ganz anderes war

als die Dogmatik der zur Herrschaft gelangten Klerisey und der Nicänischen Väter. Nicht daß sich seine Quellen vermehrt, daß neu aufgefundene Schriften der Jünger Christi die Lehren des Meisters erweitert, oder daß eine vollständigere Ueberlieferung die Dunkelheiten dieser Lehre aufgehellt hätte — die Quellen dieser Lehren waren die nemlichen geblieben, nur ihre Anwendung hatte sich geändert, und diese Anwendung hing auf das engste mit der Philosophie der Zeit zusammen. So geschah es, daß mehr als Eine Lehre, über welche die frühere Zeit nichts festgestellt, ja, die sie kaum berührt hatte, von philosophirenden Christen aufgebracht und ausgebildet, und, meist nach vielen und bittern Streit über ihre Zulässigkeit, von den Versammlungen der herrschenden Kirche angenommen ward. Hatte sich dann Einmal die höchste Autorität einer Lehre bemächtigt, und das Anathema über diejenigen ausgesprochen, welche fortfuhren andrer Meinung zu seyn, so wurde das philosophische Gerüst, auf dem sie sich erhoben hatte, weggenommen, und das Dogma stand, nicht anders als ob es ein unmittelbares Geschenk göttlicher Eingebung sey, wie ein Stern an dem Himmel der Kirche, die es nicht ungern sah, wenn sein erster Ursprung in Vergessenheit gerieth. So ist die Dogmatik sehr allmählig auf dem Boden der nun von den Rechtgläubigen angefeindeten

oder verachteten Philosophie erwachsen; so wie auch viele Lehren der sogenannten Ketzer, die zum Theil auch als rechtgläubige Lehre einer vorübergehenden Herrschaft genossen, und dann wieder, oft durch sehr irdische Mittel, ihres kirchlichen Ansehns beraubt worden sind. Es würde umsonst seyn dieses abzuleugnen. Die Geschichte spricht allzulaut, und wir dürfen sie immer hören, ohne zu fürchten, daß das Christenthum, der Glaube an Gott oder die Grundsätze der Frömmigkeit und Tugend durch die Kenntniß der Entstehung der Theologie nur im geringsten gefährdet sey. Denn eben diese Geschichte, welche uns über die mannichfaltige Gestalt des kirchlichen Systems in verschiedenen Zeiten belehrt, zeigt uns auch, „daß das Christenthum und seine praktischen Wahrheiten, bey aller Verschiedenheit der Meinungen über dunkle, strittige und unverständliche Lehren, zu allen Zeiten veredelnd und beglückend auf die menschliche Gesellschaft gewirkt hat."

* * *

Ueberall wo sich die herrschende Kirche zu einer Hierarchie gestaltet, was auch immer die Lehren dieser Kirche seyn mögen, sind die Wirkungen der Hierarchie nicht zu vermeiden. Selbst die Verfassung von England, wie geordnet sie übrigens

seyn mag, hat sie nicht hemmen können, und die furchtbaren Ereignisse des Jahrs 1780, so wie die Greuel, die das unglückliche Irland verheeren, werden sich noch so lange wiederholen, bis die Gewissensfreyheit aller Parteyen eine festere und gesetzlichere Grundlage erhalten hat, als die bloße Nachsicht gewährt. Die Testacte, indem sie Jeden, der nicht zur bischöflichen Kirche gehört, von allem Antheil an der Regierung und den Würden, die sie verleiht, ausschließt, ist, was auch immer die Ursache ihrer Entstehung gewesen seyn mag, ein Werkzeug gewaltsamer Unterdrückung, dessen Wirkungen um desto schmerzlicher gefühlt werden muß, je stolzer sich die herrschende Kirche erhebt. Einige der härtesten Gesetze gegen die katholischen Unterthanen wurden im J. 1778 aufgehoben; da aber diese Handlung der Gerechtigkeit noch viel zu unvollständig war, um den Fanatismus der herrschenden Kirche zu zügeln, so erhob die Empörung ihr Haupt. Unter dem Feldgeschrey *) einer wüthenden Rotte, die nur von der hohen Kirche, nicht aber vom Papstthume wissen wollte, gingen die Häuser und Kirchen der Katholiken in Flammen auf, und selbst ihr Leben, so wie das Leben Aller, welche sich der Gewissensfreyheit angenommen

*) No popery! the high church for ever!

hatten, war in Gefahr *). Ganz London war bestürzt, und es ist kein Zweifel, daß, wenn die Katholiken Widerstand gethan oder Rache geübt hätten, alles Leben und Eigenthum der unschuldigsten Bürger bedroht gewesen wäre.

Wie man im südlichen Frankreich den Protestanten Abneigung gegen den legitimen Monarchen zur Last legte, so klagte man in England die Katholiken des Hasses der Freyheit an. Es wäre ihnen wohl zu verzeihen, wenn sie eine Freyheit nicht liebten, die ihre Unterdrückerin ist; denn nie hat man gesehn, daß Heloten die Vorrechte ihrer Sieger liebten. Die religiösen Ueberzeugungen der Katholiken sind mit jeder Regierungsform vereinbar, und niemand kann zweifeln, daß sie eben so gut Republikaner als Unterthanen eines Monarchen sind; wohl aber ist ihre Hierarchie, da wo sie zu herrschen gewohnt ist, den Formen einer freyen Verfassung abgeneigt, die ihre Geschäftigkeit aus dem Gebiete der Staatsverwaltung verbannt, und auf die Lehre und Sitten beschränkt. Die Hierarchie liebt immer nur

---

*) Mit gleichem Fanatismus waren im Jahr 1710, der bischöflichen Kirche zu Ehren, die Bethäuser der Presbyterianer zerstört, und ihre Beschützer gemishandelt worden.

ihre eigne Macht, und alle Blätter der Geschichte bezeugen den Misbrauch, den sie davon gegen selbstständige Fürsten und Regierungen gemacht hat. Da diese Macht lediglich von der Meinung abhängt, die davon im Gange ist, so flieht sie jederzeit, wenn die öffentliche Meinung sich von ihr wendet, als schutzlose Flehende zu dem Throne der höchsten irdischen Gewalt, und fordert, indem sie den engen Bund des Thrones und Altars geltend zu machen sucht, die Blitze derselben gegen ihre Widersacher auf. Zu allen Zeiten hat sie sich im Nachtheil demühig, im Siege hoffärtig und stolz gezeigt, ohne, wie es die Natur großer Körperschaften mit sich bringt, durch irgend eine Rücksicht der Dankbarkeit in ihren Forderungen gemäßigt zu werden.

Alle Herrschsucht ist gewaltthätig, die allergewaltthätigste aber ist die, welche auf Meinungen ruht. Bey dem geheimen Bewußtseyn der innern Schwäche) dieser Stütze, ist ihr einziges und unablässiges Bemühn, den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Lehren zu verstärken, und diesen alle nur denkbaren heilbringenden Eigenschaften beyzulegen; während sie ihre Gegner nicht nur für Unwissende und Irrende, sondern für Bösewichter erklärt, die aus Verstocktheit und Stolz der Wahrheit den Zutritt wehren. An verurtheilenden Nahmen hat es ihr dann zu keiner Zeit gefehlt; und nichts ist bequemer, wenn man die Menschen

wider ihren Willen beherrschen will, als die Erfindung einer brandmarkenden Benennung, die den vornehmen und geringen Pöbel, indem sie ihm die Mühe der Untersuchung erspart, gegen jeden bewaffnet, der darunter begriffen ist. Bringt dann eine solche Gewaltthätigkeit die unvermeidliche Wirkung des Widerstandes hervor, so gibt dieser einen neuen Vorwand die Last der Unterdrückung zu mehren, das natürliche Gefühl der Unschuld, die Forderung des gebührenden Rechts, das Zurückstoßen der Ungerechtigkeit als Empörung zu strafen, und im Einklange mit dem übrigen System, die Handlungen der Einzelnen als Geist der ganzen Secte auszubringen. Ist dieses gelungen, und es liegt in der Natur der Sache, daß es oft gelingen muß, so ist die Unterdrückung auf lange Zeit entschieden, bis endlich die lang zusammengepreßte Kraft sich durch irgend einen Zufall Luft macht, und ihre Banden sprengt, um das erlittene Unrecht vielleicht an denen zu rächen, die es am wenigsten verschuldet haben.

* * *

Die Segnungen der Gewissensfreyheit in den Ländern, die sich ihrer erfreuen, waren den Blicken Joseph des Zweyten nicht unbemerkt geblieben. Voll Eifers alles von ihm erkannte Gute seinen Unterthanen zu zuwenden, erließ er, sogleich nach seiner Thronbesteigung jenes berühmte Toleranz-

Edict, welches Jedem Einwohner der Oesterreichischen Monarchie das Recht zusicherte, seine religiösen Ueberzeugungen frey zu bekennen, ohne von diesem Bekenntnisse Nachtheil für seine bürgerlichen Verhältnisse fürchten zu dürfen. Dieses Edict, mit dem Jubel der Bewunderung in ganz Europa aufgenommen, wurde unverzüglich benutzt, und brachte, zum Schrecken der herrschenden Kirche, eine größere Menge dissentirender Glaubensgenossen an das Licht, als vermuthet worden war. Wie da der Klerus auf Mittel sann — Mittel an denen es der Uebermacht nie mangelt — die Freyheit zu hemmen, ja, fast ganz zu vereiteln, haben Andre berichtet *); auch ist ja bekannt genug, wie, ganz dem Sinn und Willen der Regierung zuwider, die protestantischen Einwohner des Königreichs Ungern, trotz der ihnen durch wiederholte Gesetze zugesicherten Glaubensfreyheit, von dem Klerus der herrschenden Kirche gedrückt werden. Aber wir kehren zu der Geschichte des Toleranz-Edictes zurück. In Böhmen fand sich eine Secte von Hussiten, die sich Deisten oder Abrahamiten nannten, weil sie dem alten Glauben der Erzväter zu folgen vermeinten. Ihre Vorfahren, erzählten sie, wären bey den harten Verfolgungen, welche über sie ergangen, ihrer Erbauungsbücher

*) S. Mosheims u. Schlegels Kirchengeschichte: Th. VII. 2 Abth. S. 849 ff.

und Bibeln beraubt worden. Da sie nun ihren Gottesdienst nicht wie vorher hätten halten können, wären sie auf den Gedanken gekommen, Gott auf eine Weise zu verehren, bey der sie keine Bücher bedürften, und nach der Weise der Erzväter in dem Lichte der Vernunft zu wandeln. — Da erhob sich ein allgemeines Geschrey. Die Bitte dieser Armen, auch noch ferner ihrem Glauben leben zu dürfen, wurde zurückgewiesen. Es wurde ihnen befohlen, sich unverzüglich an eine katholische oder protestantische Gemeinde anzuschließen, und die, so sich, Gewissenshalber, dessen weigerten, ihres Vermögens beraubt und an die türkische Grenze gebracht. In dem deshalb erlassenen Befehle wurde geboten, „daß wer sich künftig bey der Obrigkeit als Deist anmelde, ohne weiteres, und ohne gehört, oder zu einem Unterrichte gelassen zu werden, 24 Prügel oder Karbatschenstreiche auf den Hintern erhalten, und daß diese Strafe so oft wiederhohlt werden solle, als er sich in derselben Qualität anmelde.“ Auch wer einen Andern als Deisten angäbe, sollte mit Prügeln bestraft werden *).

So wurde das Gebot der Liebe geübt!

* * *

*) S. Herders Briefe zur Beförderung der Humanität. I Th. S. 141. Dohms Denkwürdigkeiten meiner Zeit II Th. S. 279 f.

Bruchstücke einer am 8ten Juni 1816. zur Feyer des Wiener Bundes gehaltenen Rede.

— — Wie viel Großes und Herrliches auch jene Acte enthält, deren Jahrstag wir heute begehn, so schön und glänzend die Hofnungen sind, die sich aus ihr, wie jenes Zeichen des neuen Bundes, das den geretteten Menschen am Ararat aufging, erheben, so wollen wir doch gern gestehn, daß wir uns am meisten ihres Schlusses erfreut haben, der den Bewohnern unseres Vaterlandes die Befreyung von jenen willkührlichen Fesseln verheißt, die bisher die Mittheilung der Gedanken gehemmt haben. Diese Zusicherung enthält die Gewährleistung für alle übrigen Bedingungen einer weisen und gesetzmäßigen Freyheit. Nur mit dieser kann die Freyheit der Presse bestehn, so wie ohne diese alle übrige Freyheit ungewiß und zweifelhaft wird. Nicht alle Segnungen des Friedens, die wir hoffen, können uns sogleich zu Theil werden; aber die Weisheit unsrer Fürsten gibt uns die Gewähr, daß sie ihnen den Weg bereiten, und keine derselben zurückhalten werden. Sie haben ihr heiliges Wort gegeben; wie könnten wir zweifeln, daß sie es lösen werden?

* * *

Die Freyheit der Presse wird auch in den Ländern, in denen sie durch langen Gebrauch oder gesetzmäßig herrscht, oft gemisbraucht; aber diesem Misbrauche treten strenge Gesetze entgegen; sie ist oft Einzelnen lästig; aber es gibt kein Gutes im menschlichen Leben, das Allen zugleich und zu jeder Zeit eine Wohlthat wäre. Auch die Freyheit hat ihre Lasten, und diese Lasten sind oft drückender als die der Knechtschaft unter einem milden Herrn. Wer aber möchte darum lieber ein Knecht als ein Freyer seyn? oder wer möchte sein Ohr den Sophisten leihen, die der Menschheit ihre edelsten Ansprüche für ein Linsengericht, und die Freyheit für einen nahrhaften Pilau abkaufen wollen.

Auch die Preßfreyheit hat ihre Lasten; wir leugnen es nicht; aber ist darum der Preßzwang ein Gut? oder wollen wir ihre Sache deshalb den Gegnern Preiß geben, die einen ruhigen Genuß allen übrigen Gütern des Lebens vorziehn? Keineswegs. Die Freyheit hat zu allen Zeiten Vertheidiger gefunden; selbst die Tibere und Nerone haben ihre Stimme an den Stufen ihrer blutigen Throne hören müssen; wie sollte sie jetzt verstummen, wo Trajane ihre Völker beglücken, und Gerechtigkeit und Liebe sich in den Pallästen umarmen? Darum sollen uns die Stimmen jener Einzelnen nicht verzagen lassen, die die Freyheit der Zungen zu hemmen rathen; noch wollen wir

uns der Furcht hingeben, daß die heiligen Zusagen unsrer Fürsten, in der wichtigsten Acte gegeben, die seit dem Münsterischen Frieden erschienen ist, unerfüllt bleiben könnten.

Vielmehr halten wir es für eine heilige Pflicht, den verzagten Gegnern der Preßfreyheit mit Muth entgegen zu treten, und das, was sie ohne Zweifel in guter Absicht für ihre Meinung vorzubringen pflegen, mit nicht weniger guter Absicht zu entkräften.

* * *

Die Bestrebungen der Freunde des Preßzwanges scheinen sich in dem Wunsche zu vereinigen, dem möglichen Bösen, das die Freyheit der Presse erzeugen möchte, zuvorzukommen. Wir ehren diese Absicht; aber sie scheint uns eben so unerreichbar als anmaaßend zu seyn. Gibt es wohl ein zweyschneidigeres Schwerd als die sittliche Freyheit? Dennoch hat sie Gott dem Menschen gegeben, und mit ihr Brauch und Misbrauch nach seiner eigenen Wahl, nur die Strafe sich vorbehaltend, wenn wir frevelhaft wählten. Und wir Kurzsichtigen, wir, die so selten wissen, was heilsam oder schädlich ist, wir, die das Morgende nicht in dem Heute zu erkennen vermögen, noch in dem Saamen die Frucht, wir wollen ein mögliches Böse hindern, indem wir etwas zuverlässig

Unrechtes thun? Damit nicht ein bedenkliches Wort, ein Wort, das unsrer heutigen Ansicht nicht zusagt, frey durch die Welt gehe, soll der freye Gedanke überhaupt gehemmt; die Zunge soll gelähmt werden, damit sie sich nicht mit Lästerungen beflecke; die zeugende Kraft verschnitten werden, damit sie nicht Unzucht treibe! Könnte man die Wahrheit auswägen wie Gold, oder wäre sie, wie Gottes Gebot mit Gottes eigenem Finger auf eherne Tafeln geschrieben, so könnte man Jeden, der es lesen könnte, auf dieses ewige Gesetz verweisen, und aller Zweifel würde zu Ende seyn. Aber so hat es die ewige Weisheit nicht gewollt; und wer sich nicht über Gott setzen will, muß dem armen Geschlechte der Sterblichen schon verstatten, daß es, mit beständiger Gefahr zu irren [10]), unablässig nach Wahrheit forschen soll. Das was ihr Fleiß zu Tage fördert, ist nicht immer gehaltvolles Erz; aber um für das, was es ist, erkannt zu werden, muß es an das Licht kommen. Nicht alles, was ein verpflichteter Waradein der Wahrheit in seinem Unmuthe als Irrthum verwirft, ist darum auch des Unterganges werth, und mancher Stein, den die Bauleute verworfen hatten, ist zum Eckstein geworden. Geht die Erde nicht noch heute um die Sonne, trotz des päpstlichen Anathema, und der Beschlüsse des heiligen Officiums, und Galilei's Widerruf? Sollte es denn gefährlicher seyn an dieser oder jener Wahrheit zu

zweifeln, als, aus blöder Scheu, der Lüge den Rang der Wahrheit zu lassen? Bewährt sich nicht das Gold im Feuer und die Wahrheit im Kampf? Und welches Gehaltes mag eine Wahrheit seyn, die ihr Daseyn nur durch scheue Flucht vor Gegnern, oder durch Machtgebote erhalten muß?

Aber ist es nicht besser, das Zweifelhafte und Falsche bestehen zu lassen, als die Ruhe, durch Angriffe darauf zu stören? Wir wissen nicht, ob sich irgend ein edler Mann laut zu dieser Gesinnung bekennen möchte; aber wir wissen, daß der Satan der Vater der Lüge ist, und daß man die Tochter nicht in Schutz nehmen kann, ohne mit dem Vater in Verbindung zu kommen. Auch wir sind Freunde der Ruhe, aber erst nach vollbrachtem Geschäft. Das Grab verheißt uns Ruhe die Fülle; wer aber disseits steht, der soll schaffen, dieweil es noch Tag ist. Wir alle sind berufen, nicht bloß um von den Früchten des Feldes zu zehren, sondern zu einem unendlichen Bau [11]). Wehe dem, den der Bauherr müssig findet! aber wehe auch dem, der das geistige Werk hemmt, die Bauleute wegschreckt oder zum Schlafe verlockt! Gibt es ein widrigeres Bild als das eines Volkes, das mit dem Munde auf die Krippe gebunden, wie eine Heerde verschnittener Böcke, nichts erzeugt, als sein weiches Vließ, um dieses von Zeit zu Zeit, dumpf- und dumm-blöckend, dem dar-

zubieten, dessen verstümmelndes Messer ihm zu seiner schmachvollen Ruhe half! Und doch ist dieses die Idee, welcher diejenigen nachstreben müßten, denen Ruhe ein so hohes Gut scheint, daß sie ihr selbst die Wahrheit unbedenklich aufopfern möchten. Mit dieser Gesinnung sind die höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft, ja Alles gefährdet, was edeln Menschen das Leben allein wünschenswerth macht. Zerstören, hemmen, fesseln ist leicht. Um die Blüthe abzubrechen, die die Kraft der Natur und der Hauch des Frühlings entfaltet hat, bedarf es nur eines Druckes der Hand, aber sie wieder herzustellen, wenn sie zerstört ist, und ihr Früchte zu entlocken, das vermag keine menschliche Kraft. Wie ein unterbundenes Glied, so erstirbt der gebundene Geist. Nichts Lebendiges wird ohne Freyheit erzeugt. Es gibt keine Tugend, keine Weisheit, keine Liebe ohne sie. Wie die Mimosa vor roher Berührung zurückflieht, und, wird es oft versucht, dahin welkt, so geht das Edelste der menschlichen Natur unfehlbar zu Grunde, wenn es die Hand der Willkühr berührt.

* * *

Fern sey es von uns, jener unruhigen Frechheit das Wort zu reden, die das Bestehende erschüttert, weil sie sich der Zerstörung freut, das

Alte verlacht, weil es nicht neu ist, und sich an dem Heiligsten vergreift, aus Frevel und Uebermuth. Vielmehr wünschen wir, und jeder Freund des Vaterlandes mit uns, daß jener Muthwille, von dem es in Deutschland nicht viele Beyspiele gibt, immer fern von uns sey; daß die fromme Scheu, die zu allen Zeiten die Zier des deutschen Nahmens war, auch forthin in allen Gemüthern wohne, sie, die Tochter edler Mäßigung und tiefen Ernstes, die den Schleyer der Wahrheit nur bey dem Bewußtseyn eines reinen und unbefleckten Eifers zu berühren und zu lüften wagt. Aber diese heilige Scheu wird durch Verbote und Zwang nicht genährt, sondern verletzt. Durch Macht zu schrecken ist leicht; Unterthänigkeit kann erzwungen werden, aber Achtung und Ehrfurcht wird nicht durch Gebote gewonnen. Der Sclav ist tückisch und hinterlistig, und von allen Zeichen der Sclaverey schien den Alten das Verbot des freyen Wortes das schlimmste und unerträglichste; daher denn Völker, denen die Zunge gebunden ist, die Kunst der Verstellung lernen, und das, was ihnen auf offnem Wege verboten ist, durch List und geheime Bündnisse zu erobern suchen. Dann steht nichts mehr fest. Ein dumpfes Ahnden der Gefahr verbreitet sich, und nährt das Mistrauen, den schlimmsten Feind der Ruhe und Sicherheit. Jeder Unterthan erscheint als ein Feind, und wäh-

rend die Schmeicheley den Thron mit Hymnen und Lobliedern umringt, sinkt er in den hohlen durchwühlten Boden ein. Wie der Glaubenszwang Atheisten macht, so weckt der politische Zwang den Haß der Macht; und an der Diebslaterne der geheimen Policey zündet der Aufruhr seine Fackel an. Wo man das Licht verstecken muß, kömmt leicht Feuer aus; und wo das Volk in der Finsterniß, Einer gegen den Andern rennt, geht es nicht ohne Unglück ab. Gönnet daher einem jeden sein Licht, damit nicht Euerm Volke das Schicksal der thörigten Jungfraun werde; und laßt auch das Eurige leuchten, damit sich die Welt daran erfreue und Euch nach Verdienst und Würde ehre.

* * *

Die Preßgesetze scheinen sich auf drey Punkte zurückführen zu lassen. Erstlich, auf die Religion: Es soll nichts gegen die Religion geschrieben werden. Dieser Forderung stimmen wir mit Freuden bey, und nennen den einen Gotteslästerer, der gegen die Religion schreibt. Aber damit kein Irrthum uns täusche, der sich hinter dem vieldeutigen, ehrwürdigen Worte so leicht verbirgt, so laßt uns übereinkommen, was wir Religion nennen wollen. Ist es Euch das, was Gottes Athem von Ewigkeit her in das Herz des Menschen gehaucht, jene

heilige Offenbarung des Göttlichen und Heiligen; jene fromme Ehrfurcht gegen Gott und sein Gebot; jenes frohe Vertrauen zu dem Vater, der über seine Kinder wacht; die Hoffnung der Unsterblichkeit; die Freude an dem Guten und der Abscheu der Sünde? Ist Euch dieß Religion, so wird die Verletzung jenes ersten Gesetzes so selten seyn, daß es kaum eines Gesetzes bedürfte; aber wo sie erscheint, wird sie sich, wenn sie Frevel ist, selbst noch eher bestrafen, als die Hand der Obrigkeit sie erreicht, oder, wenn sie als Lehre (philosophischer Atheismus) auftritt, weder gehemmt, noch bestraft, sondern mit ihren Waffen bekämpft werden müssen. Ist aber unter Religion jenes äußere Gebäude gemeint, welches jedes Volk bey sich, nach Maaßgabe seiner Bedürfnisse, zusammengesetzt hat — und es ist leider nur allzu gewöhnlich, das Wort in dieser Bedeutung und die Form für die Sache zu nehmen — so sehen wir nicht wohl, wie jenes Gesetz erfüllt werden soll. Wenn es der Religion zuwider ist, gegen den römischen Cultus zu streiten, oder gegen die orthodoxe Lehre der Griechischen Kirche, so ist es auch zuverlässig gegen die Religion, die Lehre der Augsburgischen Confession oder den Calvinismus, oder die 39 Artikel der Anglicanischen Kirche anzugreifen. Hier entsteht nun sogleich die Frage, ob eine Religionspartey ungehindert, und ohne dem Gesetze

zu verfallen, gegen die Lehren, Satzungen und Gebräuche der andern, aber nicht gegen die ihr selbst eigenthümlichen (gegen ihre eigene Religion) schreiben dürfe? Ist das Erstere — und so lange der Zwiespalt selbst rechtmäßig besteht, wird auch der Streit über das Heiligste so wenig gehemmt werden können, als der Streit über ein irdisches Besitzthum bey einem noch schwebenden Proceß — so ist nicht abzusehn, was durch das einseitige Verbot gewonnen werden könne. Denn nicht bloß wird ein Volk gegen das andre, das katholische Italien gegen das protestantische England, zu streiten fortfahren, sondern auch der einzelne Katholik in einem protestantischen Lande, wenn ihn sein Eifer treibt gegen Luther und Calvin zu schreiben, wird auf das Recht trotzen können, für seine Religion zu streiten; und eben so der einzelne Protestant unter einem katholischen Volke; so wie ohne Zweifel auch der Wiedertäufer, der Socinianer und Unitarier. Wollte man sagen, es solle in einem kirchlich getheilten Lande, wie in Deutschland, gar nichts gegen irgend eine Religionspartey, welche Gestalt oder Nahmen sie auch habe, geschrieben werden; so würde immer noch gefragt werden können, ob denn das so ausgedehnte Verbot auch von denen verstanden werden solle, die, indem sie für ihre Kirche schreiben, ja eben dadurch allen andern entgegen treten? Consequent

wäre das allerdings; nur würde sich dann zeigen, daß für die Religion so viele heiße als gegen sie, und daß eben den feurigsten und salbungsreichsten Werken, wenn sie in dem Sinn und Geist einer bestimmten Kirchengemeinschaft geschrieben sind, das Imprimatur versagt werden müßte. Ueberhaupt aber vermögen wir nicht einzusehn, wie selbst das strengste Censuredict ohne die treue Beyhülfe eines heiligen Officiums nur irgend einen Erfolg haben soll, da, wenn auch die Unzahl von Schriften, die seit Jahrhunderten von Heiden und Christen, der genommenen Ansicht nach, gegen die Religion geschrieben worden, von Stund an nicht mehr wüchse, es doch mehr als Eines Omars bedürfte, um die schon vorhandenen den Flammen und der Vergessenheit zu übergeben, und eines unzählbaren Heeres streng rechtgläubiger Gehülfen, die in jeder Kirchengemeinschaft, auf ein Haar zu bestimmen wüßten, was der Religion zuwider oder ihr angemessen ist.

Das zweyte Gesetz der Gegner der Preßfreyheit verbietet gegen die Regierungen zu schreiben. Wir wollen nicht fragen, ob unter diesem Worte alle und jede Werkzeuge des höchsten Willens verstanden werden sollen; aber immer wird es schwer seyn zu bestimmen, wie nah oder wie weit vom Throne sich die Schranken der Unverletzlichkeit ziehen sollen. Wahrscheinlich werden

unsre Gegner schnell mit der Antwort fertig seyn, es solle nichts gegen die geheiligte Person eines Regenten oder seine Beschlüsse d. h. gegen die Verwaltung seiner Minister geschrieben werden. Wir wollen dieser Antwort nichts entgensetzen; aber es möge uns die Frage erlaubt seyn, ob sich dieses Vorrecht auf alle und jede Regenten, mit Inbegriff ihrer Minister, so lange diese das Ruder führen, oder nur auf die christlichen Fürsten und ihre Verbündeten ausdehne? und ob, wenn wir auch den Dey von Algier oder den König von Ceylon aus dem Spiele lassen, in dem möglichen Falle, daß ein christlicher und legitimer Monarch wie ein Dey oder ein Schah Nadir herrsche, die empörte Menschheit auch jenseit der Grenzen seiner Gewaltherrschaft nicht klagen und warnen dürfe? Möchte wohl ein solches Verstummen der höchsten Würde frommen? und würden nicht die zu Theilnehmern tyrannischer Frevel werden, die sie auch in der weitesten Ferne durch Schweigen zu ehren geböten. „Euer Handwerk, sagte eine fromme Dame zu einem satyrischen Dichter, ist gegen die christliche Liebe." — Nun so erlauben Sie mir gegen den Feind der Christenheit, gegen den Großtürken, zu schreiben. — „Er ist ein souveräner Herr; gegen Personen seines Standes darf man die Achtung nicht verletzen." — Oder gegen den Satan? — „Man muß Niemanden Böses nachsagen."

Das dritte Gesetz nimmt die Sitten in Schutz. Es könnte auch das erste seyn, und vielleicht das Einzige. Ich habe hierüber wenig zu sagen. Auch ich wünsche, so sehr wie irgend ein Vertheidiger des Preßzwanges, daß die Sittenlosigkeit nicht durch Schriften genährt werde: so wie ich ebenfalls von ganzer Seele wünsche, daß nie etwas gegen einen unsrer Fürsten geschrieben werde. Aber ich will das Eine wie das Andre nicht durch Verbot und Furcht, sondern, bey voller Freyheit, durch Ueberzeugung und tiefes Gefühl. Ich wünsche daher, daß ein wahrhaft religiöser Sinn alle Stände erfülle, und das Heilige so schütze und schirme, daß der Leichtsinn selbst auf den Gedanken eines Angriffes verzichten müßte; daß alle Regierungen durch wahrhafte Weisheit und durch furchtlose Oeffentlichkeit ihrer Handlungen jede Verleumdung zu Boden schlage; daß die Diener der Religion durch Bildung, Kenntnisse, Frömmigkeit und reine Sitten, der Lehre, die sie verkündigen, Würde und Ansehn verschaffen; daß Zucht und Sittsamkeit an den Höfen wie in den Hütten wohne, und der zügellose Schriftsteller kein Publikum finde, das ihm sein Ohr leihe. Dieß sind weitgreifende Wünsche, die durch wohlfeile Edicte nicht zu erreichen stehn; aber, wenn wir nicht irren, die Einzigen, die der Würde der Regierungen, der Bildung der Völker und dem Stan-

de der Cultnr in Deutschland entsprechen. Nicht aus Finsterniß wird das Gute gebohren, sondern aus Licht. Löschet also die Sonne nicht aus, damit es Tag werde, noch die Sterne, wenn Ihr den Weg durch den Ocean sucht; noch hemmt den freyen Gedanken, wenn Ihr sittliche Menschen, wenn Ihr tüchtige Arbeiter bey dem großen Bau der Weisheit verlangt. Jeder aber gebiete sich selbst zuerst, und entsage dem unchristlichen Vorrechte, sich das zu verstatten, was er an Andern straft. Wohl nicht leicht hat eine Zeit mehr Fürsten gesehn, die das öffentliche Urtheil weniger zu fürchten brauchten als die unsrige; und keine Zeit ist daher mehr berechtigt gewesen, die Lösung der alten Fesseln der Presse zu hoffen. Durch die Erfüllung dieser Zusage werden sich unsre Fürsten ein Denkmal setzen, das vernehmlicher als jede Lobrede spricht, und das ihre Nachkommen ohne Unterlaß erinnern wird, nach den Tugenden und Sitten ihrer Ahnherrn zu ringen, um wie diese ohne Furcht das Urtheil der Welt über sich freygeben zu können.

* * *

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Der Ankläger der Zeit thut das Alter jenes Satzes durch eine Stelle Ciceros (de legibus II. 4.) dar. Er hätte noch etwas weiter hinaufsteigen mögen; denn der römische Philosoph dankt diese Stelle dem Plato, der sie vielleicht von einem Pythagoräer entlehnt hat. Doch darauf kömmt wenig an. Wichtiger ist, daß beide Philosophen überzeugt waren, die Idee des Gesetzes ruhe in Gott und gehe aus von Gott; ohne doch deshalb der Befugniß zu entsagen, selbst, nach eigener Kraft ihrer Einsicht, eine Gesetzgebung zu entwerfen, welche besser seyn sollte, als die von den Vätern ererbte. Vielmehr schien es ihnen recht und weise Gesetze aufzustellen, nach je-

nem uralten Wesen gebildet, welches aller Dinge Quell und Ursprung ist; Gesetze, die, wie alles Menschliche, nur eine Annäherung an die höchste Idee seyn, und eben deshalb, und weil das menschliche Geschlecht nicht auf Einer Stelle verweilen kann, eine fortgesetzte Verbesserung verlangen. Nur dann, wenn die Weisesten und Besten mit einem auf das Höchste unverwendet gerichteten Blicke, sich jener Verbesserung der Gesetze widmen, wird der Wille Gottes, in vollkommener Uebereinstimmung mit den Forderungen der Vernunft erfüllt.

„Wo keine Gesetze sind, schreibt Jacobi (Werke 2. Th. S. 366.) da ist kein gemeines Wesen, folglich auch keine bürgerliche Freyheit. Wo willkührliche Gesetze Platz finden, da ist, so weit diese reichen, wieder keine bürgerliche Freyheit; und willkührlich ist ein jedes Gesetz, welches keine nothwendige Folge der unveränderlichen ewigen Gesetze der Natur ist. —— Die Mehresten haben bey Untersuchung der politischen Freyheit andre Gesichtspunkte, so daß es gemeiniglich dabey nur auf die Frage hinausläuft: ob es zuträglicher sey, sich der willkührlichen Gewalt eines Einzigen, einer gewissen Anzahl aus der Menge, oder

dieser Menge selbst zu unterwerfen d. i. welche Gattung des Despotismus wohl die beste seyn möchte. Eine Frage, die nicht sehr verdient, daß sich ein weiser Mann damit beschäftige."

2.

„Es ist die größte Ungereimtheit, sagt Cicero (de Leg. I. 15.) Alles für gerecht zu halten, was auf Einrichtungen und Beschlüsse [alte Gewohnheiten und Anmaßungen] gegründet ist. Würde das Recht durch Volksbeschlüsse, Aussprüche der Fürsten und Urtheile der Richter begründet, so könnte es geschehen, daß auch der Raub, der Ehebruch, Testamentsverfälschungen und dergleichen zum Rechte würden." Man kann nicht bestimmter jene willkührliche Gesetzgebung verwerfen, die sich nur durch Gewalt geltend macht, und die gleichwohl von denen, die uns ohn' Unterlaß auf das Bestehende verweisen, indirect gebilligt wird. Aus der Ueberzeugung, daß alle Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft ein Ausfluß der Vernunft, als des Organs der ewigen Gerechtigkeit, sey, leitet der Römer auch den Satz ab, daß die Gerechtigkeit, bey aller Ungleichheit, die aus verkehrten

Gewohnheiten und eiteln Meynungen entsprungen (L. I. c. 10.), dennoch für Alle die nemliche sey: Quod si, quomodo est natura, sic judicio homines humani, ut ait poeta nihil a se alienum putarent, coleretur jus aeque ab omnibus. Quibus enim ratio a natura data est; iisdem etiam recta atio rdata est; ergo et lex, quae est recta ratio in jubendo et vetando; si lex, jus quoque. At omnibus ratio. Jus igitur datum est omnibus.

3.

Als im Jahre 1783 bey den gegen die Verwaltung der Ostindischen Compagnie erhobenen Klagen Einige die Behauptung aufstellten, es sey unrecht, eine so ausgedehnte politische Macht einer Gesellschaft von Kaufleuten anzuvertrauen, lehnte Burke es ab, auf diese Frage einzugehn, indem er (Speech on Mr. Fox's East - India Bill) sagt: „Meine Erfahrung klärt mich hierüber nicht hinlänglich auf. Ich habe Kaufleute gekannt, die die Gesinnungen und Talente großer Staatsmänner besaßen, und Staatsmänner die den Character und die Fähigkeiten eines Kleinkrämers hatten. Meine Erfahrung hat mir keine Veran=

lassung gegeben, in irgend einer Lebensweise oder Erziehungsart Etwas anzunehmen, was zu Regierungs-Functionen unfähig machte, ausgenommen das, wodurch diese Functionen leider nur allzu oft erhalten werden — ich meine den Geist und die Gewohnheit niedriger Cabalen und Ränke. Diese hab' ich noch nie, in keinem Fall, mit der Fähigkeit für eine gesunde und männliche Politik vereinigt gefunden."

4.

Selbst die entschiedensten Freunde der Stellvertretenden Verfassung, oder, was eben so viel ist, die Gegner der absoluten Monarchie stimmen in die Forderung einer religiösen Grundlage ein. Bailleul's Zeugniß (Kritische Untersuchungen 2 Th. S. 339.) mag hier statt aller dienen: „Erkennt man an, daß die öffentliche Gewalt im Willen Gottes ruht, daß sie ein Ausfluß seiner Macht ist, woran er die Erhaltung der Menschen im Ganzen und im Einzelnen gebunden hat; erkennt man an, daß die Gesetze nur die Folgerungen aus diesem Gesetze seyn können, so gibt man dadurch der höchsten Autorität im Staate und den Ge-

setzen einen religiösen Character, der bisher durchaus verkannt wurde. Warlich, Alles ist religiös, Alles ist heilig in dem Princip einer Regierung. Dieses fühlten alle entstehenden Völker, ehe es bey den alten Philosophen ein Resultat ihrer Prüfung wurde. In diesem Sinne kömmt, wie der h. Paulus sagt, alle Gewalt von Gott." Er setzt hinzu „man könne nicht umhin die Autorität des Princips: Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß dir geschehe, anzuerkennen, und als eine wohlthätige Offenbarung zu verehren, die von Gott selbst dem Menschen in das Gewissen geschrieben worden."

Diese Erklärung genügt allen Forderungen; aber ohne sie kann die Annahme einer religiösen Grundlage in der Regierung der Staaten eine Quelle der gräßlichsten Willkühr werden. „Auch die Tyrannen, sagt der h. Augustinus (de Civit. Dei V. 19), können sich auf ein göttliches Recht berufen; denn es ist die Vorsehung, welche die höchste Gewalt in ihre Hände legt, wenn sie glaubte, daß die Menschen solche Herscher verdienen." Darum aber wird niemand sagen, daß die Tyrannei eine religiöse Grundlage

habe, da ja sonst jedes schändliche Gewerbe, welches Gott zuläßt, das nemliche von sich rühmen könnte. Jedes gewaltthätige Werk der Ungerechtigkeit ist irreligiös, was auch immer sein Gegenstand seyn mag. Daher eine Regierung, welche, nach ihren subjectiven Ansichten, eine gewisse Art von Religion, welche es auch sey, durch Gewalt zu ihrer Grundlage machen wollte, weit entfernt durch die Beschaffenheit ihres Gegenstandes gerechtfertigt zu werden, vielmehr sich der höchsten Ruchlosigkeit schuldig machen würde.

5.

Folgende Worte Ferguson's (History of civil Society. Part. VI. Sect. 5. p. 408.) sind des tiefsten Nachdenkens werth: „Nie ist die Freyheit in größerer Gefahr, als wenn wir die Glückseligkeit eines Volkes nach den Wohlthaten abmessen, die ein Fürst gewähren kann, oder nach der Ruhe, die eine billige Verwaltung begleiten mag. Der Machthaber kann durch seine heroischen Eigenschaften blenden; er kann seine Unterthanen in dem Genusse jedes sinnlichen Vortheils und Vergnügens schützen; aber die

Wohlthaten, die aus der Freyheit entstehen, sind von andrer Art. Sie sind nicht die Früchte einer Tugend oder einer Güte, die in der Brust eines Mannes wohnt und wirkt, sondern eine Mittheilung der Tugend selbst an Viele, und eine solche Vertheilung der Verrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch Vielen die Ausübung und Anwendung der Kräfte ihrer Natur verliehen wird."

6.

„Das Höchste der Freyheit in ihrer abstracten Vollkommenheit ist nirgends vorhanden, und soll nirgends vorhanden seyn. Auch die Freyheit muß beschränkt werden, wenn man sie wirklich besitzen soll. Den Grad der Beschränkung in jedem Falle genau zu bestimmen, ist unmöglich; aber es muß das beständige Streben einer weisen Regierung seyn, durch vorsichtige Versuche, durch vernünftige, ruhige Bemühungen auszumitteln, mit wie wenig, nicht mit wie viel dieser Beschränkung die Gesellschaft bestehen kann. Denn Freyheit ist ein Gut, das vermehrt, nicht ein Uebel, das vermindert werden soll. Es ist

nicht bloß ein Privatbesitz vom ersten Rang, sondern der Lebensquell und die Kraft des Staates, der eben nur soviel Leben und Kraft hat, als Freyheit in ihm ist." Burke Letter to the Sheriffs of Bristol.

7.

„Während dieser Regierung (1380—1422) vereinigte sich die Wuth der bürgerlichen Kriege und der Krieg mit den Fremden, um Frankreich an den Rand des Verderbens zu führen. Drey tiefe Wunden, die Schlachten bey Rosebec, Nicopolis und Azinourt, erschöpften das Blut des französischen Adels. Drey Meuchelmorde waren der Saame, aus dem so viel Unglück entsproß. Der Mord des Connetabel von Clisson im Anfange der Regierung; der des Herzogs von Orleans in ihrer Mitte, und endlich die Ermordung des Herzogs von Bourgogne zu Montreau. Die Frauen vereinigten sich mit den Männern, um das Unglück des Reichs zu vollenden. Zwey Prinzessinnen, eben so ehrgeitzig als eifersüchtig, eine verbuhlte und rachsüchtige Königin, überließen sich ohne Rückhalt der Gluth ihrer Leidenschaften. Alle Stände d s Reichs geriethen in Verwirrung, und fühlten die

Wirkung der öffentlichen Noth. Auch die Kirche erfuhr jene ärgerliche Spaltung, die sie fast unkenntlich machte, und die Schwachen mit der Furcht erfüllte, daß ihr Bräutigam sie gänzlich verlassen habe." Histoire et Regne de Charles VI. par Mlle de Lussan. (Baudot de Juilly), à Paris, 1753.

8.

Die Unbeschränktheit des Willens ist zuverlässig die gefährlichste Feindin der Gerechtigkeit und Mäßigkeit, ja jeder Tugend. Niemand ist seiner selbst so gewiß, der, wenn der Blitz in seinen Händen ruht, ihn nicht bisweilen dem Zorne überläßt, und lieber thut, was er kann, als was er soll. Friedrich Wilhelm II. war gewiß ein wohlwollender König; aber, weil keine Schranken seine Macht hemmten, hat er die Klippen der Ungerechtigkeit nicht vermeiden können. Als im Jahr 1792 das Cammergericht zu Berlin in der Sache des Prediger Schulz zu Gielsdorf nicht nach dem Sinne des Königes und seiner Umge-

bungen gesprochen hatte, wurde denjenigen Räthen desselben, die zu Gunsten des Predigers gestimmt hatten, durch einen Cabinetsbefehl die königliche Ungnade angekündigt, ein Vierteljahr ihres Gehaltes eingezogen, und dieser dem Irrenhause zugewiesen. Diese Strafe würde ohne Weiteres vollzogen, und das hohe Ansehen des Cammergerichtes auf lange Zeit gebrochen worden seyn, hätte nicht der Vorstand desselben, ein edler Greis, obgleich selbst für seine Person mit dem Urtheile des Gerichtshofes nicht einverstanden, den Muth gehabt, dem Monarchen sein Unrecht fühlbar zu machen und sein Gewissen zu rühren. Nachdem er in einem Schreiben an ihn (vom 30. Jun. 1792) den tiefen Schmerz geschildert hat, den er bey der Herabwürdigung des achtbarsten Gerichtshofes fühle, an dessen Spitze er stehe, schreibt er folgende denkwürdige Worte: „Der gute Zustand der Justiz in allen Höchstdero Staaten ist hauptsächlich durch die von E. K. M. und Ihren glorwürdigen Vorfahren so oft gegebene Erklärung, daß der Lauf der Gerechtigkeit durch keine Machtsprüche und Cabinets-Ordres gehemmt werden solle, begründet worden. Ungekränkte Stimmfreyheit des Richters und

die Sicherheit, daß ihn für seine ohne Nebenabsichten abgegebene Meinung keine andre Belohnung oder Strafe treffen könne, als die Hochschätzung oder der Tadel des vernünftigen Publicums, sind und bleiben in der That die ersten und wesentlichsten Erfordernisse einer guten Justizpflege. Wenn der Richter aber erst in Gefahr kömmt, durch eine noch so gewissenhafte Meinung oder Entscheidung sich Ungelegenheiten, Verdruß und Strafe zuziehn zu können, sobald seine Meinung das Unglück hat, einem Minister, oder sonst einem Manne von Bedeutung und Einfluß zu misfallen, o dann wird an die Stelle der gewissenhaften Unparteylichkeit, welche bisher in E. K. M. Gerichtshöfen geherrscht, bald eine verderbliche Politik treten; man wird bey Abgebung seiner Stimme nicht mehr wie bisher bloß auf Gott, Gesetz und Gewissen, sondern auf Klugheit, auf eignen Vortheil und eigne Erhaltung Rücksicht nehmen; gegen keinen größern und Mächtigern wird der Arme und Verlassene Gerechtigkeit erhalten, und auf den Plätzen der biedern und gerechten Männer, welche jetzt die Preußischen Gerichtshöfe fassen, werden künftig feige und bestechbare Miethlinge sitzen, so wie es in allen

den Staaten der Fall ist, wo die Gerichtshöfe unter dem Einflusse der Günstlinge und Großen stehen." *)

Diese muthigen Worte waren mit der Bitte um Zurücknahme des Cabinetbefehls verbunden; und diese Bitte wurde erfüllt.

9.

„Wenn es gilt, sagt Burke (Works. Vol. 3.) ein zahlreiches, thätiges, muthiges Volk in Abhängigkeit zu erhalten, so ist Gewalt nicht nur ein verhaßtes, sondern ein schwaches Werkzeug. Ihr Gebrauch ist immer nur auf eine gewisse Zeit beschränkt. Sie kann für den Augenblick unterdrücken, aber sie überhebt nicht der Nothwendigkeit, dieses Unterdrücken zu wiederholen; und man kann schwerlich sagen, daß man ein Volk regiere, das man immer von neuem erobern muß. — Die Anwendung der Gewalt ist noch überdieß unsicher. Schrecken ist nicht immer ihre Wirkung, und eine Rüstung ist noch kein Sieg. Mislingt der Versuch, so ist Alles verlohren. Wenn

*) S. Vaters Anbau der neusten Kirchengeschichte. 1 Thl. 441 f. S.

friedliche Verhandlungen mislingen, so bleibt die Gewalt immer noch übrig; mislingt aber die Gewalt, so ist keine Hoffnung mehr für friedliche Verhandlungen. Macht und Ansehen wird bisweilen durch Güte erkauft, aber nie kann Macht und Ansehen von der verarmten und zurückgeschlagenen Gewaltthätigkeit als ein Allmosen erbettelt werden."

10.

Jacobi versichert (Werke 2 Th. S. 414.) den besten Unterricht aus verschrieenen Werken geschöpft zu haben, die nicht selten, nach seiner eignen Empfindung, auf ungeheuere Irrthümer hinausliefen." In eben diesen Werken aber, fährt er fort, lag eine gewisse helle, große, gewaltige Ansicht zum Grunde, die mein Aug gegen Dinge öffnete, die ich gar nicht, oder dunkel, oder nur zerrissen wahrgenommen hatte. Ich wiederhole es, daß ich unschätzbaren Unterricht aus Schriften dieser Art geschöpft habe, und schmeichle mir, ähnliche Erfahrungen bey allen Denen anzutreffen, die mit ganzer Seele nach Wahrheit rangen." Also aus Büchern voll Irr=

thums lernte ein weiser Mann Weisheit! O ihr Tyrannen der Meinungen und Zungen, die ihr mit Eurem Schwamm über Alles wegfahren möchtet, was Euch misfällt, schlägt Euch Euer Gewissen nicht bey solchen Worten? Oder ist es Euch nicht um Wahrheit, sondern nur um die Aufrechthaltung der patentirten und gestempelten Meinung zu thun? Warlich! Euer Reich ist von dieser Welt und Eure Herrschaft wird vorübergehn, wie der Schatten einer Wolke, wie der Ruhm Aller, die der Wahrheit nicht gehorchen, sondern sie beherrschen und in ihrem Dienste haben wollen.

11.

„In einem Lande, worin man den Verstand durch überstrenge Censur für Kontrebande erklärt, und den Ausgebildeten als gefährlich ausschreit, wird leicht grobe Sinnlichkeit herrschend; die Verbindung mit dem Geisterreiche lößt sich auf Kosten des Staates selbst auf, nnd man ersetzt durch verdoppelten Misbrauch an dem Irdischen, was man an dem Geistigen unterlassen muß. Die Folgen sind noch

bedeutender, treten noch schneller ein, wenn höhere Bildung vorher geachtet ward. Setzen gar benachbarte Regenten hohen Werth darauf, und finden ihr und ihres Volkes Heil darin, so blasen der beleidigte Stolz, das Bewußtseyn der Geringschätzung und Verachtung anderer Völker, zur Rache, und man glaubt sich um so mehr berechtigt, den Staat für sein Mistrauen feindlich zu behandeln. Noch mehr! In einem solchen Lande werden Bücher zu gefährlichen Lehrmeistern, deren Bekanntschaft man sich in andern Ländern schämen würde." Klingers Werke 12 B. 109 S.

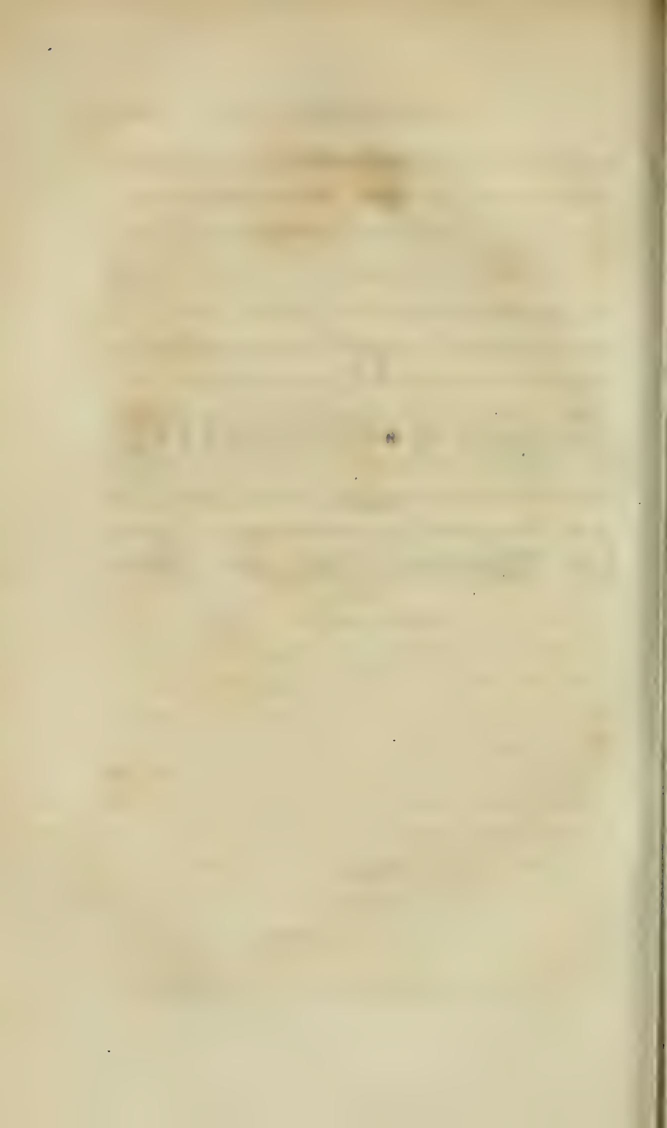
VI.

Zufällige Gedanken

über

den Religionszustand der Zeit.

1816.



Wenn der Verlust des Schönen und Vortreffli=chen schmerzlich ist, so ist dagegen der Gedanke tröstend, daß sein Andenken dauert und sein Bild, von irdischer Bedürftigkeit gereinigt, in der Tiefe der Seele unauslöschlich lebt.

Der tugendhafte Mensch stirbt, aber die Tu=gend ist ewig. Die Form zerfällt, aber ihr In=halt dauert; und erst dann werden die Tugenden trefflicher Menschen mit recht inniger Freude ge=nossen, wenn die Banden der Form gelößt sind, durch die sie gefesselt wurden. Dann wird die stumme Dankbarkeit laut in Wort und That, und strebt sich kund zu thun durch sichtbare Merkmale, damit auch die künftigen Geschlechter Theil neh=men mögen an so schöner und reiner Freude.

Aus solchen Gesinnungen ist der Gedanke hervorgegangen, dem Andenken eines verehrten und hochverdienten Lehrers *) ein Denkmal zu weihen, und wie dieser Gedanke den innern Wünschen Aller zugesagt, hat der Eifer gezeigt, mit dem er ergrif=

*) Dem verstorbenen Löffler, im Jahr 1816.

sen worden. Er hatte in jedem Herzen geschlummert, nur den Aufruf erwartend, um zum Bewußtseyn und zur That zu erwachen.

Die Zeit, in der wir leben, wird oft als eine selbstsüchtige Zeit geschmäht, vielleicht nicht mit größerem Rechte, als jede andere, vielleicht selbst mit geringerem. Gewiß ist es, daß da, wo das Andenken der Todten theilnehmend gefeyert und mit Begeisterung gerühmt wird, die freye Liebe des Guten noch nicht erloschen seyn kann; und daß da, wo sich alle Herzen und Hände öffnen, das Grab des Verdienstes zu schmücken — ohne Erwartung irgend eines Lohnes, ja selbst des Dankes nicht — das Brandmal der Selbstsucht verschwindet.

Solche Denkmäler sind der besten und herrlichsten Zeiten würdig; sie allein sind dauernd und ewig in den Gesinnungen, aus denen sie hervorgegangen. Viele und glänzende Trophäen, welche der Eigennutz oder die Furcht dem Stolze der Mächtigen vor ihren trunkenen Augen aufgeführt, hat die Wuth der Partheyen oder gerechter Zorn zertrümmert; viele sind über Nacht in den Staub gefallen, aus dem sie empor gestiegen waren; aber bewahrt durch die Schutzgeister der Liebe und frommen Sinnes, dauert der einfache Stein oder das bescheidene Kreuz, das die Zärtlichkeit trauernder Freunde auf den Grabhügel der Abgeschiedenen

weihte, von Geschlecht zu Geschlechte fort. Das Gefühl, dem es sein Daseyn verdankt, sichert ihm auch seine Erhaltung zu, und wenn es auch endlich der Zeit weicht, so lebt doch der Sinn, der es stiftete, mit unauslöschlichen Zügen in dem Buche des Ewigen fort.

So zeugen die Gräber der Todten für die Lebenden, wie die Dankbarkeit der Lebenden für die Tugend der Todten zeugt.

Dieses dankbare Gefühl verlängert das Daseyn der scheinbar Abgeschiedenen und ihre ruhmvolle Wirksamkeit weit über die Grenzen des irdischen Lebens. Wenn der Mensch stirbt, und alle seine Kraft auf ewig in dem engen Grabe gefesselt scheint, da steigen seine Thaten rüstig aus der Asche auf und zeugen von ihm, lehrend oder warnend, tröstend oder schreckend, und gehen als Geister durch die Welt, fühlbar allen, deren geistige Sinnen nicht verschlossen sind. Ein jedes Grab, das ein schönes und edles Herz zerdrückt, ist ein Thron der Tugend und Religion, wo sie den Spiegel der Wahrheit zeigt, und mit milden und sanften Worten zu liebender Nachfolge des verehrten Todten ermahnt. Wie ein Saamenkorn, in fruchtbaren Boden gelegt, tausendfältige Früchte bringt, so der Gerechte, wenn er zu ruhen scheint von seiner Arbeit. Um ein solches Grab erhebt sich ein unsichtbarer Tempel des Höchsten, in welchem der

Ewige durch reine Freude an dem Guten, durch edle Vorsätze, christliche Liebe, Wohlthätigkeit, Demuth und Gerechtigkeit herrlicher gepriesen wird, als durch laute Hymnen selbstsüchtiger und prahlender Herzen. Solche Kraft ist auch aus Löfflers Asche hervorgegangen. Sein Beyspiel ist lebendig geblieben und wird unter uns wohnen, so lange die Dankbarkeit unter uns noch empfängliche Herzen findet und das segnende Auge des Ewigen auf Gothas freundlichen Auen ruht.

* * *

Noch sind die Zeiten weder so gut — denn das tausendjährige Reich ist noch nicht erschienen — wo der geistliche Stand überflüssig, noch so schlimm und verrucht, wo er unbrauchbar wäre. Noch ist das Christenthum die Quelle des Heils, und die Lehrer desselben, wenn sie nur wollen, die Stütze der Staaten und der Trost der Völker.

Wie das Böse gegen das Gute, so kämpft ohn' Unterlaß die mechanische Kraft gegen die moralische an. Der Staat bedarf jener aus Noth und wegen der Unvollkommenheit, die an irdischen Dingen haftet; aber nicht selten geschieht es, daß sie, in dem stolzen Bewußtseyn der Unentbehrlichkeit, die Thronen allein füllen und mit harter Hand Tausende freyer Menschen, wie im Puppen-

spiele, einstimmig und einwillig lenken möchte. Der vernünftige und mündige Mensch aber will wohl regiert, aber nicht will er gezwungen seyn; und wenn er alle seine Willkühr in diese Hände eines Einzigen niederlegt, so will er auch die Entäußerung des eignen Willens durch das Bewußtseyn freyer Entschließung adeln. Nur in diesem freyen Sinn, in diesem menschlichen und edeln Stolz können die Völker gedeihen, und so mächtig und unaustilgbar ist dieser Sinn, daß ihm, wenn es zum Kampfe kömmt, die mechanische Kraft auch in ihrer höchsten Ausbildung unvermeidlich erliegt. Wie furchtbar und zerstörend dieser Kampf sey, haben unsere Augen gesehen, und daß er nicht wiederkehre, daß die Nothwendigkeit mit der Freyheit ins Gleichgewicht trete, das ist zuerst das Werk weiser Verfassungen, dann aber das der Sitten, ohne die alle politische Weisheit eitel Thorheit ist. Könnten die Sitten zu der größten Vollkommenheit und Reinheit geläutert werden, so würde in dem Augenblicke der ganze Mechanismus der Staaten wie ein überflüssiges Gerüste verschwinden: Freyheit und Nothwendigkeit würden sich in allen ihren Elementen durchdringen, und wie in dem innern Menschen, so würde auch in seinen äußern Verhältnissen jeder Streit auf immer geschlichtet seyn. Ob nun aber gleich diese Idee in der Wirklichkeit nicht dargestellt werden

kann, so ist doch kein Heil für ein Volk zu denken, bey dem sie nicht der Gegenstand tiefer und rastloser Sehnsucht ist. Durch welche Erziehungskunst es nun möglich seyn könne, einen solchen Eifer zu entzünden, welcher das unerreichbare Ziel mit so unablässiger Anstrengung, als ob es ein erreichbares sey, verfolge, ihn, wenn er entzündet ist, zu erhalten, und nicht bloß einige Erwähltere, sondern die große, mit dem Drucke des Bedürfnisses, wie mit dem Andrange roher Begier kämpfende Menge damit zu erfüllen — dieß wissen wir nicht; daß aber das Christenthum durch die in ihm wohnende Kraft der Wahrheit, ohne menschliche Kunst, blos durch den reinen und kräftigen Willen seiner Lehrer dieses Wunder bewirken könne, hat die Geschichte der Menschheit gelehrt. Indem es die Großen der Welt, die über sich keine irdische Macht und unter sich nur Werkzeuge der Willkühr sehen, vor Gott stellt, und den gerechten Bettler über den ungerechten König erhöht, indem es stolze Knie in Demuth beugt, und mitten in dem Glanze der Ueppigkeit den Abgrund des Grabes öffnet, bricht es den Uebermuth der Macht und stellt die Gleichheit wieder her, welche die Staatskunst aufgehoben. Aus ihm quillt die Würde, die den Fürsten schmückt, und Demuth vor Gott; Kenntniß der schweren Pflicht und Kraft zur Vollbringung; Ernst und Eifer in dem

hohen Beruf; unverbrüchliche Gerechtigkeit, freundliche Mildigkeit, unverdrossene Wachsamkeit und treue Liebe gegen den letzten, wie gegen den ersten seines Volks.

Nicht minder kann bey dem Volke das Christenthum die Quelle rastlosen Strebens nach Reinheit und Heiligung seyn. Dem, der hienieden nicht hat, wo er sein Haupt hinlege, zeigt es die Kränze des Siegs und unüberschwenglicher Seligkeit jenseit des Grabes, wenn er unverzagt seine dornige Bahn durchläuft, ohne sträfliche Begier und ohne Murren gegen den Willen des Unerforschlichen. Wo das Christenthum thronet, da zerfallen die Ketten der Knechtschaft; die geistige Freyheit beginnt, wo das Reich Gottes anhebt; und mit dem Blicke auf Gott gerichtet, fühlt auch der Niedrigste seine Würde als Mensch. Ein frommer und christlicher Sinn adelt den geringsten Beruf wie den höchsten; keiner ist niedrig vor Gott; und das innerste Gemüth sagt uns, daß das Auge der ewigen Güte freudiger ruht auf der Hütte des Armen, der seine Seligkeit rastlos schafft, als auf den Vesten der Macht, welche in irdischer Herrlichkeit Gott vergißt. So wird durch das Christenthum, indem es den Himmel an die Erde, und eine unvergängliche Seligkeit an die treue und fromme Erfüllung des irdischen Berufs knüpft, der Wunsch und das Streben nach einer sittlichen Rei-

nigung bewirkt, welche kein irdisches Gesetz, was es auch immer für Belohnungen darreiche, hervorrufen kann. Ein frommes Volk kömmt dem Gesetze entgegen und eilt ihm oft zuvor; es ehret die Obrigkeit, als von Gott gesetzt, und gehorcht, ohne Erniedrigung, dem Gebote der Macht. So tritt das Christenthum, als die Religion der Freyheit und Gleichheit, vermittelnd zwischen den Fürsten und sein Volk, indem es jenem Gerechtigkeit und Milde auferlegt, diesem aber auch das Schwerste, wenn es seyn muß, zu dulden gebietet.

Mit Freuden denken wir hier jenes heiligen Bundes, in welchem die Grundsätze des Christenthums von den mächtigsten Fürsten Europas einmüthig als die Grundlage einer weisen und beglückenden Regierung anerkannt worden. Durch jenen Bund ist die Anklage der Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche unser Zeitalter drückte, auf das schönste entkräftet worden. Nicht gegen die Religion war die Welt gleichgültig geworden, sondern gegen ihre willkührlichen Formen, in denen sie sich leider oft bis zur Unkenntlichkeit verlor. Es ist aber der schönste Triumph der Wahrheit, wenn sie durch ihre tiefbegründete Kraft die Schranken der Form niederwirft, welche die Gemüther von einander halten. Diesen Triumph hat das Christenthum jetzt gefeyert, indem sich Fürsten der verschiedensten Bekenntnisse als Glieder Einer Ge-

meinde umarmt haben. Von nun an möge die Religion der Liebe, die Quelle des Trostes und Friedens, oft mit bitterm und blutigem Hasse vergiftet, wieder mild und rein strömen von Volk zu Volk; die engen Schranken der Duldung mögen vor dem ewigen und unstreitbaren Rechte des Gewissens fallen; die mannichfaltigen Zweige des Baumes, dessen Wurzel Christus ist, mögen sich freudig als Theile Eines Stammes erkennen, aus Einem Saamen erwachsen, alle aufstrebend zum Himmel, von wannen sie alle erquickendes Licht und nährende Wärme empfangen.

* * *

Wer von uns denkt hierbey nicht an den rührenden Verein der drey Bekenntnisse des christlichen Glaubens an jenem schönen Feste, das auf dem Rücken unserer Berge die Gründung des Christenthums in diesem Lande feyerte? Diese Höhen, welche in dem furchtbaren Kampfe der Gewissensfreyheit gegen den Glaubenszwang den Brand der Klöster und Kirchen rund umher und die Verfolgung katholischer Priester sahen; über die späterhin Schaaren calvinistischer Bekenner des Christenthums trauernd zogen, weil ihnen das lutherische Land die gewünschte Freystatt versagte; diese Höhen sahen jetzt um das sinnvolle Symbol christlicher Erleuchtung die Lehrer der drey Kirchen mit brü-

derlichem Sinne vereint, und hörten ihre Worte, und wie sie Eines Herzens die Herrlichkeit des Glaubens priesen, durch den jeder von ihnen in Gottes Reich einzugehen und seine Gemeinde vor den Thron des ewigen Vaters zu führen hoffte. Was oft in frommer Absicht, aber immer umsonst, versucht worden, und ewig umsonst versucht werden wird, die Vereinigung der Kirchen durch gelehrten Streit, das ward hier, so weit es frommt, durch wahrhaft christlichen Sinn, ohne Kunst und Mühe zu Stande gebracht. Nie wird dieses Fest in den Jahrbüchern der Kirche vergessen werden, und lange noch wird das sinnvolle Zeichen jener Feyer den Nachkommen als ein Siegesmal der Liebe leuchten, und künftige Geschlechter, wie an die Wohlthaten des Christenthums überhaupt, so an den Mann erinnern, dessen kräftiges Gemüth und klarer Verstand die Schranken der Willkühr durchbrach, das Christenthum in seiner Wurzel erfaßte, und das erste und letzte Gebot desselben im Angesichte des Himmels und der zeugenden Menge geltend machte.

* * *

Wer das Wesen des Christenthums und der Religion in die Beobachtung gewisser Ceremonien, in das ununterbrochene Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes, in die häufige Theilnahme an den My-

sterien, in das Festhalten an dem Lehrbegriffe seiner Confession, so wie er einmal in gewisse Worte gefaßt worden, endlich wohl auch in die äußern Zeichen der Achtung gegen den geistlichen Stand setzt, der scheint zu der Klage berechtigt, daß die Religion in einem beständigen Abnehmen begriffen sey.

Aber man darf den Begriff der Religion nur etwas höher nehmen, so wird diese Klage nicht blos unnütz, sondern größtentheils ungerecht, am ungerechtesten aber in dem Munde derer erscheinen, die am häufigsten davon überfließen.

Sie ist unnütz, weil keine Form, wie köstlich auch immer ihr Inhalt sey, hat sie einmal ihre Zeit überlebt, so wenig als der Leichnam des Menschen, wieder erweckt werden kann.

Sie ist ungerecht, weil das Christenthum, welches der Herr und Heiland der Welt gelehrt, in der gegenwärtigen Zeit nicht weniger Freunde hat, als zu jeder andern.

Sie ist am ungerechtesten in dem Munde vieler Prediger, welche das, was sie selbst verschuldet, als die Schuld der Gemeinde rügen.

Hierbey sind wir indeß weit entfernt, die Vernachlässigung des äußern Gottesdienstes und was sonst der Gegenstand jener Klagen seyn mag, der Geistlichkeit allein oder ohne Ausnahme beyzumessen. Dieser Stand ist uns werth, er ist das

Salz der Erde, wenn er seinen hohen Beruf erfüllt, aber eben darum soll, wer das Gute will, dafür sorgen, daß das Salz nicht dumm werde. Keineswegs wollen wir also der Ausartung des Zeitgeistes das Wort reden; aber wenn wir ihn verdammen müssen, sollen wir ihn nur an den Laien verdammen? Wer soll die Heerde zur rechten Weide führen, wenn sie verlassen wird von dem Hirten?

Nun laßt uns fragen, ob sich der geistliche Stand frey erhalten hat von dem, was wir die Ausartung des Zeitgeistes nennen? Ob er nicht auch dem Hange zur Zerstreuung und zum Vergnügen über Gebühr gefröhnt, ob er sich nicht oft seines Berufes geschämt, fremdartige Dinge mit Vorliebe, die Pflichten des Amtes aber mit Lässigkeit getrieben, sich in den Strudel der Welt geworfen, und indem er sich dann, theils aus eigener Neigung, theils um dem Vorwurfe der Pedanterey zu entgehen, den Laien in Allem gleichgestellt, nicht durch Worte und Thaten das Ansehn und die Würde christlicher Lehrer geschmälert habe?

Wenn wir dieses nicht verneinen können, und es unleugbar ist, daß die Persönlichkeit des Lehrers von der Beschaffenheit seiner Lehre nicht füglich getrennt werden kann, sondern diese durch jene erst recht empfohlen werden muß, so müssen

wir auch eingestehen, daß die geistige Wahrheit von so weltlichen Lehrern, als wir häufig sahen, keine Empfehlung erhalten konnte.

Und als die forschende und prüfende Zeit an das alte Gebäude der Theologie stieß, und es in allen seinen Theilen erschütterte, als dann, wie es in reformirenden Zeiten zu geschehen pflegt, das Alte ungebührlich verachtet, das Neue mehr als billig geschätzt und gepriesen wurde, hat sich der geistliche Stand von der Vorliebe zu Neuerungen rein erhalten, oder hat er nicht auch Abgötterey getrieben mit dem goldnen Kalbe des berechnenden, sich selbst verwirrenden Verstandes? Wer mag es leugnen? Oder wer erinnert sich nicht, daß die wechselnden Systeme der Philosophie der Reihe nach auf den Kanzeln geherrscht, und daß bey ihrem Gedränge und ihrer stolzen Anmaßung dem Christenthume kaum noch hier und da eine dürftige Stelle geblieben war?

Da verschwanden die Zuhörer aus den Kirchen, die Gläubigen, wie die Ungläubigen.

Soll man darum glauben, die heilige Flamme der Religion sey erloschen, weil sie sich barg? Keinesweges. Denn wo nur irgend ihre Stimme aus einem tiefern Gemüthe sprach, wo ein herzliches Wort des höhern christlichen Sinnes auch

nur erwartet wurde, da strömte die Menge zu, die unaustilgbare Sehnsucht nach Gott zu befriedigen, Erbauung zu suchen und den Durst nach Religion zu löschen.

Dieser Durst nach Religion, der da, wo einer vermeintlichen Aufklärung gehuldigt wurde, keine Befriedigung fand, entfremdete viele dem ausgearteten Gottesdienste, und lockte sie zu andern Quellen hin, die ja auch in diesem Zeitalter scheinbaren Unglaubens dennoch auf allen Seiten reichlich strömten. Und so geschah es, daß sie sich allmählig von der Gemeinschaft der Kirche entwöhnten, und jeder auf seinem Wege, in den verschiedensten Richtungen, sich von dem andern verlor.

Eben dieser unaustilgbare Durst nach Religion war es, der durch einen beklagenswerthen Irrthum manche aus dem Schooße der evangelischen Kirche in das Pabstthum zurücktrieb, dem unsre Vorfahren aus dem nämlichen Grunde entflohen waren. Jene erkannten, daß die kunstreiche Gestaltung, welche die Religion in der römischen Kirche bekommen, zur hohlen Schaale, zum wesenlosen Schatten geworden; diese Neugläubigen aber hofften, — wie wir gern glauben wollen — in der alt erhaltenen Form Gott und Christum zu finden, nachdem er in ihren Kirchen vor den Bannsprüchen einer blos weltlichen Weisheit entwichen zu seyn schien.

Es ist also keineswegs, wie manche wähnen, der Prunk weltlicher Beredsamkeit, welcher in den Kirchen gesucht und von wahrhaft religiösen Gemüthern vermißt wird; vielmehr ist es die rührende Einfalt der alten frohen Bothschaft von der Erscheinung des Herrn, die Erzählung seines Wandels auf Erden, die Auslegung seiner erhabenen Lehre, und die fromme, gemeinschaftliche Erhebung zu Gott, die in der Predigt eines christlichen Lehrers erwartet wird. Die Kanzel in einen Rednerstuhl umzuwandeln, ist weder christlich, noch ausführbar. Große Redner waren selten zu jeder Zeit, auch unter den Völkern, wo die Beredsamkeit alles galt. Wie sollten denn alle Prediger Redner seyn? Das waren auch jene Auserwählten nicht, welche ausgingen in alle Welt, und, obschon kaum der Rede mächtig, dennoch die uralten Tempel der Götter zerbrachen und auf ihre umgestürzten Altäre das Kreuz setzten.

Auch späterhin waren die Gregorius und Basilius, die Chrysostomus und Origenes, die Hieronymus und Augustinus selten. Und dennoch siegte das Christenthum ob [1]). Wodurch anders, als durch die Kraft der Wahrheit, die auch der unvollkommenen Rede Macht zu überzeugen gibt, durch die tiefe Rührung, die das Innere durchdringt, durch Eifer und Frömmigkeit? Das Herz und die Ueberzeugung ist es, was Beredsamkeit

verleiht; die Beredsamkeit, welche nicht bloß den Ohren schmeichelt, sondern zum Herzen geht, den Glauben aufrichtet und die Splitterrichterey zu Boden schlägt. Nach solcher Beredsamkeit sehnt sich die christliche Welt; wo sie erscheint, strömen die Hörenden zu, und gehen getröstet, gebessert und frömmer hinweg. Und sie ist, dem Himmel sey es gedankt, nicht etwa die Blüthe eines seltenen Zusammentreffens großer Gaben, die nur wenigen verliehen sind, sondern des ernsten Willens, des reinen Herzens, des lebendigen Gefühls, der innigen Ueberzeugung und der klaren Einsicht. Das sind ja aber eben die Eigenschaften, die den Beruf zum christlichen Lehrer begründen; und wer möchte sich, ohne dieses Berufes gewiß zu seyn, der Kirche aufdringen und zum Haupte einer Gemeinde machen? Das Wissen ist nur ein todter Schatz; nur das Wort ist lebendig, das aus innerer Ueberzeugung quillt. Eine Lehre aber, die nur vom Munde geht, ist wie ein tauber Saame, den die Lüfte entführen, ehe er den Boden berührt; und wenn dann nichts aufgeht auf dem Acker, ist es des Ackers Schuld? Daß aber vielen Predigern jene innere Ueberzeugung mangelt, daß es ihnen an Ernst und Würde in dem Leben, wie in der Lehre, an frommen Sinn und Gemüth fehlt, daß ihnen ihr hoher Beruf eine Frohn dünkt, daß ihre Thaten das Wort Lügen strafen, wer könnt' es leug-

nen, wenn er auch noch so gern wollte? Wie soll da das Reich Gottes blühn? Wie soll da der Glaube erwachsen in der getäuschten und verwirrten Menge?

Was also bedarf und verlangt die christliche Kirche? Nicht matte Frömmeley und weinerliche Klagen über die schlimme Zeit, auch nicht ein Kämpfen für veraltete und gleichgültige Lehren, deren Kenntniß wenig frommt, und deren Entscheidung der Menge nicht zusteht, sondern tiefe und kräftige Frömmigkeit, ein klarer und heitrer Geist, innige Liebe zu dem erwählten Stande, der anvertrauten Gemeinde und der Menschheit überhaupt; — dieses sind die Eigenschaften, welche Würdigkeit geben, in der Gemeinde zu sprechen. Den Gesinnungen werden dann die Gedanken, den Gedanken wird der Ausdruck zusagen. Das Hohe und Göttliche soll nicht durch Gemeinheit befleckt werden; die innere Würdigkeit soll auch die Form durchdringen; die Herrlichkeit der Lehre soll sich auch kund thun durch das Wort. Alles aber ist an der innern Weihe gelegen. Wer mit dem Feuer der Ueberzeugung getauft ist, der wird auch mit feuriger Zunge sprechen.

* * *

Wenn wir so eben die Verschuldungen des geistlichen Standes gerügt haben, so ist darum nicht

unsere Meinung, daß, bey der traurigen, an so vielen Orten fühlbaren Trennung der Lehrer und Gemeinde, die letztere ohne Schuld und Tadel sey. Wir wollen keineswegs leugnen, daß der Wahn, der Lehre entwachsen zu seyn, der schlaffe Hang zur Zerstreuung und gesellschaftlichem Genuß, die eben dadurch immer wachsende Entwöhnung vom stillen Sammeln in sich selbst, und noch mehreres andre, was minder allgemein ist, jene Trennung mit veranlaßt habe. Nachdem die höhern Stände vorangegangen, hat die immer aufwärts drängende Menge ihren Vorgängern und Mustern die Weisheit abgelernt, dem Augenblicke zu leben, die lustigen Festtage nach Möglichkeit zu mehren, die Zeit zu beflügeln, und die ernste Gestalt des Lebens, so lange es nur gehen will, mit dem bunten Gewande der Thorheit zu decken. Diese fröhliche Weisheit, welche weder Würde noch Dauer hat, indem sie sich selbst zerstört, und die Quellen ächter Freude in der Tiefe des Herzens austrocknet, entfremdet der Religion, so wie jeder ernsten Betrachtung überhaupt. Wo sich das Leben in eiteln Tand versenkt, wo sich die Erinnerung an die genossene Lust unmittelbar an den neuen Genuß und dieser an die Erwartung des kommenden knüpft, wo sollte da der Beruf und die Kraft entstehen, in die Tiefen des eigenen Herzens hinabzusteigen, Rath zu pflegen mit sich selbst und vor Gott zu treten mit

aufgedeckter Brust? Solche Gedanken passen nicht in das Lustspiel eines solchen Lebens, das ihnen mismuthig entweicht, oder sie von sich drängt, wenn sie etwa auf dem eiligen Wege nach dem Ziele der Fröhlichkeit auftreten. So entwöhnt sich das Herz von Gott und göttlichen Dingen, nicht aus überlegter Verachtung der Religion, oder aus Liebe zum Bösen, sondern aus Trägheit, aus Unbesonnenheit und aus Scheu vor dem Ernste.

So war dieß nicht immer unter uns. Um nicht der ältern Zeiten zu gedenken, wo sich Sonn- und Festtage auch durch äußere Ruhe als Tage ernster Sammlung und stiller Betrachtungen ankündigten [2]), erinnern wir uns gern noch der Sitte unserer Väter, die beym Anbruch des Tages die Ihrigen zum Gebet und Gesang versammelten, die Bibel mit ihnen gemeinschaftlich lasen, und, nachdem sie ihres Berufes treu und emsig gewartet, den Tag beschlossen, wie sie ihn begonnen hatten. Damals war die innere Verpflichtung zum Gottesdienste noch unerschüttert; die Kirchen waren besucht und nicht am Sonntage nur, und häufig war die Lehre, die man vernommen, der Gegenstand weiterer Betrachtungen der versammelten Familie. Tadel war da selten; Lob und Beyfall gewöhnlich; meist prieß jeder den Lehrer, welchen er gehört, über alle andere. Hierbey war alles, wie es seyn soll, zwanglos, wahrhaft evangelisch, ein Gottes-

dienst des Geistes und Herzens. So blieb der Gedanke an Gott jedem nah, und verschlang sich leicht mit den Ereignissen des gewöhnlichen Lebens.

Ob bey solcher Gewöhnung die Summe des Guten größer, die des Bösen geringer gewesen, dürfte eine unauflösliche Frage seyn. Da die Sitten dem Aeußern nach unleugbar sanfter geworden, so möchte es leicht scheinen, daß der Vorzug der jetzigen Zeit gebühre, aber ästhetische Verfeinerung wird doch von sittlicher Bildung unterschieden werden müssen. Jene reicht eben zur Erleichterung und für die Anmuth des gegenseitigen Verkehrs hin, aber um in bedenklichen Verhältnissen des Lebens die Pflicht nach Gebühr zu begründen, dazu liegen ihre Wurzeln zu flach. Für die Lustfahrt eines Frühlingstages auf glattem Wasserspiegel mögen leichte Blumenschnuren den Mast mit seinen bunten Wimpeln hinlänglich stützen, aber für die weitere Fahrt durch Sturm und Wellen werden festere Banden erheischt. Wie die Wohlfahrt der einzelnen Menschen, so ruht das Wohl der Staaten auf der Sittlichkeit; die Sittlichkeit aber ruht auf der Religion. Nur diese Wurzel vermag das Gute festzuhalten, und es gibt keine Unschuld und Tugend, welche dieses Grundes beraubt, ihrer eigenen Dauer gewiß wäre.

Wer möchte also nicht ernstlich wünschen, daß die Religion auch in sichtbaren Formen wieder recht

kräftig in das Leben eintrete, und daß der Verkehr der Gemeinde mit den Lehrern nicht nur hergestellt, sondern enger werde und geistiger als je. Fragt Ihr, wie dieses geschehen könne, so wissen wir keine Antwort, als „durch guten und frommen Willen von beyden Seiten.“ Denn fern möge es von uns seyn, irgend einen Zwangdienst zurückzuwünschen, oder dem Nacken protestantischer Christen ein Glaubensjoch aufzudringen, wie, kurz nach den glorreichen Tagen der Kirchenverbesserung, ein misverstandener Eifer unternahm. So wie aber, wenn Feigheit und Ungehorsam bey einem Heere um sich gegriffen, die Besserung von den Führern anheben, und von ihnen das Beyspiel des Gehorsams, des Muthes und der Strenge im Dienst gegeben werden muß, so glauben wir, daß auch die Belebung der Religion in ihrer sichtbaren Gestalt von dem Ernste, dem Pflichteifer und den Tugenden ihrer Lehrer ausgehen müsse.

* * *

Und kömmt nicht diesem wünschenswerthen Verein die Zeit selbst entgegen? Oder sollten wir noch eine andere Zeit erwarten, die durch größere und wunderbarere Ereignisse stärker an Gott, seine unendlichen Wohlthaten und seinen mächtigen Arm erinnere?

Auch kann dieß nicht schwerer seyn in unserm Lande als in jedem andern, ja wohl leichter. Wo fändet Ihr mildere Sitten, größere Wohlthätigkeit, zuvorkommenderes Wohlwollen gegen Fremde und Einheimische, Achtung gegen die Gesetze, Liebe zur Ordnung, eine väterlichere Regierung und treuere Diener? Ruht nicht ein alter heiliger Segen darauf, der es in der verhängnißvollsten Zeit, in der Dinge furchtbarstem Wechsel und unter drohenden Gefahren wunderbar schützte? Liegt nicht also auch der Saame der Gottesfurcht, von weisen und frommen Fürsten ausgestreut, noch immer wohlbewahrt in den Herzen des wohlwollenden rechtlichen Volkes? Und dürfen wir demnach verzweifeln, daß der Tag anbrechen und die Sonne aufgehn und den schlummernden Keim hervorrufen werde?

Als Ernst der Erste, welchen der Beyname des Frommen schmückt, ein kräftiger Mann, ausgezeichnet auch in einem Zeitalter, dem es an tüchtigen Fürsten nicht mangelte, die Wunden des zerrütteten Landes zu heilen unternahm, da waren es vor allen die Kirchen und Schulen, auf die sich sein fürstliches Sorgen richtete, auf deren Wiederherstellung und Verbesserung er die Wohlfahrt seines Volkes zu gründen bemüht war [3]). Was seiner Weisheit das Wichtigste schien, ist auch von seinen Nachfolgern nicht gering geschätzt worden,

und so treu bewahrt und genährt, breitet der Baum, den er gepflanzt, seine Zweige in unserm Lande immer herrlicher aus. Darum hat dieses Fürstenthum, obschon an Umfang und Macht gering, dennoch in Allem, was den Anbau des Geistes, die Beförderung der Wissenschaften, die Bildung der Sitten betrifft, auch den Größern und Mächtigern nachgestrebt, vor manchen ist es vorausgeeilt. Möchten wir nie zurückschreiten auf dieser Bahn, und möchten immer so treue und emsige Hände, wie die deinigen, Friedrich Mecum [4]), und deine, du edler feuriger Redner der Wahrheit, Benjamin Koppe, und die deines uns allzu früh entrissenen Nachfolgers, den Garten des Herrn in Kirchen und Schulen bauen!

Mit frohem Gefühle denken wir hier, am Schlusse noch, der jüngsten unsrer Anstalten, der mit wahrhaft christlichem Sinne gegründeten Freyschule, der dürftigsten Jugend gewidmet, damit sie einen Schutz in ihr fände gegen die Verführungen drückender Armuth, in ihr zu der Ordnung eines rechtlichen bürgerlichen Lebens zugeführt würde. In dieser so wohlthätigen und wirksamen Anstalt wird das Andenken ihres verewigten Stifters in Segen blühen und sein Geist wird über sie wachen, wie er selbst über sie bis zum Ende seines Lebens mit rastlosem Eifer wachte. Schon jetzt wird dieser Seegen sichtbar, indem sich die Liebe

zu dem Verstorbenen auf dieses sein Werk gewendet, den wohlthätigen Eifer seiner Mitbürger geweckt, und durch ihn jener Anstalt neue Quellen der Erhaltung geöffnet hat.

In solcher Absicht legen auch wir diese geringen Blätter auf dem Grabe des Verewigten nieder, zugleich als ein Zeichen inniger Achtung gegen sein großes Verdienst, und, wenn sie anders, wie wir hoffen, den Gesinnungen der Besten und Edelsten zusagen, als eine anspruchslose Gabe für seine Verehrer und — seine hülfsbedürftigen Pfleglinge.

Unter den Gegenständen, die von den Anklägern der Zeit, und den Lobrednern der Vergangenheit jetzt öfter, als je, zur Sprache gebracht werden, nimmt das Kirchenwesen eine vorzügliche Stelle ein. Die überhandnehmende Verödung mancher Kirchen regt immer von Neuem die bittersten Klagen auf, an die sich, von mehr als einer Seite, heftige Angriffe auf die Vernunft anschließen, die im Aufstande gegen Gott und die Kirche begriffen, Verachtung der Religion und ihrer Diener erzeugen soll.

Wie bei allen Dingen, welche das Wohl der Gesellschaft betreffen, so ist es auch bey diesem Gegenstande nicht gut, im Finstern zu tappen. Vieles was in der Dunkelheit die Gemüther er-

schreckt, und vorzüglich die klagenden und verklagenden Stimmen, verlieren viel von ihrem Graus, wenn man dreist mit dem Lichte unpartheiischer Prüfung zu ihnen tritt. Nur dann ist einem moralischen Uebel, wie einer körperlichen Krankheit, abzuhelfen, wenn man seine Beschaffenheit und Quelle deutlich erkennt. Gegen Phantome, die sich in Nebel hüllen, und gegen die Täuschungen einer Lamia und Empusa ist nicht zu kämpfen.

Dieser Gegenstand aber ist so vielseitig, daß es nicht unsere Meinung seyn kann, ihn in diesen Blättern vollständig zu beleuchten. Wir begnügen uns daher mit einigen Bemerkungen, zu denen uns eine vieljährige Aufmerksamkeit auf den Gang der Zeit und ein lebendiges Interesse an den Angelegenheiten der Religion Gelegenheit giebt. Andern werden sich wahrscheinlich andere darbieten.

Daß das Aeußere des Kirchenwesens im Abnehmen begriffen scheine, kann nun allerdings nicht geleugnet werden. Während vor dreißig und vierzig Jahren jeder Hausvater mit den Seinigen jeden Sonn- und Festtag wenigstens Einmal zur Kirche gieng, die Fürsten nicht ausgenommen, die sich regelmäßig mit ihrem Hofstaate in den Gottesdienst erhoben, und einen großen Theil des Publicums zu ihrer Beschauung herbeilockten, oder, wenn sie durch Kränklichkeit davon abgehalten wurden, die Kirche in ihr Zimmer verlegten, während

die Bejahrten selbst in der Woche dem Gottesdienste beiwohnten, entziehen sich jetzt viele Einzelne und ganze Familien, in den höchsten, wie in den niedrigsten Ständen, der Theilnahme an den kirchlichen Versammlungen und andern gottesdienstlichen Handlungen, welche Jedem zur Erweckung und Bekräftigung der Gottesfurcht ersprießlich sind, entweder ganz, oder nehmen doch nur selten und in außerordentlichen Fällen daran Theil. Niemand wird diese Vernachlässigung gut heißen. Wer nur Einmal empfunden hat, wie mächtig die Theilnahme einer großen Menge an einer öffentlichen und feyerlichen Handlung das Gemüth bewegt, und wie durch fromme und kräftige Worte fromme Gesinnungen, die das alltägliche Treiben der Welt nur allzuleicht verdunkelt, erweckt und befestigt werden, der wird auch den Verfall des öffentlichen Gottesdienstes beklagen, und die Wiederherstellung seiner alten Würde aufrichtig wünschen.

Unsere Absicht ist aber hier nicht, fromme Wünsche auszusprechen, sondern nach der Ursache jener Erscheinung zu forschen, ob sie, wie die Ankläger der Zeit meinen, einer innern Geringschätzung zuzuschreiben ist, oder vielmehr der Entwöhnung, der Bequemlichkeit und andern ähnlichen Ursachen, die zwar keineswegs zu loben, aber auch nicht in dem Grade verdammlich sind, wie

eine Geringschätzung des Gottesdienstes aus Grundsätzen und Verachtung seyn würde.

So bequem es nun allerdings wäre, die fleißige oder nachlässige Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste zum Maaßstabe der Frömmigkeit einzelner Menschen und ganzer Gemeinden zu machen, so bedarf es doch nur eines geringen Nachdenkens, um das Trügerische dieses Maaßstabes einzusehen. Bequemlichkeit, obschon keineswegs eine lobenswerthe Eigenschaft, ist doch eben so wenig ein Beweis der Ruchlosigkeit und des Unglaubens, als die Unzufriedenheit mit dieser oder jener Art des Gottesdienstes, ein Beweis der Verachtung des Gottesdienstes überhaupt ist. Aus dem Aeußern kann auch nur auf ein Aeußerliches geschlossen werden. Fleißiges Kirchengehen ist eine gute äußere Zucht, aber kein Beweiß von einer wahrhaft christlichen Gesinnung. Nie war die Kirchenzucht strenger, als unter Ludwig XIV. Aber als er starb, sagten die Höflinge: Nun der König todt ist, kann Jeder glauben was er will"; und auf die harte bigotte Zeit folgte die ruchlose Regentschaft. Wie die Franken, die um ihrer Seligkeit willen zur Eroberung des gelobten Landes zogen, die Kirchen von Konstantinopel mit allen Arten von Gräueln befleckt haben, liest man mit Schaudern in den Geschichtschreibern der mit Unrecht für fromm gepriesenen Zeit, und wie in un-

sern Tagen katholische Soldaten, von Jugend auf in äußerlicher Achtung des Gottesdienstes erzogen, gegen die verehrtesten Gegenstände desselben gewüthet haben, ist noch in frischem Andenken. Wenn also die Beobachtung jener äußern Zucht, welche die Knie beugt und die Hände faltet, das Innere aber unberührt läßt, ein höchst unsicheres Zeichen der Frömmigkeit ist, so kann auch die Vernachlässigung derselben nicht sogleich für einen Beweis unchristlicher, verwildeter und ruchloser Gesinnungen gehalten werden.

Also nur das Aeußere kann hier in Betrachtung gezogen werden. Dürfen wir aber hier nicht denjenigen, welche das allmählige Dahinschwinden der löblichen äußern Zucht der Zeit am meisten zur Last legen, die Frage thun, ob nicht auch in ihrem Stande dieses Aeußere eine große und wesentliche Veränderung erlitten habe? Wir erinnern uns der Zeit noch sehr wohl, wo der Geistliche und seine Familie, bis auf die dienenden Glieder derselben herab, durch Kleidung und Sitten von allen Gliedern seiner Gemeinde ausgezeichnet war; wo an ihm und den Seinigen der Wechsel der Mode fast unbemerkt vorüberzog; wo er sich mit ihnen der Theilnahme an öffentlichen Gesellschaften und lauten Vergnügungen gänzlich enthielt; wo jede Art von Ergötzlichkeit, die er sich etwa gönnen mochte, in seinem Hause einen andern Character annahm,

um sich der feyerlichen Würde seines Berufs zu verähnlichen. Ausnahmen hiervon waren selten, und wurden den Augen der Welt auf alle Weise entzogen. Man fühlte, daß, so wie der Geistliche (ein ehrwürdiger Name!) zu den höchsten und heiligsten Zwecken des Lebens berufen sey, so auch sein Leben mit diesem frommen, die größte Anstrengung seiner edelsten Kräfte erheischenden, Berufe in Einklang stehen, und daß die hohe Absicht desselben Alles, was ihn berührte und umgab, durchdringen müsse. Das Ansehen der Geistlichkeit stand — wie hätte es anders seyn können? — mit dieser würdevollen Haltung in dem engsten Verhältnisse, und da man den Verkündiger der göttlichen Lehre selten oder nie in dem gemeinen Verkehre des Lebens erblickte, so schienen seine Worte schon darum eine höhere Weihe zu haben, weil sie der Ausdruck einer in sein ganzes Wesen und Thun übergegangenen frommen und würdigen Gesinnung schienen.

Dieses hat sich in den mittleren Städten Deutschland's seit dreyßig oder vierzig Jahren — in den größeren vielleicht schon früher — durchaus verändert. Die Geistlichkeit ist in allen Punkten mit der übrigen Gesellschaft zusammengeflossen; die äußern Unterschiede sind verschwunden; fast jedes Symbol der geistlichen würdevollen Bestimmung ist bey Seite gelegt; und so ist der Geistli-

che nothwendigerweise auf diejenigen Ansprüche zurückgeführt, die in dem allgemeinen gesellschaftlichen Verkehr der Welt nur allein gestattet werden können. Sein Wort ehedem so gewichtvoll und schwer, weil es nur selten und meist von feyerlichen Umständen begleitet, vernommen wurde, wiegt jetzt eben nur so viel, als das eines jeden andern Gliedes der Gesellschaft, nach seinem inneren Gehalte. Die imponirende Macht des Ansehens hat in dem Verkehr mit der Welt ihr Ende erreicht; und die nächste und nothwendigste Folge hiervon ist der critische Geist gewesen, der sich des Publicums, in Beziehung auf die Vorträge der Prediger, bemächtigt hat. Dieser Geist, welcher der Erbauung nicht sehr zuträglich ist, kann doch, wie die Sachen einmal stehen, nicht zurückgewiesen werden. Aber, da die Forderungen, die er sich zu machen berechtigt glaubt, keineswegs immer erfüllt werden; ja, wenn wir aufrichtig seyn wollen, die gewöhnlichen Leistungen unserer Prediger selbst bisweilen hinter den mäßigsten Forderungen zurückbleiben, so kann jener critische, der Autorität ungünstige Geist, als eine der vorzüglichsten Ursachen von der Verödung der Kirchen betrachtet werden.

Es ist uns noch sehr wohl im Gedächtniß, welch' ein ungünstiges Urtheil von dem größern Theile des Publicums diejenigen Geistlichen erfuh-

ren, die sich zuerst des äußern, mit ihrem Stande verbundenen Zwanges, allmählig entledigten, und wie ihnen dieses Streben nach Befreyung als eine Art Freygeisterey ausgelegt wurde. Diese ungünstigen Urtheile, denen man leicht den Vorwurf der Unbilligkeit und dunkeln Beschränkung machen konnte, reitzten die Muthigern zum Widerstand, und das beharrliche Fortschreiten auf dem einmal betretenen Wege ward nun von den Meisten als ein Fortschritt in der Aufklärung angesehen. Der Gewinn an Genuß war entschieden und lockend; die Verminderung des Ansehens hingegen ungewiß und im Anfange nicht gleich bemerkt. Jetzt sah man den Geistlichen überall, in öffentlichen Gesellschaften und Gasthöfen, und oft hatte er kaum seine kirchlichen Geschäfte mit Eile geendigt, als man ihn den Altar mit dem Spieltische und der Billiardtafel vertauschen sah. Da im Anfange dieser Neuerung den Mitgliedern öffentlicher Gesellschaften, bisher an Zurückhaltung in Gegenwart eines Geistlichen gewöhnt, die Theilnahme des letztern an ihren Zerstreuungen, bey denen sie sich, in dem Gefühle der gleichen Rechte, die ihnen die Freyheit des Vereins gab, keinen Zwang auflegen wollten, nicht immer erfreulich war, so wurde das Bestreben der geistl. Mitglieder auf gefällige Annäherung an den Geist der Gesellschaft gerichtet, der sie sich angenehm machen wollten.

Der Ton gemischter Gesellschaften war aber in jener Zeit freyer und lauter, als jetzt. Scherze über die Bibel und den geistlichen Stand waren noch gar nicht außer Gebrauch gekommen; unsittliche Schwänke gehörten noch zu den gewöhnlichen Reizmitteln der Unterhaltung; die Persönlichkeit und Eigenliebe Anderer wurde weniger geschont. Hier zu tadeln, zu strafen, auszuweichen kann dem Geistlichen in dem neuen Verhältnisse, in das er freywillig getreten war, nicht mehr zu. Nur durch Schweigen konnte er mißbilligen; aber auch dieses Schweigen war in die Länge störend. Wie mancher stimmte daher in den schlechten Ton seiner Umgebungen ein, und eroberte sich dadurch den bedenklichen Ruhm eines aufgeklärten Mannes und guten Gesellschafters.

Das hierdurch das Ansehn des Predigerstandes nicht gewinnen konnte, fällt in die Augen. Nun ist aber der Mittelpunkt des protestantischen Gottesdienstes die Predigt und die erbauliche Wirkung der Predigt hängt, man sage was man wolle, mit dem Glauben der Gemeinde an die innere Ueberzeugung des Predigers zusammen. Alles, wodurch diese Ueberzeugung zweifelhaft wird, schwächt jenen Glauben, und also auch nothwendigerweise die Kraft der Lehre. Keine Beredsamkeit ersetzt den Mangel der Frömmigkeit, und von der Frömmigkeit eines Geistlichen erwartet man, daß sie

sein ganzes Wesen und Leben durchdringen soll. Der weltliche Sinn wird auch von denen, die ihm am meisten huldigen, dennoch in diesem Stande weniger durch Einsicht, als durch einen Instinct verworfen, den man nicht durchaus irrig nennen kann.

Wie sich nun also seit jener Zeit die Anzahl der Theilnehmer geistlichen Standes an weltlichen Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten vermehrt hat, so daß dieß gegenwärtig keinen Anstoß mehr gibt, so hat die Anzahl der Theilnehmer an dem öffentlichen Gottesdienste abgenommen. Diese beiden Erscheinungen gehen nebeneinander, und es ist nur allzu wahrscheinlich, daß sie in einander gegründet, zuletzt aber beide aus den freyern Ansichten der Zeit hervorgegangen sind, die dem Geistlichen das Ausschreiten aus dem Kreise seines beengten Lebens erleichterten, und den Laien gegen den Kirchenbesuch, wie gegen viele andre Gewohnheiten der frühern Zeit gleichgültig machten. Außerdem ist noch manches Andere hinzugetreten, was der Zeit nicht zur Unehre gereicht, und sie, wenn man nur von der Verminderung des Kirchenbesuches absieht, gegen den Vorwurf der Gleichgültigkeit, ja einer feindseligen Gesinnung gegen die Religion zu schützen scheint. Erstlich werden überall noch die Kirchen derjenigen Prediger, welche auf eine, der Bildung der Zeit angemessene

Weise und mit dem Ausdrucke innerer Ueberzeugung sprechen, und wenn ihre Sitten für die Aufrichtigkeit ihres Glaubens zeugen, von Leuten aus allen Ständen besucht; und diese Besuche geben wohl noch mehr ein Verlangen nach Erbauung kund, als die vormals regelmäßiger gefüllten Kirchen, in welche ein Theil der Zuhörer aus gedankenloser Gewohnheit, ein anderer aus Langerweile, ein dritter aus Zwang, ein vierter aus höchst irdischen und eiteln Absichten, uyd also vielleicht nicht Mehrere als jetzt aus wahrhaft christlichen Antrieben zusammenflossen. Es darf aber hierbey auch nicht vergessen werden, wie sehr sich seit einem halben Jahrhunderte die Mittel der Belehrung in Deutschland vervielfältigt haben, und, nach allen Seiten hin verbreitet, auch den untersten Ständen zugänglich geworden sind. Nun ist aber Belehrung über Gegenstände der Religion und Sitten, wenn auch nicht der einzige, doch der vornehmste Zweck des protestantischen Gottesdienstes, und es ist aus den Grundsätzen unserer Kirche nicht zu erweisen, daß diese Belehrung nothwendigerweise an dem Fuße einer Canzel und aus dem Munde eines ordinirten Predigers geschöpft werden müsse. Mancher mag glauben, — ob mit Recht oder Unrecht entscheiden wir nicht — sie mit größerer Sicherheit in guten Erbauungsschriften zu finden, und diese Art von Schriften, welche

sich täglich vermehrt, wird mit Begierde gekauft und gelesen, während unsittliche Bücher sich immer mehr dem Verkehr entziehen, und in die Cabinete alter, abgelebter Wollüstlinge verbergen müssen. Die Philosophie, welche in Deutschland zu keiner Zeit eine sittenverderbliche und atheistische Richtung gehabt hat (denn was vordem von solcher Waare an Höfen umlief, war aus Frankreich eingeschwärzt) hat sich in neuerer Zeit, was auch immer die vornehmen und gemeinen Verläumder unsers Vaterlandes sagen mögen, noch mehr als sonst der Begründung und Befestigung einer religiösen Denkungsart gewidmet; durch sie hat die Geschichte und jede andere Wissenschaft eine höhere und edlere Richtung bekommen; ja selbst Schriften, welche für die Unterhaltung geschrieben sind, nehmen an dieser Richtung Theil, und werden deßhalb nicht mit geringerer Begierde gelesen. Diese Zeichen sind nicht zweydeutig. Wir dürfen also mit Zuversicht behaupten, daß die gegenwärtige Zeit, nicht weniger als irgend eine andere, nach religiöser Belehrung trachte, und es daher, da sich diese Art der Belehrung von so vielen Seiten darbietet, nicht als ein Zeichen der Gleichgültigkeit gegen Religion oder ihrer Geringschätzung betrachtet werden darf, wenn diejenige Quelle des Unterrichts, die vormals der großen Menge fast allein zugänglich war, nicht mehr so

ausschließend, noch mit demselben Eifer aufgesucht wird.

Ob nun aber bei dieser veränderten Richtung das, worauf doch aller religiöse Unterricht zunächst und am meisten hinarbeitet, ob die Sittlichkeit gewonnen oder verloren habe, soll hier nicht untersucht werden, da wir nicht gemeint sind, den Zustand der Zeit überhaupt zu prüfen, sondern nur die Ursachen einer verschiedenen Richtung bey einem uns wichtigen Gegenstande nachzuweisen. Doch glauben wir, daß bey einer strengen und allseitigen Vergleichung der Sitten unserer Zeit mit denen unserer Väter und Großväter das Urtheil für die unsrige nicht gerade ungünstig ausfallen werde.

Mit den Klagen, die uns hier beschäftigt haben, steht die über Geringschätzung des Kirchenglaubens in engem Zusammenhange. Nun ist gar nicht zu läugnen, daß die Lehren der alten protestantischen Dogmatik, so wie sich dieselbe in der Augsburgischen Confession und der Formula Concordiae zeigt, von der großen Menge in allen Ständen nur unvollkommen gekannt sind, und bey Weitem von den Meisten (die Geistlichkeit nicht ausgenommen) als Gegenstände betrachtet werden, die auf das gegenwärtige Leben gar keinen, auf das künftige nur einen höchst problematischen Einfluß haben. Ob es wirklich um die Religion besser gestanden, als ganze Länder gezwungen waren,

sich um die subtilen Fragen von der freyen Wahl, dem Verhältnisse der beiden Naturen in Christo, das Substantielle und Accidentielle der Erbsünde, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der guten Werke zur Seligkeit und ähnliche Dinge ängstlich zu bekümmern, ohne das Mindeste davon zu verstehen, wo die Gewissen mit dem Anathema der Streiter um diese spitzfindigen Fragen geängstigt, den wüthendsten Verfolgungen die Thür geöffnet, und über eine Menge von Menschen unsägliches Elend verbreitet wurde — hierüber wollen wir mit Niemanden streiten, ob wir schon in unserm Herzen Gott danken, daß das protestantische Pabstthum, das zugleich mit jenen Streitigkeiten unmittelbar nach der Reformation sein Haupt erhob, keinen Boden mehr unter uns finden kann. Soll nun aber das schwache Interesse, welches die Menge an dem Kirchenglauben und den Meinungen der Theologen nimmt, ein sicheres Zeichen der gesunkenen Religiosität seyn? Dürfen wir nicht vielmehr annehmen, daß sich ein besserer Sinn und eine lebendigere Liebe für wahrhaftes Christenthum in den Gemüthern entwickelt und festgesetzt habe, seitdem man sich von der Metaphysik der christlichen Theologie zu den practischen und allgemein gültigen Lehren desselben gewendet hat? Ja sollen wir nicht unserm Zeitalter Glück wünschen, im Stillen, und fast unvermerkt, eine neue Reformation

begründet zu haben, durch welche das Fremdartige, was sich der ewig heiligen und wahrhaft göttlichen Christuslehre bey dem Durchgange durch so manches düstere Jahrhundert und durch so manchen verworrenen Kopf angehängt hatte, davon geschieden und ohne großes Aufheben zur Seite geschoben worden ist? Wir, unserer Seits, können unmöglich den Wunsch nach der Rückkehr eines normalen Zwangglaubens theilen, oder der Meinung huldigen, daß die Wiederherstellung jenes alten Glaubens, wie unfruchtbar er auch immer in der Zeit seiner größten Macht war, unserer Zeit Noth thue. Wohl mag ihre Frömmigkeit Noth thun; aber wir kennen keine Zeit, von der Gründung des Christenthums an bis auf den heutigen Tag, die nicht ein größeres Maaß von Frömmigkeit hätte brauchen können, als sie wirklich besaß. Ein gebotener Glaube aber erzeugt Alles in der Welt eher, als Frömmigkeit, und die Blüthe der innern Ueberzeugung verwelkt, sobald sie von der Hand des Despotismus berührt wird. Ludwig des Vierzehnten Dragonerbekehrungen säeten das Unkraut des Atheismus aus, das sich unter seinem Nachfolger so üppig entwickelte, und die Freygeisterey des großen Friedrich war eben die Frucht des Glaubenszwanges, mit welchem sein Vorgänger die Geister gefesselt hielt. Wenn, wie die jetzt altgläubig gewordenen Ultra's dießseits und jenseits des Rheins

versichern, Philosophie die Quelle der Revolution und des Strebens nach Freyheit gewesen, durch welches sich unser Zeitalter auszeichnet, so sollten sie sich wenigstens die Mühe geben, noch etwas weiter hinaufzusteigen, und die Quellen jener unheilbringenden Philosophie in dem Beichtstuhle ihres großen Ludwigs, in dem Cabinette seiner eben so arglistigen als bigotten Beyschläferin, und in den zahllosen Unthaten und Freveln seiner Umgebungen aufzusuchen.

Es hat vielleicht wenige Zeiten gegeben, in denen der Nahme der Religion außer den Kirchen und Schulen so häufig ausgesprochen worden, als die unsrigen. Man begegnet ihm, wo er sonst fast wie Spott geklungen hätte, in alltäglichen Romanen und Zeitungen, in Gesetzen und Bündnissen, in den Cabineten der Großen und in den Conferenzen der Diplomatiker. Wir wünschen nichts mehr, als diese häufige Erwähnung der heiligsten Sache für ein gutes Zeichen nehmen zu dürfen, ob wir gleich wissen, daß eine Sache nicht eben immer da am meisten vorhanden ist, wo am meisten von ihr gesprochen wird. Indessen ist bey einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit schon Viel gewonnen, wenn man seiner nur wieder mit Ehrfurcht gedenkt. Sollte diese Ehrfurcht auch

für's Erste nur Aeußerlich seyn, so dürfen wir doch hoffen, daß die in dem Gegenstande selbst wohnende Kraft das Uebrige thun, und ihn wieder an seine rechte Stelle einsetzen wird.

Daß wir hier unter Religion weder die Theologie, noch den Werkdienst, noch die gedankenlose Wiederholung gewisser Formeln verstehn, durch die so Viele den Willen des höchsten Wesens zu lenken oder zu fesseln meinen, bedarf kaum einer Erwähnung. Es ist in unsern Augen nicht viel weniger als Gotteslästerung, die Seligkeit durch das Festhalten an gewissen strittigen und schwer zu begreifenden Sätzen zu bedingen; so wie wir die höchste Weisheit und Allmacht nicht in dem Bilde eines schwachen Monarchen erkennen können, der von seinen Dienern vor allen Dingen einen regelmäßigen Hofdienst fordert, und wenig bekümmert um die innere Gesinnung, sich an den äußern Zeichen der Unterwürfigkeit, und dem ihm zu Ehren, nach dem unverbrüchlichen Schema der Etikette aufgeführtem Pompe weidet. Ob wir aber gleich überzeugt sind, daß ein großer Theil der christlichen Welt diesen Glauben mit uns theilt, so würde man sich doch sehr irren, wenn man diese Bemerkung im neunzehnten Jahrhundert geradezu für überflüssig halten wollte. Wenn man hören muß, wie evangelische Prediger Gottes edelste Gabe, und das Organ seiner Offenbarungen, die

Vernunft, herabwürdigen; wenn die Zahl der Glaubenslehren als Kriterium einer tüchtigen Religion angegeben wird; wenn man in sehr gebildeten Städten Heiligenbilder umherträgt, um die Witterung zu ändern, und in andern zur Bekräftigung einer gewissen Religionsansicht Unfug mit angeblichen Wundern treibt; wenn Tausende von Menschen zusammenströmen, um sich des Ablasses zu erfreuen, den habsüchtiger Aberglaube an die Anbetung gewisser Kleidungsstücke geknüpft hat; wenn man noch überall in den Kirchen Gelübde angeheftet sieht, durch die man der Vorsehung den Genuß der schnödesten Güter abzugewinnen hofft; wenn man dieß und so vieles ähnliche sieht, so muß man leider glauben, daß die Würde der Religion noch gar nicht überall erkannt, und das Verhältniß des Menschen zu Gott hinlänglich verstanden werde. Man würde aber auch sehr irren, wenn man nur dem Pöbel so gemeine Vorstellungen zur Last legen wollte; vielmehr ist die Neigung, Gott und seine Heiligen als ein bestechliches Tribunal eigennütziger Richter zu denken, in den höhern Ständen um desto tiefer gewurzelt, je geneigter sie sind, auch die Vorschriften der Religion und was dazu gerechnet wird, nach den Formen ihres bequemen Lebens zu modeln. „Wir werden doch, sagte eine Dame von Welt um die Osterzeit zu ihrer Freun-

din, daran denken müssen, etwas religiöses vorzunehmen. — O daran hab' ich schon gedacht, antwortete jene. Ich lasse meine Leute fasten *).

Wenn wir also wünschen und hoffen, daß die Religion in der bürgerlichen Gesellschaft den Platz einnehme, der ihr zum Wohl der Menschheit gebührt, und die sie schon seit allzu langer Zeit den falschen Göttern der Herrschsucht, der Ländergier, der Plusmacherey, der Tücke und Eitelkeit hat überlassen müssen, so meinen wir keineswegs jenen, Gott und die Vernunft höhnenden Dienst, welcher eben jenen falschen Göttern huldigt, und dem Bösen, das von ihnen ausgeht, ein trügerisches Gepräge von Heiligkeit aufdrückt. Das, was wir so nennen, und was allein den Fürsten und Völkern frommt, ist das tiefe Bedürfniß der Er-

*) Catharine von Medicis hatte eine Wallfarth nach dem heil. Grabe gelobt, und zwar so, daß auf dem ganzen Wege nach drey Schritten Einer rückwärts gethan werden sollte. Es war schwer Jemanden zu finden, der dieses schwere Gelübde an ihrer Stelle lößte. Endlich verstand sich ein Bürger aus Varberie in der Picardie dazu. Er ging und kam zurück, und nachdem man sich von der Wahrheit seiner Versicherung überzeugt hatte, erhielt er eine Summe Geldes und einen Adelsbrief.

kenntniß Gottes und der Einigkeit mit seinem heiligen Willen; ein Bedürfniß, das aus den reinsten Quellen der Sittlichkeit entspringt, und hinwiederum in seiner Entwickelung die Sitten veredelt und heiligt; zugleich die Wurzel der Tugend und ihre höchste Blüthe. Was wir also den Menschen überhaupt, und den Hirten der Völker insbesondere wünschen, ist die Gottesfurcht, die durch sittliche Reinheit, Heiligung des Herzens, Gerechtigkeit und gute Thaten nach Gott und seinem Reiche trachtet. Nur diese Gottesfurcht bringt Heil. Eine Religion ohne Tugend, oder eine Religion, die dem Laster die Hand bietet, und den Himmel mit der Hölle vermählt, ist eine Lästerung, von der sich das gesunde Gefühl mit Traurigkeit abkehrt [5]).

Ohne Zweifel ist das, was die Fürsten Europas gegenwärtig mit so vielem Eifer wieder herzustellen bemüht sind, jene einzig wahre und beglückende Gottesfurcht, die mit den äußern Gebräuchen nichts gemein hat, und mit jeder Art des Cultus vereint seyn kann. Dann dürfen wir allerdings einer bessern Zeit entgegen sehn; denn das Heil der Welt ruht auf den Sitten, und die Wurzel der Sitten ist die Religion; wir dürfen hoffen, daß die Tugenden, welche mehr als einen Thron Europas schmücken, auch denen sich mittheilen werden, welche die Thronen umgeben, und

so, durch schöne und edle Beyspiele empfohlen, alle Stände des Volkes durchdringen werden. Denn das, was die Welt lenkt, ist weit weniger die Lehre als das Beyspiel, und vor allem das Beyspiel der Mächtigen. Der Schimmer, in welchem sie wohnen, ist auch die Region, in denen die Fata Morgana spielt, die Mutter jener Täuschungen, die das von dem Glanze hoher Geburt, dem Zauber anmuthiger Sitten, und der Allmacht des Reichthums, umgaukelte Laster zu adeln scheinen. Ihre ansteckende, verpestende Kraft erzeugt mehr Böses, als alle Aerzte der Sittlichkeit und Gottesfurcht abwehren mögen. Wer möchte sich wundern, da Gier nach Genuß und Gewaltthätigkeit in den tiefern Regionen des Lebens zu finden, wo sie ungestraft in den höhern herrscht? Oder wer möchte es der Menge verargen, wenn sie, von schlimmen Beyspielen umgeben, sich mit dem Gedanken erfüllt, Gesetz und Zucht sey eine nützliche Erfindung der Gewalt, und die Religion eine besondere Art von Polizey, eine Schutzwehr der unbeschränkten Willkühr, und eine Maasregel ihrer Sicherheit [6])?

Ein weiser Mann des Alterthums hat mit Recht gesagt, es sey unsinnig, die öffentlichen Hallen mit Gesetzen zu füllen, und die Sitten verwildern zu lassen. Die Sitten aber werden entwildert durch Zucht, und alle Zucht, selbst die strengste, ist eitel, wenn die That des Erziehers

sein Wort widerlegt. Was er am Tage gewebt hat, lößt er dann bey Nacht wieder auf, und zerstört, ohne es zu wissen, sein mühsames Werk. Umsonst öffnen sich dann dem Volke die Tempel des Herrn; denn wenn es den Widerspruch der Lehre mit den öffentlichen Thaten bemerkt, lernt es eine Lehre gering schätzen, die zur Armuth führt, während ihre Verletzung alle Mittel des Genusses bietet.

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Paulus 1. an die Korinth. 2, 1—5.

2.

Merkwürdig ist das Zeugniß des Landgrafen Christian von Hessen-Rheinfels, der, nachdem er zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, das, was er in derselben anders wünschte, in seinem Extract des veri, sinceri et discreti Catholici 1673 mit offener Wahrheitsliebe aussprach. Hier sagt er S. 26:

„Es gehe nun ein italienischer Monsignor oder Magister sacri Palatii von Rom nach Amsterdam, nicht nur in die der vornehmsten protestirenden Reformirten und Lutherischen so volkreichen, sondern auch in der Mennoniter oder Wiedertäufer ihrer Kirchen eine, und sehe ihrem Gottesdienste mit Application zu und sage mir dann fein wieder, ob bey solchen nicht ungleich mehr Reverenz und Andacht, als beydes insgemein nicht bey einer musicalischen Vesper oder Meß zu Rom oder Venedig zu finden seyn wird. Er gehe nun, sagt man ferners, auch nach Gotha oder Cassel in die Hof-Capellen oder in die lutherische Stadt-Kirchen zu Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Hamburg und dergleichen Orten mehr, und sage mir dann wieder, ob ich gelogen oder deßfalls zu viel gesagt habe." Und weiterhin: „Dann exempli gratia, man gehe nach Genff, Cassel, Gotha und andern vielen protestirenden Oertern mehr und sehe zu, wie der Sonntag und hohe Feyertage daselbst ganz anders, als bey den Catholischen insgemein nicht geschieht, gefeyert werde. Da nehmlich die Stadtthore den ganzen Tag zugehalten und jedermann in den Kirchen gesehen und das Spielen und die Geläger in den

Wirthshäusern, viel weniger Comödien, Mascaraden, Balletten und dergleichen Flatterwerk nicht gelitten werden."

3.

Wahr und schön sagt Johannes von Müller in seinen allgemeinen Geschichten Th. 2. S. 253. nachdem er von der eiteln und üppigen Regierung Friedrich Augusts, Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, gesprochen: „Größere Dinge that in einem engern Wirkungskreise Ernst Herzog zu Gotha, in und nach dem dreyßigjährigen Kriege der Vater und Retter seines Volks. Nicht nur vergrößerte er den geerbten Staat durch gerechte, friedsame, von der leitenden Vorsehung ihm zugewiesene Mittel; er bildete die Unterthanen durch Beyspiel und Anstalten zu häuslicher Tugend."

4.

Friedrich Mecum, auch Myconius genannt, der erste evangelische Oberpfarrer zu Gotha, ein Freund und Gehülfe Luthers und eifriger Beförderer der Reformation in Deutschland und andern Ländern. Durch unermündliche Anstrengung gelang es ihm, unterstützt von Philipp Melanchthon, Justus

Menius, Georg von Wangenheim und einigen andern Ehrenmännern, „daß in Thüringen jede Pfarre ihren Lehrer und gewidembt Einkommen erhielt, jede Stadt ihre Schule und was zur Kirche gehört," wie er in der Histor. Reform. S. 53. selbst meldet, mit beygefügtem frommen Wunsche: „Ach lieber Herr Gott, du hast gegeben, daß es wohl angerichtet ist: gib, daß daß es auch wohl gehalten und erhalten werde!"

5.

„Tugend und Religion sind die allgemeinen und ewigen Triebfedern im Reiche der Geister, zu edel und zu erhaben, um nur Räderwerk in einer Maschine zu vergänglichen Zwecken vorzustellen. Und das ist vollends widersinnig, wenn man mit den elenden Gewichten einer solchen Maschine jene Triebfedern selbst in Bewegung setzen will. So lange in diesem Zirkel herumgelaufen wird, muß die Religion den Staat, und der Staat die Religion verderben. Einen Gott sich nur darum zu wünschen, daß er unsre Schätze hüte, unser Haus in Ordnung halte, ein bequemes Leben uns verschaffe, das scheint mir ein Greuel."

„Wer aber sieht nicht täglich, daß man die Religion mit solchen Trägern unterstützen will? Und sie

muß, als Dienerin des Staates, so weit hinunter sinken, hinunter bis zum Menschenwerke, zum Betruge, zum Gespötte der Vernunft. Wahre göttliche Religion hat nie der Erde fröhnen wollen; auch wollte sie dieselbe nie beherrschen. Dafür ist ein anderer Geist, und an ihm auch ein anderer Glaube. Von den Uebeln, welche dieser angerichtet, zeugen alle Blätter der Geschichte. Siehe da, euer Gott und eures Gottes Dienst, ruft der Spötter der Religion. Und der thörigte Priester eifert, und bemüht sich die Schande abzuwaschen; Gott will er retten, und er rettet nur den Teufel, jenen schwärzesten von allen, der den Himmel weißt auf seiner Bahn."

„Wer kann leugnen, wenn er Geschichte und Vernunft zusammen nimmt, daß Religion, als äußerliches Mittel gebraucht, von Schwärmerey und Aberglauben unbegleitet, nichts, in dieser Begleitung aber lauter Böses wirkt? So lange unsre Priester also eine andre als die reine, heilige, innerliche, wahre Lehre predigen, und nicht Gott allein das Uebrige befehlen; so lange sie uns nach dem Himmel sehen heißen, weil er uns die Erde düngt — den Geist erniedrigen zum Koth; so lange sie die Finsterniß nur

schmücken wollen mit dem Lichte, und anstatt den Satan zu vertilgen, ihn zum gütlichen Vertrage überreden, ihn befreunden wollen mit der Gottheit, so lange hasse ich sie mehr, als ich den Gottesleugner hasse. Dieser zeigt mir wenigstens sein höchstes Gut da wo es liegt, er will mich nicht betrügen, und betrügt mich nicht; er gibt mir seine Wahrheit rein, und ist vielleicht ein zehnmal frömmerer Mann, als der, der ihm flucht.“

Jacobi's Werke. 2. Th. S. 427.

6.

Eine so eben zu Bayonne erschienene und unter der sogenannten Armee des Glaubens verbreitete Schrift sagt: „Der König hat zwar die Verfassung beschworen, aber seine Eide können ihn nicht binden, da sie ihm auf die unerlaubteste Weise abgedrungen worden. Er kann nicht getadelt werden, diese Eide geleistet zu haben; alle seine Vertrauten hatten ihn verlassen; er mußte täglich für sein Leben besorgt seyn.“

Diese Lehre, von einem Freunde der absoluten Monarchie aufgestellt, ist vollkommen geeignet, den Glauben an die höchste Würde, und mit diesem Thron

und Zepter zu Boden zu werfen. Auch in dem Leben des Volks wird sich nur selten ein Fall ereignen, wo ein rechtlicher Mann das bekannte Brocardicon von gezwungenen Eiden, ohne die tiefste Verletzung seiner Ehre, wird anwenden können. Die höchste Macht welche auch die höchste Freyheit in sich darstellt, kann nie in diesen Fall kommen. Sie hat nur zu wählen zwischen freywilliger Erfüllung oder gänzlicher Vernichtung. Diese Wahl kann schrecklich seyn, aber sie ist nothwendig. Der wüthendeste Feind der Monarchie könnte ihr keine tödlichere Wunde schlagen, als wenn er den Träger derselben verleitete, einen Eid mit dem geheimen Vorbehalte zu schwören, ihn bey der ersten Gelegenheit unter dem Vorwande des Zwanges zu brechen.

Ein großer Theil der öffentlichen Sicherheit ruht auf dem Glauben von der Heiligkeit der Eide, und eine Regierung, die diesen Glauben durch ihr Beyspiel schwächt, untergräbt die Grundsäulen ihrer Macht. In der Zeit, die uns Einige als die gute, alte, fromme Zeit empfehlen, und in die sie uns zurückschieben möchten, war freylich der Meineid, wie der Mord, eine leicht erlaßliche Sünde. Wir wollen hier nicht an Ludwig des Eilften verhaßtes Beyspiel erinnern, son-

dern an den frommen Betrug des guten Königes Robert, des Sohnes von Capet. Die Ruchlosigkeit der so gemein gewordenen Meineide zu mindern, ließ er seine getäuschten Edelleute auf ein kostbares Kästchen schwören, von dem sie glauben mußten, daß es heilige Reliquien enthielte. Es waren aber keine darinn. Wenn sie daher den Eid, wie gewöhnlich, brachen, so war doch, wie der König meinte, ihre Sünde nur klein. Es ist nicht nöthig, über diese frommgemeinte Schlauheit ein Wort zu verliehren, wenn sich auch vielleicht Einer finden sollte, der selbst in dieser Verwirrung der Begriffe eine bewundernswürdige Tiefe von Frömmigkeit bewundern möchte. Aber jener gottesfürchtige König, welcher Wallfahrten über Wallfahrten that, Kirchen baute, Cilicien trug, und oft mit den Chorherrn Horas sang, entging doch dem Kirchenbanne nicht. An ihm konnte der Klerus seine Uebermacht ungestraft prüfen. Alle seine Umgebungen verließen ihn, bis auf zwey seiner Diener, die aber Alles, was er berührte, durch Feuer reinigten. Es ist merkwürdig, daß dieser König der erste war, welcher die Kraft besaß Scropheln zu heilen, und noch wunderbarer, daß er diese Kraft an die Feinde seines Volkes, an die Könige von England, vererbt hat.

VII.

Analecten.



Republicanismus der Zeit.

Es hat wohl nicht leicht eine Zeit gegeben, wo sich die Vorliebe für monarchische Formen, theoretisch und practisch, durch Wort und That, auf eine entschiedenere Weise in Europa ausgesprochen hat, als die gegenwärtige. Die Anklagen derer, die, um eine ihnen nützliche Furcht zu erhalten, einigen Schriftstellern und geheimen mit ihnen verbündeten Gesellschaften, die Absicht beymessen, aus Ehrgeiz, Eigennutz und Muthwillen, die alten Throne der Könige zu erschüttern, und die Anarchie herbeyzuführen, machen uns in dieser Behauptung nicht irr, da wir die Erfahrung einer Reihe von Jahren vor uns haben, die doch hoffentlich etwas schwerer wiegt, als die aus schlimmen Argwohn geschöpften Beschuldigungen. Was wir uns aber von der jetzigen Zeit zu behaupten getrauen, gilt nicht von jeder andern; und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß vor dem Ausbruche der französischen Revolution eine Vorliebe für republicanische Ideen und Formen sichtbar war,

die sich aber durch die kühnen Versuche unsrer Nachbarn verlohren oder doch wesentlich umgestaltet, und mit der Vorliebe für die monarchische Verfassung verschmolzen hat. Dieses ist eine Thatsache, die von denen, welche mit der Literatur jener Zeit einigermaßen bekannt sind, nicht abgeleugnet werden kann, und als historische Erscheinung einer Beleuchtung nicht unwerth ist. Einer Beleuchtung, nicht einer Apologie. Die theoretische Vorliebe für den Republicanismus ist an sich höchst unschuldig, und schließt die treuste Ergebenheit gegen ein monarchisches Oberhaupt nicht aus; so wie auf der andern Seite auch in Republiken, ohne Gefahr für die Freyheit, die monarchische Form Bewunderer und Lobredner gefunden hat. Aber auch die Meinungen haben ihre Geschichte und einen pragmatischen Zusammenhang, und die politischen machen davon so wenig eine Ausnahme, daß sie vielmehr enger als andere unter einander, mit der Zeit und ihren Begebenheiten zusammenhängen. Dieser Zusammenhang kann einen ernsten Beobachter seiner Zeit nicht gleichgültig lassen. Und wer, wie unsre Zeitgenossen, auf der Scheide von zwey höchst merkwürdigen Epochen gestanden hat, wird sich kaum enthalten können, die eine mit der andern zu vergleichen, und die Erscheinungen, deren Zeuge er gewesen, auf ihre Quellen zurückzuführen.

Indem ich es aber versuche, die Ursachen der Vorliebe für Republicanismus, oder, wenn man lieber will, der verminderten Achtung gegen die monarchischen Formen aufzusuchen, die sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kund gegeben hat, muß ich zum Voraus erklären, daß ich in jene Schuld, wenn es eine ist, niemals gefallen bin. Zwar ist mir das Alterthum, von meiner Jugend an, als eine der wohlthätigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit theuer gewesen; aber nie hab' ich mich überreden können, daß die Volksherrschaft die Wurzel dieser Erscheinung gewesen sey. Homer war kein Sohn der Demokratie, und an den Höfen der Hiero und Archelaus bewegte sich die hellenische Muse mit nicht geringerer Freyheit als an den Ufern des Ilissus und an den Quellen der Diren. Nicht vor den Thronen fliehen die Musen, sondern vor den Kerkern des Despotismus, die in den Lagunen des republicanischen Venedig nicht minder schauderhaft sind, als in den Steingruben von Syracus. Weit entfernt zwar, den Streit über die beste Art der Verfassung, nach Popes Ausspruch — der das Sprichwort vornehmer Bequemlichkeit geworden — für eine Beschäftigung für Narren zu halten, sondern überzeugt vielmehr, daß eine schlechte Verfassung den Gang der Regierung nothwendig hemmen muß; so glaube ich doch, daß eine gesetzmäßige Freyheit,

die das Ziel aller Verfassungen seyn soll, in mehr als einer Form, in keiner aber schwerer, als in der demokratischen gefunden werden kann. Die alten Republiken verschwendeten unsägliche Kraft, um den Schwerpunkt zu finden, den ihnen ihre Verfassung nicht darbot; und die Solonische Gesetzgebung war kaum angenommen, als sich ein sogenannter Tyrann in Athen erhob, welcher der Verfassung den mangelnden Mittelpunkt hätte geben können, wenn man die Herrschaft eines Einzigen mit dem republicanischen Elemente zu verbinden gewußt hätte. Die Art der Verwaltung der Pisistratiden, und der Einfluß, den sie darauf gehabt haben, ist in Dunkel gehüllt; aber so viel ist klar, daß diese Familie mehr dem Willen einer Faction, als der öffentlichen Meinung untergelegen hat. Der unerwartet glückliche Erfolg der persischen Kriege gab den Gefühlen der Nation eine andere Richtung, indem sie nun nicht mehr durch das frühere Maaß der Freyheit befriedigt wurde, sondern die heilsamsten Banden abstreifte, und nach auswärtigen Besitzungen strebte, gleichsam um durch die Unterdrückung Andrer das Bewußtseyn der eignen Unabhängigkeit zu erhöhn. Der Genuß dieses trügerischen Wahnes war kurz, und das Volk, das die Idee eines gesetzmäßigen Fürsten nicht faßte, gab sich allen Uebeln Preiß, die mit der Demagogie unausbleiblich verbunden sind,

bis es unter dem Drucke einer macedonischen Besatzung zugleich von dem königlichen und dem ochlocratischen Despotismus zerrüttet wurde. Die Geschichte des republicanischen Roms bietet keine tröstlichern Erscheinungen. Schon in den ersten Jahren der aristokratischen Republik mußte die Dictatur der mangelhaften Verfassung zu Hülfe kommen, und nach einigen Jahrhunderten von Kämpfen, die nie das Gesuchte brachten, mußte jener alte Nothbehelf in eine stehende Einrichtung übergehn. So lehrt die Geschichte des römischen Staates unter seinen Consuln und Tribunen, seinen Dictatoren und Kaisern, so wie die Geschichte von Hellas unter Archonten, Ephoren und byzantinischen Autokraten, Eine und dieselbe Lehre, daß in einer ungeordneten Regierung, wie sie auch Nahmen haben mag, eine feste und gedeihliche Freyheit nicht zu finden ist. Die Demokratie ist gegen die entsetzlichsten Irrthümer der Willkühr nicht im geringsten mehr gesichert als die absolute Monarchie, in welcher doch wenigstens die Persönlichkeit des Autokraten längere Zwischenräume von Ruhe gestatten kann, als in einer Ochlokratie, die weder Mitleiden noch Großmuth kennt, oder bey einer proconsularischen Verwaltung jemals möglich ist. Es ist daher immer meine Ueberzeugung gewesen, daß nur eine geordnete Verfassung, die auf den unerschütterlichen Grund der

Gerechtigkeit aufgebaut ist, die ihre Segnungen auf gleiche Weise über alle Theile des Volkes verbreitet, den Regierenden Sicherheit, dem Volke Freyheit gewährt. Ich sage, eine allgemeine, über alle Theile verbreitete Gerechtigkeit. Die Verfassung eines Landes, mag sie republicanisch oder monarchisch heißen, die es für nöthig achtet, einem Theile seiner Bewohner die Rechte des Menschen und Bürgers vorzuenthalten, ist, nach dem Ausdrucke eines weisen Staatsmannes *), „in der That nicht mehr als ein anderer Nahme für die Tyranney der stärksten Faction", ein Werkzeug der Unterdrückung, und, wenn es gilt, der blutigsten Grausamkeit; so wie sie zugleich der Verwaltung selbst eben so viele Stützen der Sicherheit entzieht, als sie Ausnahmen von den Grundsätzen der Gerechtigkeit macht.

Wir kehren jetzt zu unserm Gegenstande zurück, den wir, nach dieser Abschweifung besser in die Augen fassen können.

Mancher unsrer Leser wird vielleicht erwarten, unter den Ursachen der verminderten Achtung gegen die Monarchie vor allen Dingen die Werke der Schriftsteller erwähnt zu sehn, die öffentlich oder heimlich antimonarchische Gesinnungen ver-

---

*) Burke's.

breitet, und dadurch die Vorliebe für die republicanischen Verfassungen genährt haben. Aber gegen jeden Schriftsteller, den man hier anführen könnte, kann man sicher sogleich einen andern nennen, welcher das Gegentheil lehrte, und es ist nicht abzusehn, warum die Lehren der Erstern die der Andern überwogen haben sollten, wenn sie nicht entweder, was wir nicht zugestehn, die Wahrheit mehr auf ihrer Seite hatten, oder durch äußere Umstände begünstigt und getragen wurden. Aber so war es in der That. Die Achtung gegen die monarchischen Institutionen war früher gesunken, ehe sie das Ziel der Sophismen oder des Witzes einiger Schriftsteller wurden, die, ohne die schon herrschende Stimmung, unbeachtet geblieben wären. Keine Lehren in der Welt, und wenn sie mit feurigen Zungen gepredigt würden, können der Wirkung der Thatsachen gleich kommen; und keine irdische Macht ist im Stande das Urtheil der Welt über das, was vor ihren Augen geschieht, in Fesseln zu schlagen. Wenn also die Meinung der Zeit, welche vor der Revolution vorausgieng, der Monarchie nicht günstig war, so muß diese Ungunst ihren Grund in gemisbilligten Thatsachen haben, die sich in monarchischen Staaten zugetragen hatten, und deren Erscheinung man der Verfassung dieser Staaten beymaß.

Vielleicht sind die Fortschritte der Civilisation fast in allen Theilen von Europa, und die Ausbreitung des Lichtes in keiner frühern Epoche so schnell und auffallend gewesen, als in dem Zeiraume der tiefen Ruhe, deren die meisten Staaten dieses Welttheils seit dem Hubertsburger Frieden genossen haben. Wenn man nicht annehmen will, daß die Civilisation nur das Aeußere berührt, ohne auf den bessern und edlern Theil des Menschen zu wirken, so kann man kaum zweifeln, daß in diesem Zeitraume die Sittlichkeit gewonnen, und das Gefühl für Recht und Unrecht geschärft worden. Vieles, was früher nicht beachtet worden, wurde jetzt, bey der lebhaftern Anregung des Geistes der Menschen, ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit; und Vieles, was vor dem im Dunkeln geblieben wäre, kam jetzt an's Licht. Der regere Verkehr der Völker durch die Erweiterung des Welthandels hatte eine größere Oeffentlichkeit zur nothwendigen Folge gehabt. Die Werkzeuge des Welthandels, Zeitungen und Tagblätter, vermehrten sich und gewannen an Wichtigkeit; und durch sie kamen nicht bloß die Begebenheiten, sondern auch der innere Zustand der Völker schnell zur Kenntniß der Welt. Nicht immer war diese Kenntniß den monarchischen Regierungen vortheilhaft. Fast überall zeigte sich, bey einem heillosen Schwanken zwischen Ueberspannung und Schlaffheit, ein Be-

streben, die unbeschränkte Gewalt, die man besaß, in ihrer ganzen Fülle zu genießen, oder die Schranken, mit denen man umstellt war, zu erweitern oder nieder zu werfen. Der Handel aber, dessen Wurzel die Freyheit ist, ertrug, bey vermehrter Herrschaft, Alles, was ihn in seinen Bewegungen hemmte, mit immer größern Unwillen, und theilte diesen Unwillen, wie ungerecht er auch vielleicht in einzelnen Fällen seyn mochte, Andern mit. Die Vermehrung des Reichthums in dem Mittelstande, das dadurch verstärkte Gefühl der Unabhängigkeit und das erhöhte Streben nach Genuß, was eine natürliche Wirkung von beyden war, verursachte wiederum, daß Alles, was jenes Gefühl verletzte, oder diesem Streben in den Weg trat, schmerzlicher empfunden wurde. Je mehr Ursache Viele hatten, sich persönlich zu ihrer Lage Glück zu wünschen, desto mehr Ursachen des Misvergnügens entdeckten sie in dem, was sie umgab. Der Unterschied der Stände, die Anmaaßungen des Militärs und seine lästige Erweiterung, die schlechte Finanzverwaltung, die Beschränkung der Denk- und Preßfreyheit, der Gewissenszwang, die Störung des freyen Verkehrs durch willkührliche Verbote; dieses und ähnliches wurde jetzt als unerträglich gerügt; und da sich dieses Alles, bald einzeln, bald vereint, in monarchischen Staaten fand, so war es nicht zu verwundern, daß man

der monarchischen Befassung diese Uebel zur Last legte, und durch einen ganz gewöhnlichen Fehlschluß, in der Antimonarchie Rettung von allen diesen Uebeln zu sehen glaubte.

Die Betrachtung dessen, was in den meisten Monarchien unsers Welttheils während des achtzehnten Jahrhunderts sich zugetragen hatte, und der Zustand der meisten Länder selbst, konnte leider die Achtung der monarchischen Formen nicht beleben. In Portugall sah man einen König auf dem Throne, dessen Regierung fast ein halbes Jahrhundert füllte, und doch nichts aufzuweisen hatte, als die Geschichte armseliger Verhandlungen mit der römischen Curie über das Patriarchat in Lissabon, und die Erbauung eines Klosters, die seine Kasse erschöpfte. Unablässig bemüht durch geistliche Mittel Gott zu versöhnen, den er durch unerlaubten Sinnengenuß erzürnt hatte, versinkt er endlich in eine gänzliche Ohnmacht, und überläßt die Sorge der Regierung einem Mönche, der am besten für das Volk zu sorgen glaubt, wenn er seinen Orden gut bedenkt. Der Regierung seines Sohns gibt Pombals strenge Verwaltung, nicht aber des Königs Character, einen vorübergehenden, aber zweifelhaften Glanz, der unter einer in Aberglauben versunkenen, und bald durch eine unheilbare Gemüthskrankheit der Regierung entfremdeten Königin wieder erlischt. Ein ähnliches unglückliches

Schicksal hatte kurz vorher den König von Spanien betroffen, dessen Kabinet Jahre hindurch von einem verschnittenen Sänger regiert wurde. Seines Nachfolgers erste Regierungsthat aber war, daß er die Stände auf den Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß schwören ließ, und sich bey dem römischen Hofe um eine Bulle verwendete, welche die Mutter Gottes feyerlich als Beschützerin der spanischen Monarchie bestätigen sollte. Dennoch verödete das vormals so reiche und blühende Land; der Wohlstand sank immer tiefer herab; das politische Ansehn der Regierung verschwand; und indem selbst in dem rechtgläubigen Spanien das Vertrauen auf das alte Sprichwort „es sey besser zu glauben, als zu forschen *)“ durch alle die Uebel, die es drückten, vernichtet wurde, und mehr als Einer seiner Schriftsteller freysinnigen Ideen huldigte, bereitete sich in diesem Lande das vor, was wir jetzo vor unsern Augen sehn, und was durch eine zeitgemäßige Reform des Systems der Regierung hätte vermieden werden können.

In Frankreich hatten die letzten Regierungsjahre Ludwig des Vierzehnten das Ansehn der Monarchie in und außerhalb Frankreich um desto mehr herabgewürdigt, je höher es vorher durch die per-

---

*) Mas vale creer que buscar.

sönlichen Eigenschaften des Königs und seine consequente Handhabung der königlichen Gewalt erhoben worden war. Beherrscht von einer verschlagnen und heuchlerischen Frau, getheilt zwischen dem Streben die Sünden seiner Jugend bey Gott in Vergessenheit zu bringen, und die Stellung seiner Bastarde zu sichern, sah er den Glanz seiner Strahlenkrone noch vor seinem Tode erlöschen. Der Wohlstand Frankreichs war durch Kriege des Ehrgeizes und durch die eitle Verschwendung des Hofes zerstört; der innre Friede durch den Misbrauch dessen, was ihn hätte herstellen sollen *), zerrüttet; die Würde des Königthums durch die unpolitische Begünstigung der römischen Ansprüche aufgeopfert. Kaum hat daher der sonst so Gefürchtete die Augen geschlossen, als, gleichsam um den letzten Rest des Zaubers zu vernichten, der den Thron umgab, sein Testament vernichtet, und am Hofe an die Stelle der langweiligsten Frömmeley eine ausschweifende Frechheit gesetzt wird. Recht als ob man nur darauf hinarbeitete, das Ansehn der monarchischen Institutionen zu zerstören, wird die Braut des Königs ihrem Vater ohne weiteres zurückgeschickt, und durch die eifrige Theilnahme an dem Oesterreichischen Erbfolgekrieg die heilige,

*) Vornemlich durch die gewaltsame Einführung der Bulle Unigenitus.

Carl dem Sechsten für empfangene Belohnung gegebene Zusage unbedenklich gebrochen. Aus den Händen des Regenten und seines verworfnen Ministers, ging die Regierung auf die Buhlerinnen des Königs über, der, zu seinem größten Unglücke, einem Monarchen gegenüber zu stehn kam, in dessen Glanze keiner seiner Flecken verborgen blieb. Die Schlaffheit des sittenlosen Königes, sein Unglück im Kriege und die Unbesonnenheit, mit der er in seinem gewaltthätigen Verfahren gegen die Parlamente das Geheimniß des Despotismus enthüllte *), richtete in Frankreich alle Herzen gegen diese Art der Monarchie, die zugleich durch das gesunde Gefühl, durch ihre Folgen und durch das laute Urtheil Friedrich des Zweyten verdammt wurde. Mit allen lobenswerthen Eigenschaften eines Privatmannes konnte sein Nachfolger das unwiderbringlich Verlohrene nicht wieder zurück bringen; und so untadelhaft seine Sitten waren, so gering war sein Ansehn bey seinen nächsten Umgebungen. Der Hof hatte keine Würde mehr, und alles Wohlwollen des Königes und alle Milde seiner Regierung, war nicht im Stande die Augen des Volkes gegen die Mängel der Verfassung zu verschließen, die sich durch den Mangel

*) S. Müllers Allgem. Gesch. Th. 3. S. 459.

an Credit und Geld täglich mehr kund gaben. In der Stellung der Regierung war nichts, was von dem dreisten Gedanken der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform hätte zurückschrecken können. Auch in dem Cabinete des Königes hatte dieser Gedanke Wurzel gefaßt. Er wäre gefahrlos gewesen, ohne das tiefgesunkene Ansehn des Throns. Dieses erhob sich wieder, als der König seinen Willen zu erkennen gab, durch gesetz- und zeit-mäßige Institutionen der willkührlichen Regierung ein Ende zu machen. Dieser reine Wille wurde getrübt. Aber erst, nachdem durch die Schuld aller Parteyen die Sache der Monarchie hülflos verlohren war, wurde die Idee der Republik als der letzte Anker im Sturm ergriffen.

Es war für das Ansehn der Monarchie überaus ungünstig, daß die zweyte und dritte Theilung von Polen gerade in den Zeitpunkt fiel, wo von der Rednerbühne des Conventes herab die monarchische Verfassung mit allen Waffen einer sophistischen Beredsamkeit angegriffen ward. Bey dem ersten Versuche dieser Art (1772) konnte sich selbst Friedrich der Zweyte nicht über die ungünstige Wirkung täuschen, die diese damals unerhörte Maasregel auf die öffentliche Meinung äußerte; und die öftere entschuldigende Erwähnung derselben in seinen Schriften zeigt hinlänglich an, daß er sich selbst nie vollkommen habe darüber beruhigen kön-

nen. Aber mit größerm Unwillen und tieferer Theilnahme vernahm jetzt Europa den Schrey der Verzweiflung des unglücklichen Volkes, das, von der Uebermacht seiner Feinde erdrückt, nichts übrig behielt, als den allmächtigen Herrn der Welt anzurufen, „der den Misbrauch so ungerechter Waffen bestrafen werde." *) Diese unselige Gewaltthat, welche die Vorläuferin vieler ähnlichen wurde, weckte unzähliche Erinnerungen, die der monarchischen Verfassung ungünstig waren; und man knüpfte die ältere Geschichte an die neuere, um die Vorzüge der Republiken vor den Monarchien darzuthun. Der neuerwachte Eifer für die alte Literatur, insbesondere die entschiedene Vorliebe für die hellenische, legte auch ein Gewicht in die Wagschale, obgleich die Geschichte der Schweiz und des

*) Von geringerer Wirkung, doch nicht ganz unbeachtet blieb die Willkühr, mit welcher die Krimm dem Russischen Reiche einverleibt wurde, wobey, wie auch in Polen geschehen war, Manifeste erlassen wurden, welche die Unterjochung als eine großmüthig gereichte Wohlthat darstellten. S. Dohms Denkwürdigk. 2. Th. S. 57 ff. Auch die Verachtung alter Tractaten in dem Verfahren Joseph des II. gegen Holland, und die Versuche desselben Monarchen gegen Baiern hatten auf ähnliche Weise gewirkt.

Abfalls der Niederlande näher lagen, und in der That jetzt mit größerer Begierde als je studirt wurde. Jetzt erinnerte man sich wieder an das Spiel, das in dem Anfange des Jahrhunderts von zwey Monarchen mit Polnischen Königen getrieben worden war; an die zahlreichen Revolutionen, welche in dem Laufe desselben den Russischen Thron betroffen hatten; an die Erhebung und den Sturz Birons; an das Schicksal Victors von Sardinien; an den Proceß einer Königin von Dännemark mit Allen den Herabwürdigungen, die ihn begleiteten; und an Manches Andere, was recht dazu bestimmt schien, dem Ansehn der Monarchien Wunden zu schlagen. Im Hintergrunde von diesem Allen lag die Vergrößrung der Schulden fast in allen Staaten, und der dadurch vermehrte Druck der Völker; oder wo man übermäßig sparte, nicht geringerer Druck um den Schatz zu füllen; und was von einer andern Seite her nicht weniger wirkte, die immer weiter verbreitete Kenntniß der diplomatischen Ränke, von denen es immer mehr an den Tag kam, daß sie sich nur um den Ehrgeiz einiger Familien, nicht aber um das gemeine Wohl bewegt hatten. *)

---

*) Auch nicht um die Aufrechterhaltung der Legitimität. Der Prätendent war mit Frankreichs Be-

Nach der ersten Theilung von Polen war vor dem Ausbruche der französischen Revolution der Freyheitskampf in Nordamerica die wichtigste Begebenheit, welche die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Der Anfang des Streites führte Erörterungen über die Rechte der Völker herbey, die dem herrschenden Regierungssysteme nicht günstig waren, und um desto mehr dazu beytrugen, das Ansehn der monarchischen Formen zu schwächen, da diese durch verhaßte Minister gegen unschein-

---

willigung in Schottland eingefallen. Die Schlacht von Culloden hatte seine Hofnungen zerstört, und er kam, nach mannichfaltigen Schicksalen, nach Frankreich zurück. England besteht auf seiner Verbannung. Der König willigt ein, aber der Prinz widersetzt sich. Bitten, Befehle bleiben ohne Wirkung. Endlich wird beschlossen, ihn zu überfallen. Das Unternehmen gelingt; der Prinz wird festgenommen, gebunden, nach Vincennes abgeführt, und von da über die Grenze gebracht. So wurde ein Prinz behandelt, dessen Ansprüche auf die Krone von England, ehe das Kriegsglück sich gegen ihn erklärt hatte, für vollkommen gesetzmäßig anerkannt worden! — So hatte man ja auch bey Cromwells Tode an Ludwig des XIV. Hofe Trauer angelegt, wo Mlle de Montpensier die einzige Person war, die diese Erniedrigung von sich wieß.

bare, aber geist- und character-volle Bürger vertreten wurden. Ganz Europa nahm Theil an dem Streit. Das Glück des Krieges entschied für die Bürger-Republik wider den Uebermuth ihrer vornehmen Gegner, und diese Entscheidung, die der Menge immer für ein Gottesgericht gilt, legte ein neues Gewicht in die Wagschale der anti-monarchischen Verfassungen. Man sah mit Wohlgefallen das Gedeihen eines neuen Freystaates jenseit des Oceans, der einst der Uebermacht europäischer Monarchieen das Gleichgewicht halten könnte, die, da sie sich immer mehr in wenige Hände zusammendrängte, Europa mit einer allgemeinen Weltherrschaft zu bedrohen schien; und selbst die entschiedensten Freunde der Monarchie richteten doch ihre Blicke nach America als nach einer Freystatt hin, die jetzt von neuem den Bedrückten oder Verfolgten ihre Arme zu öffnen schien. Und während dort jedem sangvinischen Anspruche der Völker geschmeichelt wurde, während Männer wie Washington und seines Gleichen das Beyspiel der edelsten Uneigennützigkeit gaben, wurde in Europa die Gefahr, die das fürstliche Ansehn bedrohte, so wenig erkannt, und die billigsten Rücksichten so wenig beachtet, daß einige Fürsten kein Bedenken trugen, ihre Unterthanen für ein bedungenes Kopfgeld an Grosbritannien zur Unterdrückung der keimenden Freyheit zu verhandeln. Die

Verkauften zogen gehorsam über das Meer; aber der Unwille, den nah und fern dieser Handel verursachte, und wie eben durch diesen Unwillen die Wünsche für das Gedeihen des jungen Freystaates heftiger entzündet wurden, ist gewiß noch Vielen, so wie uns, im Gedächtniß.

Wenn man Alles dieses erwägt — und wir haben absichtlich Vieles übergangen, was hierher hätte gezogen werden können — so kann man die Meinung derer würdigen, die, wie Manche gethan haben, die Einfachheit der Sitten Friedrichs des Zweyten und Josephs für eine Haupt-Ursache des gesunkenen monarchischen Ansehns halten. Dieß ist so wenig wahr, daß vielmehr gerade diese Einfachheit, so wie die ganze Persönlichkeit dieser Fürsten den allzuschnellen Sturz der öffentlichen Meinung aufgehalten, und den Freunden der Monarchie lebendige Beyspiele für ihre Lehre geboten hat. In ältern Zeiten haben die Fürsten nicht weniger einfach gelebt, und sind noch zugänglicher gewesen, und dennoch stand ihr Ansehn fest, wenn sie den Glauben der Würdigkeit für sich hatten. Ohne diesen Glauben sind alle äußern Mittel nur eine Art von Gaukeley, womit man Kinder täuscht, nicht aber Männer regiert, die einen Begriff von Rechten und Pflichten haben, und mehr auf die Sitten als auf äußern Glanz zu achten pflegen. Nur auf der Grundlage sittlicher Würde erhält sich

der Nimbus der Majestät unverſehrt; und wo jene verſchwindet, gibt es kein Mittel in der Welt die Erlöſchung von dieſem zu hindern. Unſre Zeit aber hat ſchon viel gewonnen, wenn ſie dieſe Ueberzeugung feſt hält, und keine ſichere Stütze der Throne erkennt, als die Tugenden ihrer Beſitzer; wenn es ihnen dieſe zu bewahren, und jede Gefahr, die ihnen aus dem Misbrauche der Gewalt und der Verletzung des Rechts unvermeidlich entſpringt, von ihnen abzuwehren ſucht.

Von dieſer Art iſt der Republicanismus unſerer Zeit.

* * *

O k n o s.

Es bedarf von Seiten der Großen nicht eben beſonderer Unthaten, um die Wirkungen der religiöſen Zucht zu vernichten; auch kleine Dinge bekommen in dieſem Gebiete Wichtigkeit, und ein Tropfen, welcher aus der Höhe fällt, zerlöchert zuletzt auch den Kieſelſtein. In einem Lande, deſſen Fürſt ein rechter Hausvater iſt, ſchämt ſich wohl Jeder es nicht zu ſeyn: ein ſchlechter Wirth aber macht auch unordentliche und gewiſſenloſe Diener. Ich will nur bey dieſer Sache ſtehen bleiben, die manchem Großen vielleicht die gering-

fügigste scheint. Ist ein Fürst ein schlechter Wirth, der bey seinen Ausgaben nur seine Launen und die Eingebungen seiner Eitelkeit zu Rathe zieht, so kann es nicht fehlen, daß er bald um unnützer Dinge willen in Schulden geräth, während er sich für die nützlichsten und nothwendigsten der Mittel beraubt. Wenn ihn die Folgen davon auch nicht so nah und unmittelbar berühren, wie den Privatmann, so berühren sie ihn doch; die üble Laune ist so wenig zurückzuweisen als die zudringlichen Gläubiger, und der Glaube an schöne Versprechungen und freundliche Worte ist schnell vernichtet, wenn die Erfüllung ausbleibt. Dem Systeme der Unwahrhaftigkeit folgt dann das System der Willkühr nach. Während auf der einen Seite ungemessene Ausgaben gemacht werden, werden auf der andern, um die selbstgeschaffene Noth zu mindern, alle Canäle der Einkünfte erweitert, die Plusmacherey begünstigt, und die Veranlassung zu Verbrechen, die immer im Gefolge der Dürftigkeit gehn, vermehrt. Zugleich drängt sich von allen Seiten der Eigennutz zu, um, während die Flammen das Haus zerstören, für eigne Rechnung zu plündern; die schnödeste Habsucht nimmt überhand; der Glaube an Uneigennützigkeit verschwindet, und mit ihm jeder Rest aufrichtigen Pflichteifers; dagegen aber wird die Kunst Vortheile abzuschmeicheln, oder, nach Beschaffenheit der Um-

stände abzutrotzen, auf das Vollkommenste ausgebildet. Die redlichen Gläubiger, die auf ihr Recht vertrauen, werden zur Verzweiflung gebracht; Andere suchen gezwungener Weise ihre Zuflucht bey der Unredlichkeit; die Meisten schlagen, um zu dem Ihrigen zu gelangen, krumme Wege ein, Wege, durch die immer wenigstens zwey Menschen schlechter werden. Soll man sich wundern, wenn allmählig in dem Lande, wo diese Uebel überhandnehmen, bey aller Kirchenzucht und dem redlichsten Streben der Seelsorger, dennoch die Ehrlichkeit zur Fabel, und die Gerechtigkeit zu einem Gespenste wird, an das man nur nicht zu glauben braucht, damit es in Dunst zerrinnt? Und kann man dann nicht sagen, daß sich hier die Fabel vom Sisyphus, oder, wenn man lieber will, vom Oknos *) erneuert?

* * *

---

*) „Auf dem Gemälde des Polygnotus (in der Lesche zu Delphi, welches Odysseus Wanderung in die Unterwelt darstellte) sah man einen Mann, welchen die beygesetzte Schrift Oknos nannte. Dieser flocht emsig an einem Seil aus Binsen; aber eine neben ihm stehende Eselin frißt immer, was er geflochten hat, ab. Dieser Oknos soll ein arbeitsamer Mann gewesen seyn, der aber eine

Christenthum des Antichristen.

Weil in der Natur des Menschen das Irdische so wunderbar mit dem Ueberirdischen vereinigt ist, so hält er leicht auch auf dem Gebiete der Sitten eine ähnliche Verbindung für ausführbar. Wenn er lange genug mit der Hölle geschwelgt hat, hofft er doch noch im Himmel den Lohn der Gerechten zu erobern. Diesen will er durch sein Leben betrügen; jene durch seinen Tod. Nichts ist entsetzlicher, und doch ist nichts gewöhnlicher als dieser Wahn; das Allerentsetzlichste aber ist, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Diener der Religion hierzu die Hände boten, und die Großen, die diesen Doppeldienst und Doppelhandel am häufigsten trieben, in ihrem Irrwahn bestärkten.

Ich weiß nicht, welcher rechtschaffene Mann gesagt hat, er wundere sich nicht so sehr, daß sich Priester fänden, die den Königen ihre Sünden

---

verschwenderische Frau gehabt, die Alles, was er durch Arbeit gewann, vergeudete. Auch pflegen die Jonier von einem Manne, der ohne Erfolg arbeitet, sprichwörtlich zu sagen, daß er das Seil des Oknos dreht." Pausan. X. 29. p. 868.

vergäben*), als daß jene andere Priester fänden, die sie selbst freysprächen.

Die wahre Religion erkennt keine Vorrechte eines Standes vor dem andern. Nicht Christi Diener sind die, welche die Sünde der Mächtigen auf einer andern Wage wiegen, als die Sünde des Bettlers, sondern Diener des Antichrists. Oder kann dem Antichristen irgend ein Geschäft besser anstehn, als den Wahn eines Unterschiedes von Recht und Unrecht nach Verschiedenheit des Ranges fördern? Ist es nicht eben die Gleichheit des Menschen vor Gott, worauf das Wesen und die Herrlichkeit des christlichen Glaubens ruht?

Jene Lehre „in Furcht und Zittern seine Seligkeit zu schaffen," ist mehr für die Großen dieser Welt gegeben, als für das Volk. Wie kann

---

*) Auch Apologisten der Sünde haben sich oft genug gefunden. Die Casuistik der Jesuiten, die für jedes Verbrechen ein rechtfertigendes Sophisma hat, ist Jedermann wenigstens aus Pascals Briefen bekannt. Ein Franciscaner Mönch, Jean Petit, vertheidigte Angesichts der franz. Prinzen und des Hofes die schändliche Ermordung des Herzogs von Orleans, deren Urheber der Duc de Bourgogne war, indem er alle Meuchelmorde zusammenstellte, deren die Bibel erwähnt. Andere, noch grausendere Beyspiele siehe unten.

sich ein Fürst von Gottes Gnaden schreiben, ohne jedesmal vor dem ewigen Richter zu zittern, dessen Urtheil ihn desto sicherer erwartet, je weniger er im Leben einen Richter über sich erkennt? Alle Täuschung verschwindet über der Gruft. Der Purpur deckt kein Geschwür und kein Verbrechen mehr zu, und die Verbriefungen gleisnerischer Beichtväter, welche die Pforten des Paradieses öffnen sollen, werden eine sichere Anweisung an den Fürsten der Finsterniß *).

Als einst Antonio de Leva Carl dem Fünften rieth, einige Fürsten Italiens aus dem Wege zu räumen, und sich ihrer Staaten zu bemächtigen, sagte der Kaiser: Aber das Gewissen, Antonio! — Das Gewissen, das Gewissen! erwiederte Jener. Wenn Ihr ein Gewissen habt, so entsagt Eurer Krone.

---

*) Als der König von Spanien, Philipp der Zweyte, auf dem Todenbette lag, ließ er durch einen Notar eine Acte aufsetzen, durch welche sich der Beichtvater des Königes für die Seligkeit seines Monarchen verbürgte. Man fügte diesem Instrumente die Clausel bey, daß, wenn etwas an demselben zur vollen Gültigkeit mangele, dieser Mangel dem Beichtvater, nicht aber dem Könige zur Last fallen solle.

Hätten alle Höflinge gesprochen, wie Antonio, so wäre geschieden geblieben, was ewig geschieden seyn soll. Wenn die Hölle ihre Thore öffnet, und die Gräßlichkeit ihres Inhaltes allen Augen bloß stellt, so verführt sie Niemanden. Wer aber Himmel und Hölle mischt, und das schwarze Laster mit dem Irisbogen des Paradieses schmückt, der vergiftet die Menschheit in ihrer tiefsten Wurzel.

Wenn Eteokles auf die Nachricht, sein Bruder werde im Kampfe gegen ihn treten, sich nicht vor dem Gedanken des Brudermordes entsetzt, sondern ausruft: Nun so stürze denn Oedipus ganzes Geschlecht zur Hölle hinab! — so schaudert uns wohl, aber wir wissen woran wir sind. Wenn aber der christliche Räuber sagt: Ich will den hülflosen Wanderer im Wald überfallen, und auf der Straße berauben, und, wenn er Widerstand thut, ihn niederstoßen; aber neben seiner Leiche soll ein Kreuz stehn, und ein Theil der Beute soll der Kirche seyn. Und wenn ich so Mord auf Raub, Nothzucht auf Brand, Unthat auf Unthat gehäuft habe, dann will ich mich zu den Füssen des Altars werfen, und durch freywillige Opfer die Strafe abkaufen" — dann schaudert dem gesunden Gefühle auch, aber aus einem andern Grunde. Aber nicht im Walde nur und auf offener Straße, auch in der Nähe der Thronen hat dieser unreine Geist gespukt, und sich mit dem Schmucke

der Frömmigkeit und Gottesfurcht zu bekleiden gewagt. Früh und spät hat er seinen gekrönten Opfern zugeflüstert: „Warum bedenkst Du Dich? Ist Dir das Schwerd umsonst in die Hand gegeben, und die Wage des Rechts? Wer darf Dich einer Sünde zeihen? Dich gelüstet nach dem Weibe Deines Dieners. Wohlan — schicke ihren Mann in den Krieg, daß er durch das Schwerd Deiner Feinde falle, und nimm sein Weib in dein Bett! Gelüstet dich nach einer andern, so verstoße jene, oder setze Richter über sie, die sie verdammen *). Sey freygiebig mit Versprechungen, die Du nicht zu erfüllen brauchst, und trage kein Bedenken einen Eid zu brechen, wenn es Dein Vortheil heischt **). Nimm dem Reichen seine Schätze,

*) Heinrich der Achte von England gestand auf seinem Todenbette, daß er nie Bedenken getragen habe, seinem Hasse das Leben eines Menschen, oder seiner Begierde die Ehre eines Weibes zu opfern.

**) Der sehr devote Ludwig der Eilfte achtete den Eid nicht höher als Lysander, welcher meinte, man müsse Knaben mit Würfeln, Männer mit Eiden betrügen. Nur auf das Kreuz von St. Lo schwur er nicht; denn es herrschte der Glaube, daß wer einen solchen Eid bräche, in demselben

und dem Armen sein einziges Schaaf; und wenn er sich zu murren unterfängt, so schmiede ihn mit seiner Brut an die Ruderbank. Steht dein Sohn dir im Wege, so treibe ihn in die Fremde hinaus; und zögert Dein Vater zu lange disseits der Gruft, so sperr ihn als wahnwitzig oder als einen Aufrührer ein*). Aber hüte dich, an dem alten Glau-

---

Jahre sterben müßte. — In dem Frieden von Madrit (1526) schwur Franz der Erste seinem Sieger, ihm Bourgogne einzuräumen. Nach seiner Befreyung brach er diesen Schwur, und behielt das Land. Desgleichen entsagte er der Landeshoheit über Flandern und Artois, die nur ein leerer Titel war. Diese Entsagung hielt er; ließ sich aber deshalb durch eine Bulle Clemens VII. von aller Schuld freysprechen. Für den gebrochnen Eid aber in Rücksicht auf Bourgogne begehrte er keine Absolution. — Christiern II. schwur in der Messe auf die geweihte Hostie, die Rechte von Schweden nicht zu verletzen, und wenige Stunden darauf (1520) folgte die Hinrichtung des Senats und aller Häupter des Volks. Die Geschichte ist leider mit ähnlichen Beyspielen angefüllt. Wäre nur jeder Meineid so bestraft worden, wie der, welchen Ladislaus IV. auf Antrieb des päbstlichen Legaten begangen hatte, und in der Schlacht bey Warna (1444) büßte!

*) Victor Amadeus II. im Jahr 1731.

ben zu zweifeln, oder den Dienern dieses Glaubens zu misfallen. Vielmehr wirf Dich ihnen täglich zu Füßen; gib ihnen Macht über Leib und Seele, und wer nur ein Haar breit von ihren Satzungen weicht, der falle als ein Opfer ihrer Macht. Dein Land wird zur Oede werden; Schaaren der ruhigsten Deiner Bürger werden vor Dir und Deinen Schergen fliehn; aber während deine Städte veröden, werden sich die Klöster füllen, die Du von den eingezogenen Gütern der Verurtheilten erbauen wirst. Sollten Dir aber die Sprüche Deiner Priester noch nicht kräftig genug gegen die Schrecken der Hölle dünken, so laß dich, ehe Du stirbst, in die Kutte des heiligen Franciscus hüllen *) und Dir einen Ablaßbrief in die Hände geben; und du wirst lächelnd durch die betrogene, grinzende Schaar des Pandämoniums wallen, ohne daß ein Haar auf deinem Haupte verletzt wird."

---

*) Den Versicherungen der Franciscaner zu folge, steigt der heilige Franciscus wöchentlich Einmal in das Fegfeuer hinab, und befreyt daraus alle, die er in seiner Ordenstracht findet. Daher pflegte der General des Ordens im Anfange des Jahres jedesmal dem ersten Präsidenten des Parlaments von Paris und den Prinzen von Geblüt die Erlaubniß zu überschicken, sich in der Kutte der Franciscaner begraben zu lassen.

So spricht der Vater der Lügen, wenn er die Maske der Frömmigkeit vornimmt.

*   *
*

Staatskrankheiten.

Wenn es in einer alten, halb verfallenen Burg umgeht und die Geister der alten Ahnherrn mit unscheinbarer Rüstung ihre rosenwangigen, modig geschmückten Nachfolger schrecken, da hilft es nicht, den Kopf unter die Decke zu stecken; auch nicht, daß man die Zugbrücke aufzieht und die Wachen verdoppelt; nur Eines hilft, daß man aufräumt, die schmutzigen Winkel ausfegt, und von allen Seiten in das gereinigte Haus Hellung und Licht einströmen läßt. Nur in der Dunkelheit ist den Geistern der Unterwelt wohl. Aber der Umbau ist mühsam; es geht auch dabey nicht ab ohne mancherley Verdruß, und der Besitzer ist schon seit so langer Zeit gewohnt, in dem wüsten Gemäuer zu wirthschaften! Es ist ihm selbst unbequem, sich anders einzurichten; noch mehr aber sind seine Leute dagegen, von denen Jeder seinen besondern Grund hat, die alte Burg nicht verändern zu lassen. Da geschieht es denn nun oft, daß, wenn der Herr ein solchen Reformations-Plan ernstlich faßt und laut werden läßt, die Diener Gespenster spielen, und aus allen Ecken warnende

Stimmen rufen, ja keinen Stein der alten, ehrwürdigen, heiligen Ahnenburg aus seiner Stelle zu rücken.

Es ist oft gesagt worden, aber man kann es nicht oft genug wiederholen, nicht die Reform, welche der Geist der Zeit d. h. die verbesserte und erhöhtere Einsicht, und die neuen oder veränderten Verhältnisse fordern, bringt Gefahr, sondern die Unterlassung derselben, und das hartnäckige Treiben der Bequemlichkeit in dem alten Gleis. Die Bequemlichkeit hat einen sehr breiten Thron, dem zur Seite Eigennutz und Selbstsucht als aufmerksame Wächter stehn; und diese alle haben ihren Vortheil dabey, die Wirkung für die Ursache auszugeben. Aber wenn wenn auf einem erkrankten Körper das Ungeziefer wuchert, so ist nicht das Ungeziefer die Ursache der Krankheit; und den Holzschwamm, der die Grundpfeiler eures Hauses verzehrt, mögt ihr wegschaffen, so oft ihr wollt; wenn ihr die tiefer liegende Fäulniß nicht tilgt, so kehrt er immer von neuem zurück, bis das Haus über eurem Haupte zusammen bricht. Die Staaten haben ihre Krankheiten wie die Menschen, und keine sind bey beyden gewöhnlicher, als die, welche aus dem Mangel der Bewegung, angesunder Luft und heiterm Lichte entstehn. Mißmuth, Verdrossenheit, Misanthropie, oft auch eine unnatürliche Reizbarkeit einzelner Theile

sind die Symptome des Uebels, aber nicht seine Ursachen. Wollt ihr diese durchaus verkennen, oder misfallen euch die Mittel, durch die sie allein gehoben werden können, so wartet, bis euch die Krankheit aufgerieben hat; zürnt aber nicht auf den Arzt, der euch die Quelle des Uebels zeigt und seine Folgen voraus sagt. Freilich ist Schelten bequemer, als sich einer strengen Regel zu fügen; oder den Propheten zu steinigen, der gegen die Sünder predigt, als sich von der geliebten und befreundeten Sünde zu trennen.

* * *

Academische Verbindungen. 1818.

Die Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Zeit, die schärfer, als je geschehn, alle Arten von geheimen Verbindungen in's Auge faßt, hat auch die auf den deutschen Hochschulen herrschenden Verbindungen nicht übersehn.

Landsmannschaften, Orden, Corps und wie sie sonst heißen mögen, sind ein altes Uebel. Seit länger als einem Jahrhundert kämpfen Gesetze und Obrigkeiten gegen sie an; und wenn sie auf kurze Zeit der Verfolgung gewichen waren, und vernichtet schienen, traten sie doch immer von Neuem, wie ein tiefgewurzeltes Unkraut, hervor, meist

stärker, zahlreicher, mit innern Kräften gerüsteter, und also gefährlicher. Wenn aber Geschwüre und Beulen, nachdem sie geheilt schienen, immer von Neuem an einem Körper ausbrechen, so darf nicht gezweifelt werden, daß eine tiefe Quelle der Ungesundheit in ihm liegt. Nicht anders ist es mit der bürgerlichen Gesellschaft. Die Wiederkehr der nemlichen, den Gesetzen, der Strafe und jeder Gefahr trotzenden Erscheinungen in ganzen Massen derselben verkündigen auf das unwidersprechlichste ein in der ganzen Organisation liegendes Gebrechen, das sich bey wiederholter Anwendung der nemlichen fruchtlosen Mittel immer verschlimmern muß.

Es bedarf nur einer geringen Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, wie sehr die erwähnten Verbindungen in der Natur des academischen Zusammenseyns gegründet sind. Wenn man Einmal zugibt, daß der Student, so gut wie jeder andere Bürger, gesellschaftliche Erholungen genießen darf, so ist es wohl natürlich, daß er, bey der regelmäßigen Anordnung des academischen Lebens, um dieser Erholung mit seines Gleichen gewiß zu seyn, Vereine schließt, die, wenn sie sich der Dauer erfreuen sollen, durch gewisse Gesetze zusammengehalten werden müssen. Daß hier zuerst Landsleute, dann auch überhaupt Gleichgesinnte zusammentreten, versteht sich von selbst; und so weit ist die Sache ohne Gefahr. Auch das hat im Ganzen

nicht viel auf sich, daß bey jenen Zusammenkünften bisweilen das Maaß in Worten und Thaten überschritten, und die von Gespräch und Wein erhitzte Jugend zu Händeln hingerissen wird. Bey allen gesellschaftlichen Verbindungen ist das Gesetz der Ehre, stillschweigend oder ausdrücklich anerkannt, ein Grundgesetz. Es kann also auch den academischen Verbindungen nicht mangeln; aber es muß gefährlich werden, wenn die Ehre, deren Verletzung der Zweykampf verhüten will, durch dieses Mittel errungen oder gesteigert werden soll; wenn das Grundgesetz zum Mittelpunkte des Vereins erhoben, und das, was seiner Natur nach nur negativ ist, in ein positives Ziel umgewandelt wird.

Dieser Ausartung können besonnene Vorstände (Senioren) sehr leicht zuvorkommen. Da aber die Natur des academischen Zusammenseyns eine öftere Veränderung der Vorstände herbeyführt, so geschieht es oft, daß eine Landsmannschaft oder Orden, der sich eine Zeitlang durch Ordnung und Mäßigung ausgezeichnet hat, schnell verwildert, und die Auszeichnung auf der entgegengesetzten Seite sucht.

Bilden sich nun auf derselben Universität durch die natürliche Anziehung des Gleichartigen mehrere Vereine dieser Art, so wird die Wahrscheinlichkeit des Uebels immer größer. Denn es

ist unvermeidlich, daß sich diese Vereine unter einander anziehn und abstoßen, woraus, wie unter den Völkern, Parteyungen entstehn. Gemeiniglich zieht dann, bey der unvermeidlichen Reibung in dem engbeschränkten Studentenleben, die Ausartung einer Landsmannsschaft die der andern nach sich, so daß endlich alle die, welche zu solchen Verbindungen gehören, in einem unaufhörlichen Kriegszustande begriffen sind.

Da nun das Gesetz, bey der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß jeder Studenten-Verein in dem Zustande der Ausartung begriffen sey, allen entgegentritt, so drängt sich ein neues Uebel ein, wodurch die schon erwähnten noch verderblicher werden, nämlich das Geheimniß. Während dieses die Zahl der Bundesglieder vermehrt, gesellt sich zu seinem Reize auch der Reiz der Gefahr, die alle Mitglieder des verbotenen Vereines umgibt, und die Aussicht der Auszeichnung in dem Orden, die durch kühne Verletzung des öffentlichen Gesetzes zu Gunsten des geheimen gewonnen werden kann. Indem hier auf der einen Seite die Zahl der Händel sich vergrößert, werden sie auf der andern durch den im Verborgenen genährten Parteyhaß immer gefährlicher. Die Zusammenkünfte werden zahlreicher, weil die Geschäfte sich mehren; und diese Geschäfte bestehen größtentheils in den Berathungen über wilde und blutige

Händel. So kann es kommen, daß diese Vereine, wie die von Flibonstiers, kein anderes, als ein mit Blut beflecktes Vergnügen bieten und anerkennen.

Der Zeitverlust und die unnütze Geldverschwendung sind hierbey die geringern Uebel; wichtiger ist die Gefahr des Lebens und der Gesundheit, am allerwichtigsten, die um sich greifende, und durch ein Phantom von Ehre aufrecht erhaltene und genährte Roheit.

Die Macht, mit welcher dieses Phantom in der Beschränkung des academischen Lebens gebietet, ist der eines Tyrannen gleich, der sich in einem kleinen Freystaate, mit einer Anzahl entschlossener Schergen umringt hat. Es ist aber keineswegs das unmittelbare Erzeugniß der academischen Vereine, so wenig als die Zweykämpfe bey dem Soldatenstande unmittelbar aus der Organisation der Heere hervorgehn. Es sind nicht die Landsmannschaften und Orden, die den unseligen Ehrenpunkt auf die Universitäten gebracht haben; und wenn sie ihn erhalten und pflegen, so liegt dieß eben so tief in der Natur der Sache, als daß jedes Officiercorps jedes seiner Mitglieder, welches eine Beleidigung erlitten hat, durch bekannte Mittel entweder zum Zweykampfe oder zu einem schimpflichen Austritte nöthigt.

Der Zweykampf, den die freyen Bürger der

alten Staaten nicht kannten *), ist das Erbtheil einer Zeit, wo die Richter in vielen Fällen kein anderes Mittel der Entscheidung wußten, als das Gottesurtheil des Zweykampfes, zu dem denn auch der freye Mann oft seine Zuflucht nahm, ohne nach Recht und Richter zu fragen. Wo die Gesetze nichts gelten, da tritt unvermeidlich die Gewalt ein, und es kömmt bald dahin, daß es freyen Leuten eine Schmach dünkt, einer andern Vorschrift zu gehorchen, als die das Gesetzbuch der eigenmächtigen Gewalt gibt. Wir wollen dieß, so wie viele andere Mängel und Gebrechen, der guten alten Zeit nicht zur Last legen, da es aus dem chaotischen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig hervorging, in welchem nichts geordnet war, als die Priesterherrschaft. Aber nachdem sich die Gesellschaft gänzlich umgestaltet, nachdem Recht und Gesetz den ihm darin gebührenden Rang entweder wirklich eingenommen hat, oder doch gebieterisch fordert, fährt der Geburts-Adel fort, in der Voraussetzung einer ihm als Vorrecht zustehenden Gesetzfreyheit, das alle bürgerliche Ordnung störende Vorurtheil mit einer Art von Religiosität in seinem Schooße aufzubewahren. Dieser Umstand wirkt unvermeidlich auf das academische Leben ein.

*) Nur erkaufte Sclaven ergötzten als Gladiatoren das römische Volk durch blutige Zweykämpfe.

So lange der Adel dem Vorrechte des Zwey-kampfes nicht entsagen kann, so daß der beleidigte Edelmann, allen Gesetzen zum Trotz, bey Strafe der Verachtung, nur bey seinem Degen Hülfe suchen darf, so ist es auch, bey der nothwendig geforderten Gleichheit der Studirenden, durchaus unvermeidlich, daß sich jeder Student das von dem Adel als Recht geforderte Unrecht anmaaße. Ja, der Edelmann würde, bey dem in seiner Classe geheiligten Vorurtheile, ohne die Gleichstellung aller in dem Rechte, erlittene Beleidigungen mit Blute auszuwaschen, gar nicht auf einer Universität als academischer Bürger bestehen können *). Es fällt also in die Augen, daß die Zweykämpfe auf den Universitäten in einem tief gewurzelten Uebel der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt begründet sind, in welcher die Gesetze noch nicht die ihnen gebührende Würde bey allen Ständen genießen; und daß, so lange nicht überhaupt der Zweykampf ausgerottet wird, auch der Student das einzige Vorrecht des Adels, bey welchem nichts zu gewinnen, aber Alles zu verliehren ist, auf keine Weise fahren lassen kann **).

*) So wenig als bey einem Regimente, wenn er bürgerlichen Officieren das Recht der Genugthuung verweigern wollte.

**) Daß erneuerte und vermehrte Verbote und geschärfte Duellmandate den Zweykampf nicht aus-

Wir kommen auf unsern ersten Gegenstand zurück. Die Uebel der academischen Vereine, die wir so eben erwähnt, und auf keine Weise gemildert haben, scheinen sich seit einiger Zeit mit einem andern und schlimmern Uebel verbündet zu haben, das jene ältern fast in Vergessenheit gebracht hat.

---

rotten können, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Es ist aber bedenklich Gesetze zu geben, die nicht streng in Ausübung gebracht werden können, sondern umgangen werden müssen. Unter Friedrich dem Zweyten waren einst die Zweykämpfe bey dem Heere mit der Strafe der Cassation belegt. Gleich nach Erscheinung des Befehls wird ein junger Lieutenant von dem besten Rufe beleidigt, und da er das Gesetz ehrt, von seinen Cameraden in Verruf gebracht. Der Oberste des Regiments zeigt dem Könige den Vorfall an, und daß das Regiment in Gefahr sey, einen guten Officier einzubüßen. Der König versprach Hülfe. Als er zur Parade kam, ließ er den jungen Mann kommen, und sagte ihm: Ich habe gehört, daß Er Händel gehabt hat, und sich schlagen will. Untersteh er sich nicht, sonst kömmt er acht Tage in Arrest. Verlaß er sich darauf. — Daß der Lieutenant diesen Wink benutzte, sich schlug, und den Arrest aushielt, versteht sich von selbst. Ihm war geholfen; aber was war aus dem Gesetze geworden?

die schwere Beschuldigung des Hochverrathes, den sie in ihrem Schooße nähren sollen, schwebt über ihnen; und jeder Verein academischer Bürger ist als eine Werkstätte des Aufruhrs bezeichnet worden. Solcher Argwohn lag sonst fern, und es ist schmerzlich ihn in einer Zeit erregt zu sehn, wo eben ein großer Theil der studirenden Jugend ihre Gesinnungen für das Vaterland und seine Fürsten durch freywillige Theilnahme an den Gefahren des Krieges bethätigt hatte.

Da vor allen die Idee der Burschenschaft als Gefahr bringend bezeichnet worden, so müssen wir wohl auf diese Art des Vereins vor allen Dingen unsere Blicke richten.

Die Idee der Burschenschaft in ihrer ersten Gestalt und an sich selbst verdient keinen Tadel.

In jener schönen Zeit neubelebter Vaterlandsliebe, an die wir uns alle wohl mit Freude erinnern, gaben sich Viele, und nicht die Unedelsten, der Hofnung hin, alle Völker des deutschen Vaterlandes, so wie sie sich in den Tagen der Gefahr als Brüder gefühlt hatten, auch künftig durch sittliche und politische Banden vereinigt zu sehn. Dieser Gedanke hatte auch die academische Jugend ergriffen. Mit tiefem Unwillen erkannten jetzt die Besten unter ihnen die schlimmen Gebrechen der Landsmannschaften, die das alte Uebel des deutschen Vaterlandes, den Zwiespalt seiner Einwoh-

ner, auf die Hochschulen übertrugen; und alle ihre andern Uebel wurden mit stärkern Widerwillen als je gefühlt. Was früher wohl schon oft besprochen, aber nie zur Ausführung gebracht worden war, wurde jetzt erst von dem erhöheterem Eifer für möglich geachtet — Aufhebung der einzelnen Landsmannschaften, Vereinigung zu einer gemeinsamen Burschenschaft unter bessern und würdigen Gesetzen, Friede und Eintracht in dem bisher vielfach getheilten und gespaltenen Wesen. Ohne Zweifel wurde auch hier weit mehr gehofft, als die Ausführung leisten konnte; aber jene Hofnungen waren der durch eine große Zeit angeregten Jugend würdig, und ihre Quellen unverächtlich. Das was daraus hervor ging, wenn auch nicht frey von Uebertreibung und Pedanterey, konnte doch da, wo man den Geist der Jugend verstand, um desto weniger Besorgnisse erregen, da es sich nicht, wie das ehemalige Treiben der Landsmannschaften hinter dem Schleyer des Geheimnisses verbarg. Ob auch hier das, was in der besten Absicht unternommen worden, ausgeartet und gemisbraucht worden, wissen wir nicht; Beweise dieser Ausartung sind uns nicht bekannt; denn die Vergehungen oder Verbrechen einzelner Glieder des Vereins, können dem Vereine selbst so wenig zur Last fallen, als die Verbrechen eines Freymaurers der Maurerey. Auch scheint es uns, daß, bey der Oeffentlichkeit

aller Verhandlungen der Burschenschaft, nichts leich-
ter gewesen seyn würde, als ihrer Ausartung vorzu-
beugen, und ihr Streben in den rechten Schran-
ken zu halten. Es war schon viel gewonnen, daß
die armselige und doch oft so blutige Politik der
Landsmannschaften gegen einander vernichtet, und
ein edleres Ziel aufgesteckt war, als das wüste
puntiglio des alten Comments gab; wodurch zu-
gleich dem rohen Cynismus der Einen, und der
ekelhaften Stutzerey der Andern gesteuert war.
Wer die Einseitigkeit der Jugend kannte, konnte
auch in ihren patriotischen Declamationen keine Ge-
fahr für das Vaterland argwohnen; ja, er mußte
es bedenklich finden, dem, was an sich ganz un-
schädlich ist, durch voreiliges Mißtrauen und Um-
deuten einen tiefern Sinn zu geben. Oder sollte
es in der That Gefahr gebracht haben, wenn ei-
nige Dutzend Jünglinge sich in ihren Zusammen-
künften über wirkliche oder vermeinte Gebrechen
des Vaterlandes nach ihrer Weise ereiferten, an
deren Vermehrung sie vielleicht selbst, wenn das
bürgerliche Leben sie in seine Schranken aufgenom-
men hatte, helfen mußten? Nie wird eine Re-
gierung, die auf dem festen Boden der Wahrheit
und Gerechtigkeit ruht, Ursach haben, vor freyen
Worten und einem offnen dreisten Sinne zu zittern;
und in dem Bewußtseyn ihrer Unerschütterlichkeit
wird sie der Jugend den kurzen Wahn gern gön-

nen, daß sie aus ihrem freyern Standpuncte, unverwirrt durch die künstlichen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, die Gebrechen des Staates und die Mittel ihrer Heilung besser kenne, als die besoldeten, auf Kosten des Spitals zehrenden Aerzte. Viel Gutes ist an diesen Traum geknüpft, und was Unrecht darin seyn mag, das stellt das Leben in Kurzem zurecht. Nur diese offne und kühne, auch des Uebermaaßes fähige, oft überschäumende, durch Unrecht und Willkühr leicht zu entzündende *), aber eben so leicht für Recht und Wahrheit zu entflammende Jugend kann die Hoffnung des Vaterlandes seyn. Sie durch Furcht zu beherrschen, und durch beharrliche Anwendung der Gewalt entweder nieder zu beugen, oder in den finstern Versteck des Geheimnisses zu scheuchen, ist nicht schwer; aber was wird die Folge seyn? Wo der Staat freysinnige Bürger bedarf, wird er Sclaven finden. Der erhebenden Erinnerung an

*) Auf der Universität Halle bildeten sich die ersten Lanndsmannschaften im Jahr 1717, als ein Student der Theologie mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt wurde. Diese Gewaltthat veranlaßte einen Aufstand, und um sich künftig besser zu schützen, ordneten sich die Studenten in Landsmannschaften. S. Meiners Geschichte der hohen Schulen. 4 Band. S. 163. ff.

eine frohe und selbstgenügende Jugend beraubt, werden nur Diener Eigennutzes mit schwachen Schultern die Throne stützen, und wenn wahrhafte Gefahren drohn, werden sie sich von Geist, Rath und Muth verlassen sehn. Des Deutschen trägerer Geist, bedarf mehr und stärkere Anregungen; diese Anregungen gibt das academische Leben, wenn man ihm freye Bewegung in seinen Schranken gönnt. Die Kräfte mangeln nicht; sie hemmen, kann auch ein todes Werkzeug; sie zum Guten lenken, fordert Geduld, Milde und Mäßigung. Nachdem die Studentenvereine ein Jahrhundert hindurch ohne allen Erfolg bekämpft worden sind, wäre es vielleicht der Mühe werth, zu versuchen, ob sie nicht durch völlige Freygebung und Oeffentlichkeit unschädlich gemacht, und selbst zur Beförderung der heilsamen Zwecke des academischen Lebens benutzt werden könnten.

* *
*

Viele und mannichfaltige Uebel drücken unser Vaterland, und Niemand ist so von der Bewunderung desselben bethört, daß er nicht seine alten und tiefgewurzelten Schäden erkennen sollte. Wer aber das Vaterland aufrichtig liebt, wird es davon gereinigt zu sehn wünschen, wenn es auch auf seine eignen Kosten geschähe. Solche aufrichtige und uneigennützige Liebe glüht am lebendigsten in den Gemü-

thern der Jugend; sie fühlt jeden Vorwurf, der das Vaterland trifft, mit dem tiefen Unwillen, mit dem sie eigene Beleidigungen fühlt, und haßt jede Hemmung freyen Aufschwungs, jeden Feind der vaterländischen Ehre, wie einen eignen. Wer möchte dieses Gefühl tadeln? Wer möchte nicht auch sein eigenes Herz immer von neuem dieser reinen Flamme übergeben, und die Schlacken ausbrennen, die sich in den verworrenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens ansetzen, und es zuletzt gänzlich entstellen? Sollte es nicht erfreulich seyn, daß es in dem durch kriechenden Stolz und hochmüthige Unterthänigkeit entadelten Leben noch irgendwo Altäre des Freymuths gibt, welche die Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes, zu sich einladen, und ohne Verheißung eines augenblicklichen Gewinns, ihre noch unentweihten Herzen mit jener reinen Begeisterung durchglühn, die um eines hohen Zweckes willen auch das Schwerste vermag? daß in dem Heiligthume der Wissenschaft und jeglicher Bildung die Flamme erhalten wird, an der sich Liebe zum Recht und Haß der Willkühr und des Unrechts nähren? und daß es doch wenigstens Einen Zeitpunkt in dem Leben eines wissenschaftlich gebildeten Menschen gibt, wo es ihm erlaubt ist, ohne Rücksicht auf die willkührlichen Bestimmungen von Groß und Klein, nach eignem Gefühl und eigner Einsicht, das Schlechte schlecht

zu nennen, und es mit der vollen Kraft des fri-
schen Alters und Herzens zu hassen? Wer diese Ge-
sinnungen fürchtet, der spricht sein eigenes Urtheil
aus, und es ist ihm zu rathen, sich in die Mauern
eines Klosters zu verschließen, und hier so lange
vor stolzen Obern zu zittern, bis er auf der Stu-
fenleiter heuchlerischer Niederträchtigkeit selbst da-
zu gelangt ist, anderes ihm ähnliches Gezücht zu
seinem Füßen zittern zu sehn.

* * *

Verstimmung der Zeit.
1819.

Fast in allen civilisirten Ländern thut sich in
dem gegenwärtigen Augenblicke eine gewisse Unruhe
kund, die wenigstens so viel zeigt, daß man sich
nicht behaglich fühlt. Es mag wohl seyn, daß den
Völkern jetzt Manches anstößig ist, was ihnen vor
funfzig Jahren noch keinen Kummer machte, und
daß sie Mängel und Misbräuche wahrnehmen, wo
sie ehedem nur ein Hergebrachtes sahen, nach des-
sen Ursach und Recht sie nicht weiter forschten. So
mag es jetzt wenigstens scheinen, wo die Zeiten der
behaglichen Ruhe fern genug von uns liegen, um
sich mit dem Nebel zu umziehen, der den Träu-
men einer gutmüthigen Phantasie so sehr zu statten
kömmt. Die Stimmen der Einzelnen verhallen

in dieser Ferne; und Viele, weil sie nichts der- gleichen hören, schmeicheln sich, daß der Zeitraum, welcher seit dem Hubertsburger Frieden bis zu dem Vereine von Pillnitz verflossen ist, nur zufrie- dene Menschen umfaßt habe, die sich in der beste- henden Verfassung ihres Glückes erfreuet, keine Veränderung gewünscht und an nichts weiter ge- dacht haben. Diese Ansicht ist ergötzlich, aber falsch. Auch in jener Zeit war, wie immer, der Klagen genug; Vieles wurde getadelt, und nicht insgeheim nur. Die Regierungen wehrten diesen Klagen wenig oder nicht, und gingen ihren Gang. Manches Getadelte wurde gebessert; vieles Gute auch aus freyem Antriebe gewirkt; an die Noth- wendigkeit großer Reformen wurde nicht gedacht. Die Möglichkeit einer Staats-Umwälzung lag den Regierenden, wie den Regierten fern.

Aber seit einem halben Jahrhunderte hat sich in der civilisirten Welt nicht mehr als Alles ge- ändert. Alles berührt sich näher; Alles schwingt sich rascher um. Reisen und Kriege, häufiger und ausgedehnter, als je zuvor, haben die Völker der Erde unter einander gemischt; der Austausch ihrer Einsichten, wie ihrer Erzeugnisse, ist häufiger ge- worden; die Zahl der Vorurtheile hat sich vermin- dert, die der Bedürfnisse vervielfältigt, und der Wunsch der Befriedigung hat alle Kräfte auf das Lebhafteste erregt. Alles bewegt sich mich größerer

Heftigkeit den Zielen des Genusses zu, und bey der raschen Bewegung ist jeder Anstoß empfindlicher. Es ist also wohl ganz natürlich, daß Alles, was die Regsamkeit hemmt, jetzt, wo eine größere Menge sich auf allen Wegen der Betriebsamkeit drängt, schneller wahrgenommen, und aus den angeführten Gründen stärker als vordem gefühlt wird.

Hierüber der Zeit Vorwürfe zu machen, sie anzuklagen über das, was durchaus nothwendig aus den Umständen fließt, wäre eben so ungerecht als unnütz. Zu allen Zeiten ist die Menschheit durch das Streben nach Genuß bewegt worden, und Europa ist das, was es ist, nur durch die Regsamkeit seiner Bewohner, welche die Folge des Strebens nach Befriedigung ist. Das Maaß der Bedürfnisse hängt von den Umständen ab. Wen wandeln nicht Wünsche an auf einem vollen und reichen Markt? Und wann waren die Märkte der Welt mit Allem, was Geist und Sinn reizen kann, besser gefüllt? Es hat zu allen Zeiten der Weisen nur wenige gegeben, die ohne Wunsch an den Inseln der Sirenen vorüber schiffen mochten. Auf seinem kleinen Sabinum genügte dem geistreichen Schützlinge Mäcens sein Kohl und das blanke Salzfaß auf reinlichem Tische; aber wer kann dem Statthalter von Barataria und seines Gleichen den Unmuth verargen, wenn an der reichbesetzten Ta-

fel das Stäbchen des meisternden Arztes oder sonst ein willkührliches Verbot gerade bey den leckersten Schüsseln dem scharfen Hunger Ruhe gebietet?

Diese Eine Quelle des Unmuths ist so reich und erklärt so viel, daß man sich nach einer zweyten kaum umzusehen braucht.

Und doch gibt es deren noch mehrere, die der Zeit eben so wenig zum Vorwurf gereichen.

Ein Sprachverbesserer, der sich an der deutschen Rechtschreibung ärgert, was vor ihm schon Vielen begegnet ist, hat jüngst in einem vielgelesenen Blatte die Willkührlichkeit unserer Orthographie für eine Hauptquelle der Uebel erklärt, an denen unser Vaterland krankt; so wie schon vor längerer Zeit ein anderer Grammatiker das heillose Buchstabiren der Erbsünde gleich setzte, von welcher die Theologen damals die Welt zu befreyen suchten. Wir glauben unserer Seits, daß von allen Arten der Willkührlichkeit die orthographische bey weitem die erträglichste ist, und daß es in der Politik, in der Rechtspflege, in der Theologie, in der Erziehung, und in noch andern eben so wichtigen Gegenständen des Lebens weit andere Inconsequenzen und Widersprüche gebe, über die einem lebhaften Kopfe leicht die Gedult ausgehen kann. Vieles davon ist leider sehr alt; aber wird ein Uebel durch sein Alter ehrwürdig, oder wird ein körperliches Gebrechen ein Gut, weil man schon lange

damit behaftet ist? Viele jener Uebel sind auch nicht erst seit gestern erkannt und verurtheilt worden; aber die Zeit hat ein helleres Licht auf sie geworfen, so daß sie jetzt auch von stumpfen Augen erkannt werden können. Hierzu hat allerdings — wer möchte es leugnen? — die französische Revolution Vieles, ja das Meiste beygetragen. Nicht daß sie die alten Gebrechen, an denen Europa krankt, zuerst entdeckt hätte — sie waren längst bekannt — aber die Kühnheit und Oeffentlichkeit des Angriffes und die Klarheit, mit welcher die Klage geführt wurde, ergriff die ganze Welt, und rief auch die Trägsten zur Theilnahme und zum Nachdenken auf. Der bequeme Traum von Unverbesserlichkeit, in welchem sich eine große Anzahl von Optimisten gewiegt hatten, verschwand, und eine Menge von Uebeln, an die man bisher nicht gedacht hatte, trat den Erwachten in ihrer Nähe entgegen. Dieß mag man ein Unglück nennen, wenn man will; aber dieses Unglück war eben so unvermeidlich als das Verschwinden des Paradieses nach dem Genusse der Frucht des Erkenntnisses. Es blieb nun nichts übrig, als, wie der Vater der Menschen, alle Kräfte aufzubieten, um sich das zu verschaffen, was man zu besitzen geträumt hatte. Die Erkenntniß eines Uebels zieht nothwendigerweise den Wunsch der Abstellung desselben nach sich; und eben so nothwendig folgt der Nichterfüllung gerechter Wün-

sche der Unmuth nach. Sich über diesen natürlichen und unvermeidlichen Gang der Dinge zu ereifern, auf die französische Revolution und die Philosophen, die sie verschuldet haben sollen *), zu schmähen, die zeitgemäße Mittheilung dessen, was geschieht, und die gerechte Beurtheilung desselben, den Schriftstellern als eine Unthat zur Last zu legen, das wollen wir denen überlassen, die sich weiser dünken als die Vorsehung, und stärker zu

---

*) Ein Bürger von Argos stand in dem Wahne, immerfort die schönsten Schauspiele zu sehn. Er war ein glücklicher Mann, wenn er so allein vor der Bühne saß, und, zugleich Dichter, Schauspieler und Componist, nichts sah und hörte, als was das Gemüth erfreuen und entzücken konnte. Seine Verwandten übergaben ihn einem Arzte, und sein Wahnsinn verschwand. „Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, rief er aus, nicht geheilt." Diese Klage war ihm verstattet, da ihm die Cur mit einemmal wieder zu einem ganz prosaischen Menschen gemacht hatte. Aber wie? wenn er den Arzt angeklagt hätte, der seine Pflicht gethan, ihn einen Räuber und Gottesleugner gescholten, und ihm Alles Böse zur Last gelegt hätte, das er jetzt mit seinen gesunden Augen statt der Phantasien seines Traumes sah? wäre das nicht eine noch schlimmere Art des Wahnsinns gewesen? Nimirum sapere est abjectis utile nugis.

seyn glauben, als die Natur der Dinge ist. Diese Natur der Dinge können die heißesten Wünsche nicht ändern, so wenig als sie die Wirkungen von ihrer Ursache trennen können. Das Geschehene macht keine menschliche noch göttliche Gewalt ungeschehen; und man mag seine Uhr zurückstellen wie man will, die Zeit geht niemals zurück. Wer also Lust hat mit Windmühlen zu kämpfen, mag gegen die Aufklärung der Zeit zu Felde ziehn, und den Nebel zurückbeschwören, der freylich Manches groß machte, was jetzt klein erscheint. Aber wenn die Sonne Einmal aufgegangen ist, so kann zwar Jeder den sie blendet, die Kappe über die Augen ziehn, und sich bereden es sey Nacht, aber alle Löschhörner der Bedlamiten werden nicht Einen ihrer Strahlen auslöschen.

So wie die menschliche Gesellschaft einmal gestaltet ist, wird die Unzufriedenheit nie von der Erde weichen, bis zur Wiederkehr des goldenen Weltalters, womit es noch keine Eile zu haben scheint. Soll man aber darum nicht versuchen, was die Abstellung veralteter und sinnwidriger Einrichtungen, oder eingeschlichener Misbräuche wirke; und dem Unhaltbaren, statt es mit unhaltbaren Gründen zu vertheidigen, den Abschied zu geben? Man hätte auf jeden Fall bey jedem Misbrauche, den man abstellte, das frohe Bewußtseyn, Etwas Gutes beabsichtigt zu haben, wenn auch wirklich

der Zweck, die Menschen zufriedener zu machen, gegen Erwarten, unerreicht bliebe. Ob irgend Jemand ein Recht habe, eine solche Abstellung zu fordern, mag gänzlich im Dunkeln bleiben. Daß es klug und rechtschaffen wäre, wird Niemand leicht bezweifeln, und eine kluge und rechtschaffene Handlung verliehrt gewiß nicht dadurch an ihrem Werthe, daß sie auch eine großmüthige ist.

* * *

Sehr oft ist die Behauptung aufgestellt worden, daß bey einem Volke, das sich glücklich fühle, der Thron sicher vor Erschütterungen sey. Ich bin weit entfernt diese Behauptung zu bestreiten; aber die schwankende Beschaffenheit der aufgestellten Bedingung gibt nur eine unsichre Gewährleistung für die Richtigkeit ihrer Anwendung. Der Begriff des Glückes ist in einem hohen Grade relativ, und das Gefühl desselben hängt von den größten Zufälligkeiten ab. Es steht ganz und gar nicht immer in der Gewalt selbst der weisesten und wohlthätigsten Regierungen, die Wohlfarth eines Volkes so weit zu befördern und zu erhalten, daß es sich, wir wollen nicht sagen, glücklich, sondern nur nicht unglücklich fühle. Keine Regierung kann dem Schicksale gebieten; die Lagen aber, die das Schicksal herbeyführt, können verzweifelt seyn;

und doch kann der Thron in den Stürmen des Unglücks unerschüttert bleiben. Das, was ihn aufrecht erhält, ist also nicht ein ungewisses Gefühl von Wohlbehagen, das von ihm ausströmt, sondern etwas ganz anderes, dessen Erhaltung und Sicherstellung glücklicherweise in den Händen der Mächtigen liegt, der Glaube an die Gerechtigkeit und das Wohlwollen des regierenden Hauptes, und die Ueberzeugung, daß das Glück, welches sein Land genießt, ohne diese Regierung keine Dauer haben würde, das Unglück aber, das es betraf, durch sie nicht verschuldet worden.

* * *

Die rechten Fürsten.

Das was einem Fürsten bey seinem Volke zu Ansehn bringt, und es mit Vertrauen und Liebe an seinen Thron kettet, sind nicht die Talente, die er besitzen mag, noch seine Gelehrsamkeit, noch sein Witz. Es hätte Friedrich dem Zweyten wenig geholfen, ein guter Dichter und trefflicher Flötenspieler zu seyn; Als Feldherrn haben ihm Manche den Rang streitig machen können; Jacob der Erste von England, und gewiß noch viele andre waren reicher an gelehrten Kenntnissen; aber was

ihm vor so vielen seines Standes die Achtung der Welt und Nachwelt sichert, was unabhängige Zeitgenossen, und selbst seine Feinde genöthigt hat, ihn mit dem Beynahmen des Großen zu ehren, war der gleichförmige Eifer, mit dem er seine Pflichten erfüllte; die Gewissenhaftigkeit, mit der er während seiner langen Regierung den Geschäften seines hohen Berufes oblag; der Ernst, mit dem er das Ernste betrieb; die Kenntniß der Bedürfnisse seines Volkes und sein Eifer ihnen nach Kräften abzuhelfen; endlich die Einfachheit seines Lebens, und die prunklose Würde desselben. Ueberall ist Tüchtigkeit die Mutter des Gehorsams; und um den Leichtsinn und die Trägheit der Diener zu bannen, gibt es kein sichreres Mittel, als den Ernst und die Thätigkeit des Herrn. Wo die Federkraft des Mittelpunktes ruht, da wird bald der Umkreis aufhören zu schwingen; oder wenn auch die Bewegung des Werkes noch eine Zeitlang den frühern Anregungen folgt, so wird doch die Würde der Regierung unvermeidlich sinken, wenn sie von dem Fürsten verkannt wird. Der Fürst, von dem man weiß, daß ihm die Geschäfte gleichgültig oder zuwider sind; daß er sie unter dem geringfügigsten Vorwande aufschiebt und vergißt; daß er nicht nach dem redlichen Diener fragt, der seine Pflicht thut, aber nicht den Hof zu machen weiß; der weder die Bedürfnisse seines Landes, noch die

Mittel ihnen abzuhelfen kennt; nicht die Sache, nur die Sache im Auge hat, und die Einflüsterungen der Gunst mehr als die Forderungen der Gerechtigkeit achtet; ein solcher Fürst wird der Verachtung nicht entgehen können, wie gelehrt oder talentvoll er auch sey. Das was allein eine wahre und dauernde Achtung unter den Menschen gibt, ist Character und Tüchtigkeit, und nur durch die Vereinigung mit dieser erhalten andere Eigenschaften, wie glänzend sie auch an sich seyn mögen, einen Werth. Ludwig der Funfzehnte war reich an mannichfaltigen Kenntnissen; keiner seiner Vorfahren war gebildeter als er. Die Wissenschaften machten unter seiner Regierung große und glänzende Fortschritte, und er selbst trug dazu bey. Aber von allen dem Glanze, der sein Jahrhundert erleuchtete, fiel kein Strahl auf den König, der doch auch schön und liebenswürdig war, aber wie gewisse Naturkörper, das Licht nur einsog, ohne dadurch heller zu werden. Der Character des Menschen entzog dem Könige die Würde, und gab ihn der Verachtung der Welt und selbst seines Hofes Preiß. Als er den Duc de Choiseul seiner Stelle entsetzte und auf seine Güter verwieß, wurde dieser von einem Theile des Hofes begleitet, und die ausgezeichnetesten Männer rechneten es sich zum Ruhm, den Hofstaat des verwiesenen Ministers durch ihre Gegenwart zu vergrößern. Eine solche

Erscheinung wäre unter seinem Vorgänger unmöglich gewesen *). Racine starb vor Gram, da ihm dieser König sein Wohlwollen entzogen zu haben schien **); ja ein Anderer überlebte sein Schweigen nicht ***). So groß war der Unterschied, nicht der Zeiten, sondern der Könige!

* * *

---

*) Galt es doch fast für Frevel, daß Tanaguid Le Fevre dem unglücklichen Fouquet eines seiner Werke widmete.

**) Die gemeine Meinung ist, Racine habe sich die Ungnade des Königes durch die unbedachte Erwähnung Scarrons in der Gegenwart der Maintenon und des Königs zugezogen. Nach andern hatte er, auf Verlangen der Maintenon, eine Denkschrift aufgesetzt, die den traurigen Zustand des Reiches schilderte. Der König las sie mit Unwillen, und verlangte den Nahmen des Verfassers zu wissen. Die Maintenon nennt ihn, aber ihn zu vertreten wagt sie nicht. In jedem Fall ist die Schwachheit des großen Dichters beklagenswerth, die seiner falschen Gönnerin verabscheuungswürdig.

***) Der General Laubanie hatte sich bey der Vertheidigung von Landau (1704) ausgezeichnet. Eine Granade, die in seiner Nähe sprang,

Te ne magis salvum populus velit, an
populum tu,
Servet in ambiguo, qui consulit et
tibi et Urbi,
Juppiter! —

Welches sind die Fürsten, deren Andenken in dem Herzen ihrer Völker lebt? deren Nahme mit immer wachsendem Segen von Enkel zu Enkel geht? Es sind die, welche ihre Völker liebten; welche mit Gott ergebenem Sinne, durch jene Liebe gestärkt, die Würde ihres hohen Berufes trugen; welche nie erwachten, ohne des großen Tages zu denken, wo sie vor dem Richtstuhle der ewigen Gerechtigkeit Rechenschaft ablegen werden über die Anwendung ihrer Zeit; die Väter der Völker, die Priester heiliger Gerechtigkeit, die gewissenhaften Verwalter des anvertrauten Pfundes. —

---

hatte ihn der Augen beraubt. Der Duc de Bourgogne stellte ihn einige Zeit darauf dem Könige mit den Worten vor: Ihr Majestät sehen hier einen armen Blinden, der einen Stab (den Marschallstab) braucht. Der König antwortete nichts, und über dieses Schweigen grämte sich der tapfere Laubanie so daß er krank ward und starb.

Maria Theresia, die Mutter ihres Volkes, führte, als sie den Thron ihres Vaters bestieg, den Gebrauch ein, dreymal in jeder Woche öffentliches Gehör zu geben, wobey Jeder, ohne Unterschied des Ranges und Standes, seine Wünsche an das Herz der Landesmutter legen durfte. Einigen Großen misfiel dieser Gebrauch. Sie benutzten jede Veranlassung, der Kaiserin zu Gemüth zu führen, daß sie durch ihre Güte unbescheidene Klagen hervorrufe; daß sie ihre Minister bloß stelle; endlich, daß die langen, oft mühevollen Sitzungen ihrer kostbaren Gesundheit schaden könnten.

Diese Vorstellungen, bey den mannichfaltigsten Gelegenheiten und in den verschiedensten Formen wiederholt, fanden endlich Gehör. Das Gemach der Kaiserin wurde dem Volke verschlossen; die öffentlichen Sitzungen hörten auf. Das Volk trauerte. Da übernahm der Prediger der Kaiserin das bedenkliche Geschäft, ihr die allgemeine Trauer zu enthüllen. Indem er von den Pflichten der Fürsten sprach, sagte er: „Wie können die Großen die Leiden ihrer Völker erfahren, wenn sie sich hinter undurchdringlichen Mauern vor allen Augen verborgen halten? O ihr Könige seyd Väter der Armen, der Wittwen und Waisen! Höret ihre Klagen, helft ihnen, oder legt Eure Krone

nieder, die Ihr zu tragen nicht werth seyd, wenn Ihr jene Pflicht nicht erfüllt."

Diese Worte, mit fester Stimme ausgesprochen, machten auf den versammelten Hof die verschiedensten Eindrücke. Die Rathgeber der Kaiserin ergrimmten; sie selbst aber vergoß heiße Thränen. Der alte Gebrauch wurde wieder hergestellt, und als sich Einige herausnahmen, den redlichen Priester zu tadeln, sagte sie: „Laßt ihn in Ruhe. Er hat seine Pflicht gethan; ich werde die meinige thun."

* * *

In der Geschichte Ludewig des Heiligen erzählt Joinville, wie er oftmals gegenwärtig gewesen, wenn sich der König nach der Messe unter eine Eiche gesetzt, von seinen Dienern umgeben, und wie dann Jeder, der ein Anliegen gehabt, mit ihm habe sprechen dürfen. Und wenn die Leute Rechtshändel hatten, ließ er diese durch einige erfahrene Männer schlichten, die sich in seinem Gefolge befanden.

* * *

Als der König von Frankreich, Karl der Fünfte, durch unrichtige Angaben verleitet, ei-

nige seiner Diener ihres Amtes entsetzt hatte, nahm er, nach erkanntem Irrthum, seinen Beschluß in folgenden denkwürdigen Worten zurück: „Unaufgefordert und aus eigner, reiner und königlicher Pflicht, welcher es zukömmt zu widerrufen und zu verbessern jegliche That, sowohl die unsrige als fremde, jedesmal wenn wir erkennen, daß in ihr die Gerechtigkeit verletzt worden ist, vornehmlich durch Belastung und Unterdrückung des Unschuldigen, erklären wir hiermit, daß die von uns verordnete Dienstentsetzung und was weiter darauf gefolgt ist, nur als eine Handlung der Gewalt, nicht aber des Rechts ergangen, daß sie durch falsche Eingebungen und große Zudringlichkeit erhalten, nicht aber aus unserm freyen Willen beschlossen worden.“ (S. Recueil de divers Mémoires servans à l'Histoire. 1623. S. 375 ff.)

* * *

Le Rozier des Guerres.

Ludwig der Eilfte von Frankreich, obgleich als Mensch des größten Tadels werth, erkannte doch als König das Rechte sehr gut, und übte es auch oft aus, wenn ihn nicht das tückische Phantom politischer Klugheit täuschte. Eine Schrift, die er zum Unterrichte seines Sohnes entworfen

hat, und die den etwas sonderbaren Titel eines Rozier des Guerres *) führt, legt ein günstiges Zeugniß für seine Gesinnuugen, oder, wenn man lieber will, für die Majestät der Sittlichkeit ab, die ihre Herrschaft auch selbst über einen solchen König ausübte. Da dieses Buch nicht häufig angetroffen wird, so mögen einige der vorzüglichsten Stellen daraus hier ihren Platz finden.

„Ein König, heißt es im 3ten Capitel, ist gut und edel, der in seinem Reiche schlechte Gesetze aufhebt und gute an ihre Stelle setzt, und der sich hütet, ein Gesetz zu brechen, das dem Volke nützlich ist. Denn das Volk gehorcht immer dem, der ihm wohl thut. Das größte Gut aber, das ein König in seinem Lande haben kann, ist der Gehorsam seiner Unterthanen. Denn mehr verlangt selbst Gott nicht von seinen Geschöpfen. Durch

---

*) Der vollständige Titel dieses Buches ist: Le Rozier des Guerres composé par le feu Roy Lois XI de ce nom pour Msgr. le Dauphin son fils. Mis en lumiére sur le manuscrit trouvé au chateau de Nérac dans le cabinet du Roy par le Sieur Président Espagnet. à Paris 1616. 8vo. Zur Erklärung des Titels heißt es in der Vorrede: Le titre de ce livre doit en marquer l'excellence, vû l'éminence de la rose sur les autres fleurs.

Beobachtung des Gesetzes thun Könige und Fürsten ihrem Volke, was sie ihm zu thun verpflichtet sind, und entfernen das von ihm, was sie verpflichtet sind zu entfernen."

„Wenn Könige und Fürsten das Gesetz nicht achten, so nehmen sie dem Volke was sie ihm lassen sollten, und geben ihm nicht was es haben soll, wodurch sie ihr Volk zu Knechten machen, und selbst den königlichen Nahmen einbüßen. Denn Niemand soll König heißen, der nicht über freye Leute regiert; denn Freye lieben von Natur ihre Herrn, Knechte aber hassen dieselben. Wer mit Recht und Gerechtigkeit über ein Volk regiert, der ist König seines Volks; regiert er aber mit Ungerechtigkeit und Gewalt, so werden sich seine Unterthanen, wenn sie ihn auch noch als König achten, doch mit Herz und Sinn zu einem andern neigen."

„Der König muß den Stand seines Volkes fleißig bedenken, und es so oft besuchen, als ein Gärtner seinen Garten. Denn wie es dem Volke zukömmt, dem Könige gehorsam zu seyn, eben so kömmt es dem Könige zu, sich der Regierung seines Volkes mit allem Ernste anzunehmen."

„Der König ist seinem Volke was die Seele dem Körper ist. Neigt sich die Seele zum Bösen, so folgt der Körper desselben Weges nach."

„Ein König, welcher gute Räthe hat und ihnen folgt, dessen Reich und Macht wächst wie ein Garten, den ein frisches Wasser tränkt.“

„Ein guter König muß einem schönen Strome gleichen, der Jedem Nutzen bringt.“

„Ein guter König erfreut sich seiner guten Ritterschaft (chevallerie) und seines guten Volkes. Durch den Adel wird sein Königreich vertheidigt, und durch sein Volk hat Er und der Adel Alles, was ihm nöthig ist; doch muß der König mehr Sorge tragen, sein Volk in Friede und Gerechtigkeit zu erhalten, als sich seinem Adel hinzugeben. Denn ohne das Volk kann der Adel nicht erhalten werden, und je besser ein Volk regiert wird, desto gehorsamer wird es seyn. Einem Fürsten aber steht nichts besser an, als nach der Liebe seines Volkes zu trachten.“

„Der beste König ist der, welcher nicht seiner Willkühr unterliegt, sondern jede Sache thut, die gut und seinem Volke zuträglich ist, und überhaupt mehr die gute Verwaltung seines Reiches im Aug und Herzen hat, als die Ergötzung seines Leibes und seinen eigenen Willen.“

„Ein König muß die Geschäfte, die ihm zu thun obliegen, nicht Andern übertragen. Denn ein Geschäft ist entweder klein, und dieses zu thun kömmt ihm nicht zu; oder es ist groß; und ein großes Geschäft kömmt ihm zu thun zu, ohne daß

er es Andern überläßt. Ueberläßt er die großen Geschäfte Andern, und gibt sich selbst mit den kleinen ab, so wird er bald sehn, was ihm für ein Schade daraus erwächst. Wenn er aber die geringern Dinge, die ihm zu thun obliegen, gering schätzt, oder verabsäumt, so wird er auch leicht die größern verabsäumen. Und so zerstört und vernichtet sich allmählig Alles, wie eine kleine Krankheit wächst und den Leib zerstört, wenn man nicht bey Zeiten taugliche Mittel gebraucht *)."

„Wenn der König die Schlechten belohnt, so wird er andern die Lust benehmen gut zu handeln, und er wird in Kurzem einen solchen Ueberfluß

*) Bequemlichkeit und Feigheit stürzt die Thronen um, wie Thätigkeit und Muth sie aufrichtet und erhebt. Pipin zertrümmert den morschen Thron der schwachen Merovinger, und da auch sein Stamm der Verachtung anheim gefallen war, stürzt der kräftige Hugo Capet den Rest der Enkel des größten Kaisers in den Kerker, wo sie in Fäulniß dahinsterben, wie ihre Vorgänger in Fäulniß gelebt hatten. Es ist vielleicht der Bemerkung nicht unwerth, daß es ein Bischof war, der den letzten Carolinger, nachdem er sich in seinen Schutz begeben, an seinen Feind ausliefert. Auch der Merovinger Sturz wurde durch Priester befördert.

von Nichtswürdigen um sich haben, daß er sich ihrer nicht zu entledigen wissen wird."

„Rohe Worte, die aber nützlich und wahrhaft sind, müssen einem Könige lieber seyn als süße Worte voll Trug und Falschheit."

Vng rude parleur donne souvant meilleur conseil que le beau langagier.

„Die königliche Herrschaft muß auf drey Pfeilern ruhn. Der erste ist Gerechtigkeit, welcher in dem Herzen des Königes fest stehn muß, so daß er Jedem sein Recht anthut, und es weder zur Rechten noch zur Linken beugt. Der zweyte ist Ehrfurcht; dieser muß bey dem Volke seyn, nach dem Ausspruche des Apostels, welcher sagt: Ehret Eure Herrn! Es ist dieses die einzige Sache in der Welt, welche treu dem Verdienste folgt, und die Last aller Opfer besiegt. Der dritte Pfeiler ist die Liebe, welcher in beyden seyn muß. Denn der König muß seine Unterthanen mit vollem Herzen und reiner Treue lieben, und Tag und Nacht über das gemeinsame Wohl seines Reiches und aller seiner Unterthanen wachen. Diese aber müssen auch ihrer Seits den König aufrichtig lieben, und ihm Rath und Hülfe verleihen, um sein Reich und seine Herrschaft aufrecht zu halten."

„Die größte Stärke, die ein König seinem Reiche verleihen kann, besteht darin, daß er seine

Unterthanen in Liebe, Friede und Gerechtigkeit zu erhalten wisse, auch daß die Güter und Waaren durch das ganze Reich gehen können. Denn so werden sie zu bessern Wohlstand kommen, und er selbst wird Einkünfte davon ziehen, und seine Unterthanen werden wünschen, daß er lange lebe und regiere, und dann werden ihn auch die Fremden lieben, wegen des guten Rufes, der von ihm umhergeht. — Es gibt in der Welt nichts sichreres zur Vertheidigung seines Besitzes, als geliebt zu seyn, so wie nichts entsetzlicher ist, als gefürchtet zu werden. — Wer gefürchtet zu werden verlangt, muß durchaus den fürchten, von dem er gefürchtet seyn will; außerdem schwebt er in Gefahr; und wer geliebt seyn will, muß selbst lieben."

„Die Natur schafft wenige starke Menschen; aber durch guten Unterricht werden viele stärker als durch Körperkraft."

* * *

Magnitudine laborat sua.

Es ist eben so leicht als kindisch, den Werth eines Volkes mit der Meßkette in der Hand oder aus den Tabellen der Statistiker zu bestimmen. Ausdehnung gibt noch nicht Macht; Macht noch nicht Würde; und vieles Kleine, was der Hoch-

muth verachten möchte, zwingt unwillkührlich Bewunderung ab, die aber eben den Meisten als eine aufgelegte Bürde verhaßt ist.

Mehr als Ein Volk, groß an Menge und Ausdehnung, hat die Blätter der Geschichte leer gelassen; Mehr als Ein Herrscher, der die Grenzen seines Landes nicht kannte, hat seinen Staub mit der Erde gemischt, ohne daß ihm der Genius seiner Würde auch nur im Traume erschienen war.

Was war Athen, als es die Heere des großen Königs bei Marathon schlug, und seine Flotten versenkte? Ihr mögt lächeln bei dem Anblicke des rührigen Volkes auf seiner armseligen Landzunge. Aber von dieser armseligen Landzunge erhob sich der Genius der Freyheit, und erfreute die Welt, und noch wird sein edler Flügelschlag gehört, und zieht, wo er gehört wird, die Herzen nach sich.

Was waren die Czaren des Moscowitischen Kaiserthums, als Lübeck die Ostsee beherrschte, und seine Bürgermeister Könige schreckten? War der Sohn des Alexis so groß, weil sein Reich es war? Oder wurde der Macedonische Eroberer größer, als er den Thron der Persischen Despoten bestieg?

Die Antwort auf diese Fragen weiß Jeder, und doch ist des Staunens und Bewunderns über große Ländermassen kein Ende. Umsonst hält Euch die Geschichte ihre ehernen Tafeln und die Gerech-

tigkeit ihr ewiges Gesetzbuch vor; Ihr seht nur das Land Eures Nachbarn, und der Winkel der Erde, den Ihr noch nicht habt *), dünkt Euch das Paradies des Glücks und die unentbehrlichste Ergänzung Eurer Größe.

Der Machthaber, der dieser Begierde fröhnend, immer über seine Grenzen hinweg und nach Außen schaut, gleicht dem Astrologen, der Andern weissagend nach den Sternen sah, und den Abgrund vor seinen Füßen nicht bemerkte, in welchem er umkam. Lasset euch nicht durch den Trug gleißnerischer Worte täuschen. Die Gerechtigkeit behauptet ihr Recht, und ihre Dienerin, die Vergeltung, ist gewaltiger, als jegliche Macht.

Ein Reichthum, den die Loose des Glückes dir zuwerfen, oder den du erraubst, hat wenig Dauer; nur auf eignem, ehrlichem Erwerbe steht ein Haus fest. Auch in der Natur siegt das Organische, wie schwach es auch in seiner Entwickelung scheint, über die todte Schwere ob, und der zarte Keim dringt durch die harte Erde und sprengt hartes Gestein. Ein Reich, durch das Zusammenraffen verschiedenartiger Theile vergrößert, gleicht einer Anschwemmung von Kies, Steinen und Sand, die, wie ansehlich sie auch sey, durch das erste Hoch-

*) O si angulus ille Proximus accedat!

wasser aufgelößt werden kann. Was ist ein Koloß, dessen Füße von Lehm sind? Und was ist die Basis, welche die Ungerechtigkeit und Raubsucht der Macht unterstellt, anders, als ein kothiges Fußgestell?

* * *

Wir kennen ein Reich, das auf allen Meeren herrscht; die Sonne geht in seinen unermeßlichen Besitzungen nicht unter; seine Heere siegen überall und mit jedem Jahre wächst die Zahl der Völker, die es bejocht. Aber zu Hause kämpft es mit jeglicher Noth. Die eine Hälfte seiner Einwohner zehrt von den Allmosen der andern und fordert diese als einen schuldigen Zoll; die Arbeitsamkeit schützt es nicht gegen Armuth und Hunger; und im Gefolge der Armuth geht das Laster in seiner scheußlichsten Gestalt. Schaaren von Unglücklichen, oder die sich unglücklich glauben, verlassen das überreiche, übermächtige Land, und geben sich, von dem väterlichen Boden losgerissen, dem Zufalle Preis. Seine Nabobs selbst entsagen den Genüssen einer üppigen Hauptstadt, um in der Fremde den unerschwinglichen Lasten zu entgehen, die ihnen die erkünstelten Bedürfnisse ihres Standes und Vaterlandes auflegen. So erstirbt die Liebe zum Vaterlande in den entgegengesetztesten

Classen seiner Einwohner, und die Wurzeln verfaulen, auf denen sich die stolze Eiche des freyen Landes über vier Welttheile ausgebreitet hat. In ihrem Marke wühlt der Tod; von Außen belauert sie der Haß eifersüchtiger, oder verhöhnter, oder unterjochter und gemißhandelter Völker. Der Sturm droht, und schon lebt in der Tiefe der Boden, der das Prunkgebäude der Meeresherrschaft trägt.

* * *

Ein Volk, das im Sonnenscheine des Glückes sitzt, und nichts Wichtigeres zu thun hat, als seine eigene Macht zu beschauen, legt sich bald auf das aufgeblasene Kissen seines Hochmuths zum Schlafe nieder. Während es hier ergötzlich träumt, gehen die Ströme über, die es hätte dämmen sollen; die Flamme verzehrt seine Wohnungen, und reißende Thiere zerstreuen seine Heerden. Es ist dagegen nicht so schlimm, wenn ein Volk zur Zeit seiner Entwickelung mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte, und zu keiner Zeit der Anstrengungen entbehren kann, die seinen Muth lebendig erhalten und ihm Ausdauer geben. Kleine Staaten, die der Freiheit genießen wollen, sind in diesem Fall.

* * *

Der Krieg ist für Staaten von beschränkten Kräften oft eine heilsamen Krisis, in welcher sich alle ihre Kräfte fruchtbar entwickeln, so daß oft die besiegte Gefahr ein Volk von dem Rande des Verderbens auf den Gipfel des Ruhms geführt, es über sich selbst erhoben und ihm ein Bewußtseyn sittlicher Ueberlegenheit gegeben hat, welches lange Zeit hindurch zu seiner Erhaltung und Befestigung wirkte. Bey einem mächtigen Volke hingegen, dem alle Mittel reichlich zu Gebote stehen, den Krieg ohne außerordentliche Anstrengung zu führen, ist dieses ganz anders. Wenige nur theilen hier die Gefahr und den Ruhm. Der Kampf, in der Ferne geführt, gilt der Erweiterung der Grenzen, oder einem Ehrenpunkte der Regierungen, oder der Erhaltung eines Vertrags über Auswärtige geschlossen; Dinge an denen die Gesammtheit des Volkes keinen Antheil nimmt; die, wie der Krieg auch ausfallen mag, in seiner Lage wenig oder nichts verändern, und es nur den augenblicklichen Druck beseufzen lassen, den die Lasten des Krieges mit sich führen. Entwickelt wird dadurch nichts und nichts belebt; es wäre denn etwas Hochmuth mehr, im Fall des Gelingens, und einige Finanzprojecte im entgegengesetzten Fall. Weder das Eine noch das Andre bringt den Völkern Heil.

* * *

Als bey dem Ausbruche der Streitigkeiten der nordamericanischen Colonieen mit dem Mutterlande die Freunde der sprödesten und unbiegsamsten Gewalt jeden Gedanken versöhnender Maasregeln zurückwiesen, führte der größte Redner der Opposition, so wie der gemäßigste, die Sache der Billigkeit unter andern mit folgenden Worten: „Die letzte Ursache des ungehorsamen Geistes der Colonien, und nicht die unwirksamste, liegt in der natürlichen Beschaffenheit der Dinge. Dreytausend Meilen des Oceans halten sie von Euch getrennt. Kein Mittel in der Welt kann erfunden werden, um der Wirkung abzuhelfen, die eine solche Ferne auf die Schwächung der Regierung hat. Meere rollen und Monate verstreichen zwischen einem Befehle und seiner Ausführung; und oft reicht ein einziger Punkt, den man nicht aufhellen kann, hin, einen ganzen Plan zu vereiteln. Es ist wahr, Ihr habt geflügelte Diener der Rache, die bis zum äußersten Rande des Meeres Eure Donner in ihren Klauen tragen; aber da tritt eine Macht ein, welche die Anmaaßung tobender Leidenschaften und wüthender Elemente hemmt: So weit sollst Du gehn und nicht weiter!" — —

„Das, was Euch begegnet, ist nicht schlimmer, als was alle Völker erfahren müssen, welche ausgedehnte Besitzungen haben. — In allen großen Körpern muß nothwendiger Weise der Umlauf

der Kraft an den äußersten Enden schwächer seyn. Die Natur gebietet es so. Die Türken können Aegypten, Arabien und Kurdistan nicht so beherrschen, wie Thrazien; noch hat die Pforte in der Krimm und in Algier die Macht, die sie in Brusa und Smyrna hat. Selbst der Despotismus sieht sich genöthigt zu feilschen, und der Großherr muß sich mit dem Antheile des Gehorsams begnügen, den er eben erzwingen kann. Um nur überhaupt regieren zu können, muß er mit schlaffen Zügel regieren, und die ganze Stärke im Mittelpunkte entspringt aus einem klugen Nachgeben an allen Grenzen. Auch Spanien genießt in seinen Provinzen vielleicht nicht so viel Gehorsam als Ihr in den Eurigen. Aber es fügt sich und harret der Zeit. Dieß ist die unveränderliche Bedingung, dieß ist das ewige Gesetz einer ausgedehnten und zerstückelten Herrschaft *)".

Die versöhnende Stimme des Friedens erstarb unter dem lauteren Geschrey derer, die es der Würde der Monarchie angemessener glaubten, den anmaaßenden Geist der Empörung mit dem Donner der Gewalt niederzuschmettern. Der Erfolg ist bekannt. Wenige Wochen nach-

---

*) Burke's Works, Vol. 3.

dem die Anträge der Gemäßigten verworfen worden, floß in America das erste Bürgerblut. Der Baum der Freyheit schlug Wurzeln, und durch jedes Opfer heimischen und fremden Lebens, das Grosbritannien an dem Altare der Gewaltherrschaft brachte, wurde sein kräftiger Wuchs beschleunigt. Es ist allerdings nur allzu wahrscheinlich, daß auch die Annahme versöhnender Maasregeln die Trennung der Colonieen von dem Mutterlande nur aufgeschoben, nicht verhindert hätte — denn nie hat menschliche Klugheit verhindern können, was die Natur der Dinge gebietet — aber große Opfer wären erspart, schmerzliche Erfahrungen wären vermieden, und, was mehr als Alles ist, die Menschheit hätte nicht über zahllose Grausamkeiten zu trauern gehabt. Aber wenn die Leidenschaften aufgeregt sind, wenn der Zwist in der Familie und unter Mitbürgern ausgebrochen ist, so findet die Stimme der Mäßigung kein Gehör. Alles treibt zur Gewalt; und gegen die Berechnungen der Erfahrung und Klugheit wird von der Leidenschaft die Hofnung des Erfolgs — wie unwahrscheinlich er auch sey — und die Süßigkeit der Rache in die Wagschale gelegt.

Wenn es wahr ist, daß die Kraft einer Regierung in dem Verhältnisse der Entfernung von ihrem Mittelpunkt nothwendig abnimmt, so fällt in die Augen, daß bey fortgesetzter Erweiterung

des Besitzes endlich ein Punkt eintreten muß, wo jene Kraft fast ganz verschwindet. Jeder Theil eines Reiches aber, der nicht durch das Band eines wohlgeordneten Organismus mit dem Ganzen zusammenhängt, ist einem Auswuchse vergleichbar, welcher entweder absterben und sich von dem Körper ablösen muß — und dieses ist ohne Zweifel der glücklichste Fall — oder den Körper durch Abzehrung zu Grunde richtet. Die ganze Geschichte predigt die Verderblichkeit materieller Vergrößerungen. Was Athens Herrschaft zerstörte, waren nicht seine Redner, sondern sein Trachten nach auswärtigen Besitzungen, und die Greuel der Härte, der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, die immer im Gefolge unrechtmäßiger Eroberungen gehen; und das römische Reich, dem der Besitz von Italien eine gediegene Stärke verlieh, zerstörte durch auswärtige Eroberungen seine innere Festigkeit. Nichts wird durch die Erweiterung der Grenzen gestärkt, als der Despotismus; und aller Despotismus ist in seinem innersten Wesen schwach. Denn wenn es ihm auch gelingt, die Heerden der Völker in seinem Pferche ruhig zu halten, so daß nicht einmal ihr Blöken den Zwingherrn im Schlummer stört, wird nicht dieser selbst von dem feigen Sinne seiner verschnittenen Heerde angesteckt werden, so daß ihn schon die ferne Stimme des Wolfes hinwegschreckt und besiegt? Und kann wohl ir-

gend ein Volk so vollkommen unterdrückt werden, daß es nicht Kraft behielte, wenn schon nicht zum Widerstand gegen einen Feind, doch zur Empörung gegen seinen Zwingherrn? Jedes Blatt der Byzantinischen Geschichte gibt den Beleg. Weder Furcht noch Aberglaube konnte die Fackel des Aufruhrs löschen, der immer von neuem entbrannte, und sich in dem Blute der Kaiser badete, bis endlich das Schattenbild der Macht vor dem Glanze des halben Mondes schwand, und ein kräftiger Fußstoß den alten, vermoderten, blutbefleckten Thron zertrümmerte.

* * *

Nichts ist empörender als das Gemälde, welches der Redner, den wir oben angeführt haben, von der Gewaltherrschaft seiner Landsleute in Ostindien macht. Er behauptet und beweißt *), daß in dem weiten Gebiete vom Imaus bis zum Cap Comorin nicht ein einziger Fürst, kein Staat, noch irgend eine Macht war, wie groß oder klein auch, mit dem die Ostindische Compagnie in Berührung gekommen, und den sie nicht verkauft habe; daß sie

*) Burke's Speech on Mr. Foxe's East-Jndia Bill. 1783.

nie einen Vertrag geschlossen, ohne ihn zu brechen; endlich, daß auch nicht ein Fürst oder Staat je dieser Gesellschaft vertraut habe, ohne gänzlich zu Grunde zu gehn; ja, daß keiner auf Bestand rechnen dürfe, als insofern er Mistrauen und Feindschaft gegen die Unterdrücker von Indostan hege.

„Die Einfälle der Araber, fährt er fort, der Tatarn und Perser in Indien waren meist wild, blutig und zerstörend; unser Eintritt in die Herrschaft dieses Landes hat Vergleichungsweise nur wenig Blut gekostet; denn er ist mehr durch Betrug und Täuschung, und durch Benutzung der Vortheile, den die unheilbare, blinde und vernunftlose Leidenschaftlichkeit der einzelnen Völkerschaften darbot, als durch offene Gewalt bewerkstelligt worden. Aber die Asiatischen Eroberer legten bald ihre Wildheit ab, indem sie das eroberte Land zu ihrem Wohnsitze machten. Unter der Englischen Herrschaft ist es umgekehrt. Der feindliche Angriff der Tatarn brachte Indien Unheil; was es jetzt verheert, ist unser Schutz; was dort die Feindschaft bewirkte, bewirkt hier die Freundschaft; und nach Jahren sind unsre Eroberungen dort noch eben so roh als an dem ersten Tage. Kaum haben die Eingebohrnen je das graue Haupt eines Engländers gesehn; junge Männer — fast Knaben — regieren dort. Getrieben von aller Habsucht des

Alters, und von aller Heftigkeit der Jugend, strömen sie hin, Einer nach dem Andern, eine Welle nach der andern; und die Blicke der Eingebohrnen gewahren nichts, als die endlose, hoffnungsleere Aussicht auf neue Schwärme von Raub- und Zugvögeln mit immer neuem Hunger nach dem sich unaufhörlich verzehrenden Futter. Jede Rupie, die ein Engländer gewinnt, ist auf immer verlohren für Indien. — Jeder andre Erobrer hat irgend ein Denkmal der Pracht oder der Wohlthätigkeit hinter sich gelassen. Würden wir aber heute aus Indien vertrieben, so würde nichts dort Zurückbleibendes der Nachwelt sagen, daß, während der unrühmlichen Periode unsrer Herrschaft, das Land von etwas Besserm als von dem Urangutang oder dem Tiger besessen worden."

Wir wollen uns gern überreden, daß der Schatten dieses Gemäldes sich in dem Laufe von vierzig Jahren gemildert habe, und daß die harte Hand des Eigennutzes und der proconsularischen Willkühr minder gewaltthätig auf jene Länder drücke, welche einst die Wiege der Cultur und Wissenschaft waren; doch sind seitdem dort große Königreiche gefallen, und Länder von ungeheurer Ausdehnung, von legitimen Monarchen beherrscht, mit den Besitzungen Grosbritanniens zusammengeflossen. Aber mag immerhin in dem ungerechten Besitze die Verwaltung milder, die Habsucht zu-

rückhaltender, der Stolz der Uebermacht gezügelter, der Despotismus bescheidener geworden seyn; immer und ewig wird eine durch Trug gewonnene, durch immer erneute Gewalt erhaltene, durch Erweiterung des ungerechten Besitzes geschützte Herrschaft der Natur der Dinge widerstreben, und es muß die Zeit kommen, wo das Maaß des Unrechts überfließt. Derjenige, welcher gesagt hat, die Revolution werde die Reise um die Erde machen, war kein Prophet; aber sein Ausspruch wird so weit in Erfüllung gehn, als die Natur der menschlichen Gesellschaft, der Fortgang der Civilisation und die Forderungen des Rechtes gebieten. Das Schreckwort der Revolution kann hierbey aus dem Spiele bleiben; denn es ist keineswegs nothwendig, daß die Zerstörung des Bösen immer das Werk der Gewalt sey. Schon sind jene Forderungen in mehr als Einem Lande durch den freyen Willen der Fürsten erfüllt; in andern wird diese Begünstigung erwartet; und wenn einst in unserm Vaterlande überall jeder Artikel der Bundes-Acte vollständig ausgeführt seyn wird, so wird Deutschland jene denkwürdige Weissagung ohne Gewalt und Blut auf die edelste Weise erfüllt haben. In andern Ländern hat die Vorsehung Anderes beschlossen. Der Süden von America hat in diesem Augenblick die Ketten zerrissen, die es an Europa fesselten; Griechenland kämpft um die Freyheit mit einem

Muthe, der seiner großen Vorfahren würdig ist; was Indiens Schicksal seyn wird, das liegt in dem Schooße der Götter und in dem Dunkel der Zukunft. Fata viam invenient.

* * *

Erhaltung der Denkmäler.

Wenn die Macht der Menschen mit ihren Leidenschaften in gleichem Verhältnisse stände, so würde kein Sturm die Völker bewegen, ohne daß die Geschichten der vorhergehenden Zeit vernichtet würden. Glücklicherweise aber reicht die Macht der Willkühr immer nur bis zur Zerstörung einiger Erinnerungen, oder zur Hemmung des freyen Wortes und Gedankenverkehrs, meist nur auf kurze Zeit, so daß die Geschichte gar bald die befeindeten Thaten rettet, und mit ihnen zugleich auch die Zerstörungswuth oder die ohnmächtigen Versuche der Gewaltthätigkeit in Unterdrückung der Wahrheit auf ihre ehernen Tafeln schreibt.

In verderbten Zeiten, wo sich Herrschsucht und Niederträchtigkeit begegnen, erzeugt bald die Feigheit, bald die eigennützige Schmeichelei Denkmäler und Thaten, deren die nächste Zeit sich zu schämen alle Ursache hat. Sollen sie darum ver-

nichtet werden? Keineswegs. Die schlechte That wird nicht ungeschehen gemacht, wenn ihr Zeichen vernichtet wird; und das Erröthen der Enkel bey dem Anblicke dieses Zeichens kann auf dem Wege, auf welchem die Ahnen gefrevelt haben, eine nützliche Hemmung seyn. Möchten doch alle Denkmäler, welche die Gewaltherrschaft zur Demüthigung unterdrückter Völker gesetzt hat, jeder Macht der Zeiten trotzen, und eben durch ihr Daseyn unabläßig an das mahnen, was der Einzelne, wie die Gesamtheit sich und ihrer Würde schuldig ist! Sie zu zerstören, ist allerdings leichter, als sich zu bessern, auch kann ein solches Zerstören bisweilen entschuldigt werden. Aber was entschuldigt werden muß, kann nicht recht oder edel heißen. Das Erröthen ist nahe dabey, und oft folgt die schmerzlichste Reue nach. Als in dem Kriege gegen die Römer Mithridates nach Ephesus kam, zerschlugen die Epheser die Bildsäulen der Römischen Proconsuln, die von Furcht und Schmeichelei errichtet, jetzt durch eine andere Furcht und Schmeichelei dem Untergange geweiht wurden. Der That folgte die Strafe nach, und als bey veränderlichem Kriegsglücke, Sulla nach Ephesus kam, wurde dieser Frevel als Empörung gerügt. Beyspiele dieser Art sind zahlreich; aber lieber liest man die Beyspiele weiser Mäßigung, die sich im Erhalten zeigt. Als Antigonus

und Demetrius Rhodus belagerten, gaben Einige den Rath, die Bildsäulen, welche jenen Fürsten, einem Beschlusse der Stadt zufolge, errichtet worden, jetzt umzustürzen, weil ja die Feinde der Stadt nicht die Ehre der Wohlthäter genießen könnten. Das Volk dachte edler als seine Rathgeber, verwarf den Vorschlag mit Unwillen, und ließ die vorhandenen Ehrenzeichen unverletzt; welches ihnen, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, bey Andern zum Ruhme gereichte, den Belagerern aber Anlaß zur Reue gab. In demselben Sinne handelte dieses Volk auch späterhin in dem Kriege mit Mithridates, dem König von Pontus. Denn auch in der Zeit der heftigsten Erbitterung bewahrten sie doch die Bildsäule dieses Königs, die an einem der besuchtesten Orte von Rhodus stand, unverletzt, und führten mit wahrhaft großartigem Sinne an, sie hätten bey Bekriegung des Königs auf sein jetziges Unrecht, bey Erhaltung seines Standbildes aber auf die Gunst, die er ihnen früher bewiesen, Rücksicht genommen.

Als der König von Westphalen die Universität Göttingen zum Erstenmale besuchen wollte, ward von Einigen der Vorschlag gethan, das marmorne Brustbild des Königs von England, welches den Eingang der Bibliothek schmückt, wegzunehmen, damit sein Anblick dem neuen Monarchen

keinen Anstoß gäbe. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese Aufmerksamkeit mit Wohlgefallen würde aufgenommen worden seyn; es war auch wahrscheinlich, daß Widerspruch gegen diesen Vorschlag höchsten Orts misfallen konnte. Dennoch widersprach Heyne, unbekümmert um die möglichen Folgen, nur das erwägend, was die Würde der Hochschule und die Dankbarkeit gegen den alten Königlichen Wohlthäter heischte, und erklärte, daß er, so lange keine Gewalt Statt fände, nie in die Wegräumung des Brustbildes willigen werde. Das Bild blieb stehen; keine Gewalt wurde angewendet, und die wohlwollenden Gesinnungen des neuen Königs gegen die Universität blieben sich gleich. Und wie zufrieden mochte man wenige Jahre darauf seyn, dem, was augenblickliche Rücksichten gerathen hatten, keine Folge gegeben zu haben! So wahr ist hier, wie in allen Verhältnissen, das alte Gebot:

Thue Recht, scheue Niemand!

* * *

Characterzüge.

Der Geschichtschreiber Heinrichs des Vierten, Pierre Matthieu, las einst seinem Könige einen Abschnitt seiner Geschichte vor, in welchem

von Heinrichs Neigung zu dem weibliche Geschlechte die Rede war. Wozu diese Schwachheiten aufdecken? sagte der König. Es kann belehrend für den Dauphin seyn, sagte der Geschichtschreiber. Ihr habt Recht, erwiederte der Monarch; man muß die Wahrheit ohne Rückhalt sagen. Wenn Ihr meine Fehler verschwiegt, so würde man auch das Uebrige nicht glauben. Schreibt sie also nur hin, und mein Sohn mag daraus lernen, sie zu vermeiden.

Aber was der König dultete, gab seinen Höflingen Austoß.

Auch diese belehrte er: „Die Früchte und Wirkungen meiner Liebschaften, sagte er, sind bekannt, und thun meinem Ruhme keinen Eintrag. Ein Gemälde muß Schatten haben, um die hellen Farben zu heben. Nie hat das Vergnügen eine solche Gewalt über mich ausgeübt, daß ich die rechte Zeit zu nöthigen Dingen darüber versäumt hätte. Heute im Kriege; morgen auf der Jagd; und hatte ich die Nacht in den Armen der Liebe verlohren, so fand mich der Morgen doch an der Spitze meines Heeres, bey den Geschäften und sehr oft in der Gefahr. Wenn der Bogen auch in Ruhe ist, verliehrt er doch darum seine Stärke nicht."

So durfte ein König sprechen, welcher die Ueberzeugung hegte, die er bey einer andern Ge-

legenheit aussprach, „daß nur die ihre Fehler ängstlich verstecken, die sich keiner Tugend bewußt sind.“

Wer in dem Lichte hoher Würden steht, bemüht sich umsonst, seine Mängel den Augen der Welt zu entziehn. Sein Bemühen selbst verräth ihn. Es bleibt ihm nichts übrig, als seine Fehler mit Tugenden zu vertauschen, oder, wie die Sonne, eine solche Herrlichkeit auszustrahlen, daß man seiner Flecken nicht gedenkt. Verbote, Strafen, Preßzwang, wenn dadurch auch der Mund der Welt und Nachwelt verschlossen werden könnte, würdigen die Majestät herab. Wird irgend Jemand den Kranken, den das Fieber schüttelt, für gesund halten, weil seinen Dienern verboten ist, von seinem Uebel zu sprechen? oder wird er weniger an seiner Krankheit sterben, weil die Nachtzettel seiner Aerzte Wohlseyn verkündigen *)?

* * *

---

*) Sed vereot, ne cui de te plus quam tibi credas;
neve putes alium sapiente bonoque beatum:
Neu, si de populus sanum recteque valentem
Dictitet, occultam febrem sub tempus edendi

Der Muth der Wahrheit ist überall eine erfreuliche Erscheinung, am meisten aber in den Umgebungen großer Könige.

Mademoiselle Anna Le Fevre, die sich nachmals als Madam Dacier einen Nahmen gemacht hat, war noch der Lehre Calvins zugethan, als sie dem Könige eines ihrer Werke widmete. Niemand wagte es, sie und ihr Buch bey dem Monarchen einzuführen, außer dem edeln Herzoge von Montausier, der sich freywillig zu diesem Dienste erbot. Sein Muth misfiel dem Könige. Er sagte ihm, er thäte sehr Unrecht, Hugenotten in Schutz zu nehmen; sein königlicher Nahme könne nicht an der Spitze des Buches bleiben; ja, er werde alle Exemplare desselben wegnehmen lassen. Da antwortete der Herzog unverzagt: „Beschützen Ihre Majestät die Wissenschaften auf diese Art? Können Sie vergessen, daß ein großer König kein Frömmler seyn darf? Was mich betrifft, Sire, so werde ich dem Fräulein le Fevre in Ihrem Nahmen danken, und ihr hundert Pistolen einhändigen, die mir Ihre Majestät nach

---

Dissimules, donec manibus tremor incidat unctis.
Stultorum incurata pudor malus ulcera celat.
Horat. 1 Epist. XVI. 19.

Gutdünken wieder erstatten oder nicht wieder erstatten mögen."

* * *

Ein anderer Diener dieses Königes von gleichem Sinne war der Gros-Canzler Voisin. Als einst der König einen großen Verbrecher seines Ranges wegen begnadigt hatte, weigerte sich Voisin den Begnadigungsbrief auszufertigen. Der König bestand auf seinem Willen, forderte das Petschaft von seinem Canzler und untersiegelte selbst. Als er aber nach gemachtem Gebrauche das Petschaft zurück gab, schob jener es mit den Worten zurück: Es ist befleckt; ich nehme es nicht wieder. — Betroffen, aber nicht erzürnt, wirft der König den Gnadenbrief in das Feuer. — „Jetzt, sagte der Canzler, kann ich das Petschaft zurücknehmen. Das Feuer reinigt Alles."

* * *

Abraham Marquis du Quesnk, einer der tapfersten Seemänner, der den gesunkenen Ruhm der französischen Marine einen neuen Glanz gab, und selbst den Admiral Ruyter in mehr als einer Seeschlacht besiegte, war, wie sein Va-

ter, ein treuer Anhänger des Evangelischen Glaubens. Als ihm Ludwig der Vierzehnte zum Lohne seiner Wunden und Dienste ein Landgut schenkte, äußerte er sein Bedauern, wegen seines Glaubens nicht mehr für ihn thun zu können. Dü Quesne antwortete mit der Freymüthigkeit, die einem Manne von seinem Verdienste so gut steht: „Sire, wenn ich für Ihre Majestät in die Schlacht ging, dachte ich nicht daran, daß Sie eines andern Glaubens sind als ich."

Nach der Aufhebung des Edictes von Nantes verließ der älteste Sohn dieses Mannes, auch ein Mann von Verdienst, sein Vaterland, weil er sich nicht entschließen konnte, wie seine Brüder, den für wahr erkannten Glauben abzuschwören.

* * *

Der Eroberer von Stenay, Abraham Fabert, war von bürgerlicher Abkunft, schwang sich aber durch seinen Muth bis zur Würde eines französischen Marschalls empor. Sein ganzes Leben war eine zusammenhängende Kette von nützlichen Diensten und glänzenden Thaten, die Ludwig XIV durch den heiligen Geistorden zu belohnen beschloß. Aber Faberts Geburt stand im Weg. Man rieth ihm einen Heraldiker zu Hülfe zu neh-

men, und durch einen Stammbaum, den man so genau nicht prüfen werde, eine adliche Abkunft darzuthun. Er antwortete, wie es einem Manne geziemt: Ich habe meine Ansprüche auf das blaue Band öffentlich vor den Augen der Welt geltend gemacht. Reichen diese noch nicht hin, so mag es seyn; aber ich will weder das Ansehen des Ordens, noch meinen eigenen Ruhm auf das Spiel setzen."

* * *

Auf die Nachricht von den Greueln der Bartholomäusnacht (die man, um es beyläufig zu sagen, jetzt als etwas politisch-nothwendiges, und gar nicht sehr bedeutendes dazustellen bemüht ist) legte die Königin Elisabeth und ihr ganzer Hof Trauer an. Der französische Gesandte, Salignac, der Oheim des großen Fenelon, bekam den Auftrag, diese Begebenheit der Königin in dem günstigsten Lichte zu zeigen. Er weigerte sich ihn zu erfüllen, indem er sagte: „Sire, ich würde mich der Theilnahme an diesem schrecklichen Blutbade schuldig machen, wenn ich es zu beschönigen suchte. Ew. Majestät müssen sich an die wenden, die Ihnen zu der That gerathen haben. Und da diese Antwort den König erzürnte, setzte er hinzu: Ein König kann mit seiner Gewalt einen Edel-

mann unterdrücken, aber nie kann er ihm die Ehre entreissen.

Mehrere Statthalter weigerten sich mit entschlossenem Muthe der Ausführung des blutigen Befehls. Nur in Rom jubelte man laut, und der Redner Carl des Neunten, Antonius Muretus, konnte nicht müde werden, seine Reden mit dem Lobe jener Nacht zu beflecken, und seine classische Beredsamkeit einer That zu widmen, die, als ein Verbrechen christlicher Fürsten, die Unthaten der Marius und Sylla weit hinter sich läßt.

* * *

Philipp der Zweyte sah seine Macht an dem Muthe und der Klugheit des Prinzen von Oranien scheitern. Was seinen Feldherrn in offnem Kampfe nicht gelang, sollte durch geheime Ränke versucht werden, und dem Mörder des Prinzen wird eine große Belohnung und hohe Ehre zugesichert.

Der Monarch von Spanien, Mexico und Peru erkauft den Kopf seines Feindes und seine eigene Schmach für drittehalb Tonnen Goldes. Auch die Seligkeit war dem Mörder versprochen. Mehrere hatten umsonst ihr Leben an diesem Lohne gewagt; und der, welchem es gelang, wurde ergriffen und hingerichtet. Aber der zugesagte Lohn

wurde redlich gezahlt. Sein Tod wurde von der katholischen Geistlichkeit wie der eines Märtyrers gefeyert; und an mehr als Einem Orte der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. Die Familie des Meuchelmörders aber wurde in den Adelstand erhoben, mit dem Vorrechte, daß dieser Adel auch durch die Weiber vererben solle. Dieses stolze Vorrecht genoß sie ungekränkt, bis Ludwig der Vierzehnte sie zu besteuern befahl. Umsonst zeigten sie ihren Adelsbrief vor. Der Intendant der Provinz, Herr von Vanolles, der eine würdigere Vorstellung vom Adel hatte, als der Sohn Carls des Fünften, warf jenes Denkmal der Niederträchtigkeit auf die Erde, und trat es mit Füssen. Von jener Zeit an wird der Adel nicht mehr durch die Familie Gerard befleckt.

* * *

Als Heinrich der Dritte, während des Bannes, von einem fanatischen Priester ermordet worden war, wurde das Bild des Mörders zur öffentlichen Verehrung auf den Altären ausgestellt, und man ging damit um, ihm eine Bildsäule in der Kirche Notre-Dame zu errichten. Ausschweifend war die Freude des Papstes. Er hielt sogleich ein Consistorium, in welchem er die Ermordung des Königs als eine der außerordentlichsten

Thaten prieß, die nur durch eine bewundernswürdige Leitung Gottes habe gelingen können; und während er den Mörder weit über Judith und Eleazar erhob, erkühnte er sich seine That mit dem Geheimniße der Menschwerdung des Wortes und der Auferstehung zusammenzustellen. Zugleich erklärte er den ermordeten König der Ehren für unwerth, die andern Königen nach ihrem Tode erwiesen werden. Denn, sagte er, die heilige Schrift verbietet für diejenigen zu beten, die, wie dieser König, in der Sünde gegen den heiligen Geist gestorben sind.

* * *

Derselbe Papst, Sixtus der Fünfte, schickte einen Legaten nach Frankreich (1589), um einen König zu ernennen, der dem Vater der Christenheit gefiele. So wenig war die Legitimität an einem Hofe geachtet, der zu allen Zeiten Kaiser und Könige nach Gutdünken abgesetzt, und Usurpatoren, die ihm gefielen, bestätigt hatte, aber demohngeachtet für die sicherste Stütze und Schutzwehr der Thronen gehalten seyn will. Die Truppen der Liga begleiteten ihn." „Es ist unmöglich, sagt ein Geschichtschreiber jener Zeit, die Ausschweifungen zu beschreiben, die man unterwegs beging. Die Soldaten, die den Ausspender der

Ablässe in ihre Mitte hatten, machten ohne Scheu die Religion lächerlich, für deren eifrigste Vertheidiger sie sich ausgaben, und scherzten über Unthaten, vor denen die Natur erröthet. Die Gefälligkeit des Cardinals (Gantano) bekräftigte sie in diesem ungeheuern Thun. Alle Tage gab er ihnen die Absolution, und zeigte ihnen, als Streitern der Kirche, den Himmel offen." Dugour Historie secrète de Henri IV. p. 139. Vergl. Du Thou I. 98.

* * *

Nach dem Siege der Stuarts über den Herzog von Monmouth (1685), hielt der Despotismus eine reiche und blutige Ernte. Aber nicht die Hinrichtung der Tausende, die vor Jefferies Richtstuhl gezogen wurden, auch nicht die Verarmung so vieler Familien war die schlimmste Wirkung der grausamen Rache des Siegers. Die Verwirrung aller Grundsätze der Sittlichkeit war etwas weit schauderhafteres. Eine Frau von Stand, die zu ihrem Unglücke eine Wiedertäuferin war, hatte aus Mitleiden einen der Aufrührer bey sich versteckt. Dieser Nichtswürdige zeugte gegen sie; sie wurde verbrannt, und ihrem schändlichen Verräther wurde das Leben geschenkt. Eine andere, deren Sohn unter dem Heere des Königes gegen

den Herzog von Monmouth gefochten hatte, wurde dennoch hingerichtet, weil sie einigen Flüchtlingen eine Freystatt in ihrem Hause nicht hatte versagen wollen. Dagegen wurde der von Blute triefende Jefferies mit der Würde des Groskanzlers bekleidet, und zum Pair des Reichs erhoben. So wurde die Gerechtigkeit unter dem letzten Stuart gehandhabt!

* * *

Selbst Ludwig dem Vierzehnten galt bey Besetzung eines Thrones der Wille der Völker etwas. Als er nach dem Tode Carl des Zweyten den Herzog von Anjou seinem Hofe als König von Spanien vorstellte, sagte er: „Hier, meine Herrn, sehen sie den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk verlangt ihn, und ich gebe meine Einwilligung."

* * *

Fürstliche Lehren.

Als Friedrich der Große den jungen Herzog von Wirtemberg von seinem Hofe entließ, um die Regierung seiner Lande anzutreten (1744), gab er ihm, als sein väterlicher Freund, folgende Lehren mit:

„Glauben Sie nicht, daß das Wirtemberger Land um Ihrentwillen geschaffen ist, sondern vielmehr, daß die Vorsehung Sie hat auf die Welt hat kommen lassen, um die Bewohner dieses Landes glücklich zu machen. Ziehen Sie immer die Wohlfarth Ihrer Unterthanen Ihrem eigenen Vergnügen vor, und wenn Sie die Kraft haben, in ihrem jetzigen Alter Ihre eignen Begierden dem Besten Ihrer Unterthanen zu opfern, so werden Sie die Freude Ihres Landes und die Bewunderung der Welt seyn."

„Sie sind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, die in der Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung dieser Tugenden zu befördern, vornemlich die der Menschlichkeit, welche die Cardinal-Tugend jedes denkenden Wesens ist. Die übernatürlichen Lehren überlassen Sie dem Höchsten. In Rücksicht dieser Gegenstände sind wir Alle blind, und in mannichfaltigem Irrthum befangen. Wer von uns ist verwegen genug, um über den rechten Weg zu entscheiden?"

„Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus, welcher Verfolgungen erzeugt. Wenn wir armseligen Sterblichen dem höchsten Wesen gefallen können, so ist dieß nur möglich durch das Gute, das wir über die Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten, die wir gegen eigensinnige Köpfe aus-

üben. Wenn auch die wahre Religion, welches die der Menschlichkeit ist, Sie nicht zu diesem Betragen verpflichtete, so muß Ihre Politik es thun. Den alle Ihre Unterthanen sind Protestanten. Die Duldung wird Sie zu Ihrem Abgotte, die Verfolgung zu ihrem Abscheu machen."

„Sie werden überall Leute finden, die Ihnen schmeicheln, und die sich alle Mühe geben, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um Ihre Gunst zu misbrauchen, und Sie dann selbst zu beherrschen. Sie werden noch eine andere Gattung von Menschen finden, die Ihnen die Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu entziehen suchen, um nach Gutdünken damit zu schalten; die bey den leichtesten Dingen Schwierigkeiten erheben, um Ihnen die Arbeit zu verleiden; und Sie werden bey diesen einen ganz fertig entworfenen Plan wahrnehmen, Sie in der Vormundschaft zu halten, und zwar unter dem besten Schein, und auf die schmeichelhafteste Weise für Sie."

„Seyn Sie fest in Ihren Entschließungen. Ehe Sie einen Entschluß fassen, wägen Sie das Für und Wider mit Sorgfalt ab; aber haben Sie Einmal Ihren Willen erklärt, so ändern Sie ihn nicht. Außerdem läuft Ihr Ansehn Gefahr ein Spiel zu werden, und man wird Sie für einen Mann halten, auf den man nicht rechnen darf." u. s. w.

* * *

Politische Krankheitssymptome.

Es gibt kein sichreres Kennzeichen von der nahen Auflösung einer Macht, als wenn sie das Schwerd zur Unzeit schwingt, und erst, nachdem sie den Arm erhoben hat, inne wird, daß es nicht Zeit dazu war. Wie der plötzliche Wechsel von Zorn und Reue, von Drohungen und Bitten auch den Privatmann um sein Ansehn bringt, so ist eine Regierung unausbleiblich der Geringschätzung Preiß gegeben, wenn ihre Schritte von fieberhaften Leidenschaften gelenkt werden. Versteht es der Gegner, den Anfällen des Fiebers auszuweichen, so ist er in den Zwischenräumen der Schwäche, deren bestimmtes Eintreten er berechnen kann, seines Sieges gewiß.

Welche Symptome gingen in England vor dem Untergange der Monarchie voraus? Folgelose Kühnheit in der Auflösung mehrerer Parlamente, und der Verletzung des Eigenthums; unverdankte Nachgiebigkeit in der Bestätigung der Petition of rights; Eigenmächtigkeit einer Ministerregierung, die der öffentlichen Meinung trotzte, ohne ihre Macht zu berechnen; unverständige Verachtung von Gegnern, deren Hülfe man doch bald genug ansprechen mußte; dieses und vieles Andere was, wie schlimmes Unkraut, um den wankenden Thron eines ohnmächtigen Despotismus wuchert,

kündigte jene Umwälzung an, die mit der Hinrichtung eines Ministers begann, und mit dem Umsturze des Throns und der Enthauptung des Königes endigte.

Aehnliche Erscheinungen hat Frankreich gezeigt. Das lit de justice (1788), auf welches die Verbannung des Parlamentes folgte; die Zurückberufung desselben Parlamentes nach wenigen Wochen; die gewaltsame Einregistrirung der königlichen Edicte und ihre freywillige Zurücknahme; die Einführung der cour plenière und ihre Aufhebung nach Verlauf einiger Monate; das gezwungene Geständniß der unbezahlbaren Schuld; der schnelle Wechsel rathloser Minister — dieses Schwanken des Regierungskörpers zwischen krampfhafter Stärke und hülfloser Schwäche ließ die furchtbaren Krisen erwarten, denen die Monarchie und der wohlwollendste der Könige endlich unterlag.

* * *

Virtus post numos.

Brief an den Herausgeber der Weimarischen Zeitung.

Einer Ihrer Correspondenten hat bey Gelegenheit des Zoll- und Mauth-Wesens (im 95. St. 1819) einige Fragen aufgeworfen, die offenbar

eine satyrische Absicht haben, mit denen er aber bey Leuten, die etwas tiefer eindringen, seinen Zweck verfehlt. Wenn er zum Beyspiel die Frage aufwirft, ob wohl einige Dutzend Fabricanten mehr werth wären, als einigee Millionen andere Einwohner? so wird kein gründlicher Finanzmann Anstand nehmen mit Ja zu antworten, wenn jene Fabricanten dem Staate mehr einbringen. Die Sache ist klar, so bald man den richtigen Punkt in's Auge faßt, und nicht als ein Phantast das vermeintliche Wohl der Menschheit in die Luft oder auf Sand baut. Es ist wahrhaftig einmal Zeit, daß wir Deutschen den Träumen und Kindereyen der Philanthropen entsagen, und lieber bey einem Volke in die Schule gehn, das uns täglich Beweise von seiner tiefen Einsicht in das innre Mark des Lebens gibt, und es damit in Osten und Westen weiter gebracht hat, als wir es je mit allem unsern Cosmopolitismus bringen werden. Aber einem rechten Britten fällt es auch nicht ein, den Werth eines Mannes nach dem zu schätzen, was er ist, oder bey der bekannten Frage: Was ist der Mann werth? an etwas anders, als an sein Geld und Gut zu denken. Für andere Arten von Verdienst gibt es keinen Maasstab; während das Geld, als der allgemeine Maasstab für alle Arten des Werthes, das Urtheil über die Menschen sogleich fixirt. Daß sich der Britte hierin mit noch

andern Völkern begegnet, die den Werth ihrer Güter nach der Anzahl der daran gebundenen Seelen, und diese nach dem, was sie einbringen, schätzt, beweißt die Richtigkeit seiner Ansicht. Wenn nun dort etwa zehn- oder zwanzig-tausend gemeine Seelen, die Seele zu dem Werthe eines Thalers angeschlagen, erforderlich sind, um Eine vornehme Seele in der Hauptstadt oder auf Reisen mit Anstand zu erhalten, so kann man es doch wahrhaftig in Deutschland nicht unbillig finden, wenn einige Dutzend Fabricanten, die nur den Beutel ihrer Mitbürger in Anspruch nehmen, zu ihrem Gedeihen einige Millionen Menschen brauchen, die keine Fabricanten sind, und man muß auf alle Weise den Staat loben, der ihren Wünschen, trotz dem eigennützigen Geschrey der Menge, zu Hülfe kömmt. Doch dieses nur beyläufig. Mit Uebergehung der übrigen Fragen Ihres Correspondenten, will ich mich jetzt nur an die verfänglichste von allen halten: Ob nemlich das Mauth- und Zoll-Wesen die Ehrlichkeit und Moralität der Völker befördere? — Eh' ich indeß tiefer auf diese Fragen eingehe, wird mir ihr Correspondent erlauben, meiner Seits zu fragen, ob sich wohl der Staat um die Ehrlichkeit und Moralität seiner Bürger anders zu bekümmern habe, als in sofern diese bey der Verletzung seiner Gesetze concurriren; in sofern er also in gewissen Fällen das Gegentheil

der Ehrlichkeit zu bestrafen hat? Gibt ihm dieses schon, wie bekannt, alle Hände voll zu thun, wie soll er sich in aller Welt noch damit abgeben, Ehrlichkeit und Moralität in Gang zu bringen, oder bey jeder Einrichtung, die er machen will, lange nachzuforschen, ob dadurch Ehrlichkeit und Moralität befördert werde? Ja, man kann auch wohl, ohne Gefahr der Paradoxiesucht beschuldigt zu werden, noch weiter fragen, ob eine Regierung, die sich ein solches schimärische Ziel setzen wollte, und es auch wirklich erreichte, sich nicht selbst aufheben würde? Was sollte denn um des Himmelswillen, aus allen unsern Stadt- und Land-Gerichten, aus den Appellations-Höfen, den Cammergerichten, den Polizeyämtern, den Advocaten, Procuratoren, Notarien und Schreibern werden, wenn der veraltete Grundsatz „ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann" das Leben durchdränge, und alle Geschäfte nach der christlichen Vorschrift, im festen Vertrauen auf die gegenseitige unverbrüchliche Ehrlichkeit, mit Ja, Ja! Nein, Nein! abgemacht würden? Wollte Jemand sagen, der Staat strebe ja doch allerdings nach Beförderung der Ehrlichkeit, indem er die Unehrlichen strafe, um die ihnen Gleichgesinnten von dem bösen Wege ab- und in den guten hineinzuschrecken; so müssen wir es nur geradezu für einen groben Irrthum und alten Weiberglauben er-

klären, wenn man unsrer sehr achtbaren Criminal-Justiz solche moralische Absichten unterlegt. Man muß die Geschichte der Menschheit schlecht inne haben, wenn man nicht weiß, daß Schaffotte und Zuchthäuser die Aecker sind, auf denen die Verbrechen am üppigsten aufschießen; so daß sich zum Beyspiel, im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die Zahl der Hexen und Zauberer in dem Maaße vermehrte, als man von diesem Gezüchte verbrannte. In dem Lande, wo man Diebstahl und Gaunerey am unerbittlichsten bestraft, in England, ist bekanntlich immer der eine Dieb, welcher so eben als ein stummer Bußprediger auf die Leiter gestellt wird, in dem Augenblicke, wo er für seine Unvorsichtigkeit büßt, von einer Menge Anderer umgeben, die sich im Uhrenausziehn, Beutelschneiden und Taschentücherstehlen üben, um mit der Zeit, wenn sie die Reihe trifft, auf gleiche Weise erhöht zu werden. Und ist es etwa ein so seltner Fall, daß die liederliche Dirne im Spinnhause Sünde predigt? oder daß der, der als ein Schelm in das Zuchthaus kömmt, es als ein Schurke verläßt? Hat man nicht sogar Richter gesehn, die, während sie mit der Rechten einen bestochnen Polizeyreiter dem Büttel übergaben, die Linke nach einem Geschenke ausstreckten, das ihnen ein Beklagter bot, um die fehlenden Gründe seiner Schutzschrift zu ergänzen? Und doch behaup-

tet Ihr, daß die Strafe als Beyspiel schrecken, und ehrliche Gesinnungen befördern soll! Hieran denkt zuverlässig kein tüchtiger Criminalrichter, der sein Amt vollkommen erfüllt hat, wenn er den Delinquenten in die Hände des Scharfrichters geliefert hat, und dann das Uebrige ruhig den Predigern und Schulmeistern überlassen darf. So gewiß ist es also, daß die Absicht der Menschen- und Sitten-Verbesserung gar nicht in dem Wesen unsrer Staaten liege, und daß die den Regierungen gemachte Zumuthung, Ehrlichkeit und Moralität zu befördern, unter die Ausgeburten unsrer phantastischen Zeit gehört.

Ich könnte es nun allerdings hierbey bewenden lassen, indem die Frage Ihres Correspondenten schon durch diese Bemerkungen so gut als beantwortet ist. Da es aber unglücklicherweise jetzt so viele Menschen gibt, die durchaus nicht begreifen wollen, daß die allgemeine Staats-Moral von dem, was im gemeinen Leben Moral heißt gänzlich verschieden ist, so will ich mir, um des allgemeinen Besten willen, die Mühe nicht verdrießen lassen, noch etwas weiter auf jene Frage einzugehn. Ihr meint wohl, kann ich die kecken Tadler nützlicher Einrichtungen fragen, daß, weil in einem mit Zollhäusern, Schlagbäumen und Mauthnern umzäunten Staate eine Menge Defraudanten, Smuggler und Conterbandirer ertappt

wird, die Zoll- und Mauth-Einrichtung es sey, was die Leute zu Dieben macht? Warum sagt Ihr nicht auch, das fünfte Gebot mache Mörder und das sechste Ehebrecher? Wenn eine Regierung für gebührenden Pacht ein Lotto erlaubt, heißt sie darum den Dienstboten ihre Herrschaft bestehlen, um sich Loose zu kaufen? oder wenn sie Spiel- und H....häuser privilegirt, zwingt sie dadurch ihre Unterthanen hineinzugehen, um ihr Geld und ihre Gesundheit darinne zu verliehren? Treibt denn das Zollgesetz irgend einen Menschen über die Grenze, um verbotenes Gut einzuschwärzen? oder thut es nicht ganz ausdrücklich das Gegentheil, indem es durch Galgen und Rad dem Gesetze Nachdrück gibt? Ist es nicht also klarer als der Tag, daß die Uebertreter des Gesetzes Diebe von Haus aus sind, die nur auf die günstige Gelegenheit gewartet haben, ihrem lasterhaften Triebe Genüge zu leisten? Und nun frage ich weiter, mit vollkommener Consequenz, ob nicht ein offener Feind besser sey als ein heimlicher? und ob folglich ein Staat seinen Bürgern nicht die größte Wohlthat erzeige, wenn er durch einträgliche Institute die heimlichen Gauner an's Licht bringt? Setzt nicht so eine kluge Hausfrau ihr Gesinde auf die Probe, indem sie absichtlich Geld verzettelt? oder wird ein Hund anders als durch zweckmäßige Lockungen zu dem Verbotenen gebildet und abgerichtet? Ganz

im Sinne dieser bewährten Erziehungsmethode pflegen auch kluge Visitatoren von Zeit zu Zeit in der Strenge ihrer Aufsicht nachzulassen, um die Smuggler sicher zu machen, weil bey consequenter Strenge leicht die Furcht über die böse Begierde obsiegen könnte. Was aber ist eine Ehrlichkeit, die nur an der Furcht hängt? und ist es nicht dem Staate unendlich mehr werth, seine Spitzbuben zu kennen, damit er sie strafen kann, als sich mit Tuckmäusern zu plagen, die herzlich gern stöhlen, wenn sie sich nicht zu fürchten hätten? Wollte man sagen, daß ja auf diese Weise die Regierung mit ihren Unterthanen den Mephistopheles spiele, so bemerke ich dagegen, daß die Regierung das Gewissen ihrer Diener, der Zöllner und Mauthner, nicht zu vertreten braucht, und daß sie genug gethan hat, wenn sie das Smuggeln unter nahmhafter Strafe verbietet. Ueberdieß möchte ich wohl wissen, wie in unseren von Grund aus verderbten Zeiten eine Regierung bestehen könne, wenn sie nicht ihren Agenten gestatten will, das, was ihr den Mephistopheles nennt, bisweilen zu spielen? Sollten etwa auch den Criminalrichtern, denen die leidige Aufklärung ein Mittel zu gründlicher Erforschung der Wahrheit nach dem andern entrissen hat, die verfänglichen Fragen verboten werden? oder hätten die Englischen Minister warten sollen, bis die Verschworenen in ihrem Speise-

zimmer standen, um sie über ihrer Schildkröten-suppe zu ermorden, statt, wie es die Klugheit gebietet, durch verkappte Diener die Rebellen zu täuschen und ihre bösen Gesinnungen aus ihrem radicalen Versteck hervorzulocken? Hier ist der Klügste, wer zu seinem Zwecke gelangt; und Ihr werdet doch wohl die Klugheit nicht verachten, oder ihren alten Thron umstürzen wollen, wie Ihr es bekanntermaaßen mit allen alten und ehrwürdigen Thronen machen möchtet. — Schließlich will ich noch zu gänzlicher Beschämung Ihres Correspondenten fragen, ob man denn die Ehrlichkeit nicht befördere, wenn man denen, die sie besitzen, Gelegenheit verschafft, sie zu bewähren und kund zu thun? und ob dieses wohl besser geschehen könne, als da, wo der Reizungen zur Unehrlichkeit recht viele sind? Ist es nicht lächerlich, sich seiner Ehrlichkeit zu rühmen, wenn man keine Gelegenheit zum Gegentheil hat? eben als wenn ein Soldat, der nie aus der Garnison gekommen, seine Tapferkeit, oder eine misgestaltete Jungfrau ihre Keuschheit rühmen wollte! Aber mitten unter Zöllnern und Sündern sich rein erhalten; durch die Dornenhecken der Douanen zu gehen, ohne etwas anderes darinn hängen zu lassen als den Zollsatz und die Gebühr — das heißt doch wohl seine Ehrlichkeit wie Gold im Feuer bewähren! Blieben nun auch solcher Bewährten am Ende nur Wenige

übrig, so sind sie um desto schätzbarer, und können, eben wegen ihrer Seltenheit, desto eher als Muster dienen. Und ist eine solche Musterhaftigkeit dann nicht das Verdienst so weiser, und zugleich auf Finanzvortheil so gründlich berechneter Einrichtungen, die man nicht verdächtig machen kann, ohne sich selbst höchst bedenklicher radicaler Absichten verdächtig zu machen?

Ich bin achtungsvoll

Ihr

ergebenster

Telonophilos.

VIII.

Miscellen.



Miscellen.

1. Man hat dem großen und tiefsinnigen Macchiavell oft die Kälte vorgeworfen, mit der er die Grundsätze einer Regierungskunst beschreibt, die zu seiner Zeit nur allzu gewöhnlich war. Aber eben in dieser Kälte zeigt sich die Grosartigkeit seines nach den Mustern der Alten gebildeten Characters. Eben so erzählt Xenophon den schändlichen Verrath des Tissaphernes, durch den das hellenische Heer seiner Anführer beraubt wurde, mit der größten Ruhe, ohne seinem Unwillen auch nur durch ein Beywort oder einen Ausruf Luft zu machen. Es schien ihm genug, das Schändliche hinzustellen, wie es war, und wie es sich zugetragen hatte; den Commentar erwartete er von dem sittlichen Gefühle eines jeden Lesers, und er konnte überzeugt seyn, in einer Zeit, wo die Casuistik noch nicht erfunden war, die Hinterlist und Meineid zu Tugenden gestempelt hat, Uebereinstimmung mit seinem Gefühle zu finden. Diese scheinbar Kaltsinnigen rechneten auf leichtentzündete Herzen, und es mochte ihnen unmöglich schei-

nen, daß Hellenen das Gute anders als mit Lust, das Schändliche anders als mit Unwillen hören könnten. So spricht ihre Kälte in der That eine höhere Achtung menschlicher Würde aus, als die beredtesten Declamationen hätten thun können. Auch Tacitus ist oft so grosartig kalt.

2. Der Krieg ist ohne Zweifel ein großes Uebel; aber ein noch grösseres ist der Friede, welcher zur Unterdrückung der Völker gemisbraucht wird. Dort sind Güter und Leben gefährdet; hier steht dasjenige auf dem Spiel, ohne das Güter und Leben keinen Werth haben. Die Gefahren des Krieges sind vorübergehend und streifen nur einzelne Blüthen ab; die Uebel eines servilen Friedens greifen die Wurzel an.

3. Das Verfahren der Blutmenschen in der Revolution, das Blutgerüst zu einer Münzstätte zu machen, war keine neue Erfindung. Die dreyßig Tyrannen zu Athen, die Triumvirn in Rom, auch einige Kaiser kannten sie schon. Vor Robiespierre und Marat aber hatten sich die Sieger von America und die Statthalter von Ostindien der alten Erfindung bemächtigt, und sie nach einem Maasstabe ausgebildet, der in Europa, auch bey dem schlimmsten Willen, keine Anwendung litt." Beabsichtigte Rebellionen, sagt Burke *), sind

*) Speech on Mr. Foxe's East-India Bill.

ein stehender Artikel unter den Hülfsquellen der Ostindischen Compagnie. Wenn man glaubt, daß sich irgendwo Geld aufgehäuft habe, so werden die Einwohner regelmäßig der Empörung angeklagt, bis sie zugleich von ihren Gütern und der Anklage befreyt werden. Diese Befreyung gibt indeß keine lange Sicherheit. Sie kann erneuert werden, und wenn sie nicht mehr abgekauft werden kann, so endigt der Proceß mit der Eroberung des Landes, dem Umsturze des Throns, und vielleicht dem Tode seines Besitzers."

4. Die Zwietracht, die nach Ariosto in einem Kloster wohnt, und in den Versammlungen der Mönche den Vorsitz führt, hat von dem Augenblicke an ihren Thron in der christlichen Kirche aufgeschlagen, wo diese ihre Herrschaft durch eine Hierarchie befestigte. Die schleichende Tücke des bösen Geistes weiß von Allem Nutzen zu ziehn; und wie er durch Stolz fiel, so ist auch Stolz und Hochmuth die vorzüglichste Handhabe, durch die er die Menschen an sich reißt. Von allen Arten des Stolzes ist der geistliche der monströseste, und seine Wirkungen die ungeheuersten. Wie viel Blut hat dieser Dämon vergossen! wie viele Scheiterhaufen hat er angezündet! wie viele ruhige Bürger hat er aus seiner Heimath vertrieben und dem Untergange Preiß gegeben! Ist es wohl Unrecht

zu sagen, daß die Hölle die reichste Ernte auf dem Acker Christi gehalten hat? Und predigt nicht die ganze Geschichte der Kirche diese furchtbare und schmerzliche Wahrheit?

5. Man hat öfters bemerkt, daß die Urheber sogenannter Ketzereien Menschen von ausgezeichnetem Geist und Character gewesen sind. Dieser einzige Umstand enthält den Grund ihrer Verdammung, und der ganze übrige Index ihrer Irrthümer kann als unnütz angesehen werden. Der Grundsatz der Ephesischen Politik *), und das System, das der letzte Tarquinius gegen die Edeln der Gabier befolgte, ist zu allen Zeiten das System des religiösen, wie des politischen Fanatismus gewesen.

6. Der Unterschied, welcher illegale Handlungen von unsittlichen trennt, ist eine eherne Mauer, durch die das Urtheil des Gerichts von der sittlichen Beurtheilung geschieden wird. Ueber die bürgerliche Strafbarkeit einer Handlung entscheidet das geschriebene Gesetz; über ihre sittliche, Gott und das Gewissen des Menschen.

Charlotte Corday ist von den Feinden der Revolution als eine Märtyrerin hochgepriesen worden. Dennoch war ihre That ohne Zweifel

*) Diogen. Laert. Vit. Philos. IX. 2. Nemo de nobis unus excellat.

ein Verbrechen, und ihre Bestrafung vollkommen rechtmäßig. Kein Einzelner soll sich zum Richter über einen Andern setzen; keiner soll morden, weil er glaubt, daß der Mord Nutzen stiften könne. Epaminondas, obgleich voll glühender Liebe für Vaterland und Freyheit, trug dennoch Bedenken, einen Tyrannen oder seine Mitschuldigen ohne gesetzliche Form hinzurichten, um seinem Vaterlande die Freyheit wieder zu verschaffen. Diese Gesinnung war seiner würdig.

Charlotte Corday, welche sich überredet hatte, daß der Friede und die Rettung ihres Vaterlandes an Marats Tode hinge, glaubte sich opfern zu müssen, um das Glück und die Freyheit von Frankreich herzustellen. Die feste Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer That, das Bewußtseyn, sie frey von allen äusseren Einflüssen, ohne Hofnung eines andern Lohnes als des Todes zu begehen, zeichnete ihre That ruhmvoll aus, ohne sie dadurch rechtmäßig zu machen. Als Balthasar Gerard, auf die Achterklärung des Königs von Spanien hin, den Prinzen von Oranien ermordete, da war es nicht der innere gewisse Geist, der ihn trieb; es waren die Verheißungen seines Beichtvaters, es war die Hofnung, sich nach der That zu retten, und sich dann des Soldes und der Ehre zu erfreuen, die dem Mörder verheißen war.

In diesen beyden Fällen liegt der Unterschied klar vor Augen; in vielen Aehnlichen ist uns das Triebwerk der Handlung verhüllt. Gott aber kennt es, und er wird richten, aber nach einem andern Maasstabe, als den der menschlichen Kurzsichtigkeit.

* * *

7. Seinen Gegner des Verbrechens anklagen, dessen man selbst schuldig ist, ist ein Kunstgriff der Hölle, der sich in stürmischen Zeiten immer geltend zu machen weiß. Der Unterdrücker klagt dann den Unterdrückten, weil er Widerstand leistet, der Gewaltthätigkeit an; wie der Bandit Mörder! Mörder! ruft, wenn ihm das bestimmte Schlachtopfer den Dolch aus der Hand gewunden hat. In den Augen willkührlicher Menschen gibt es allerdings kein größeres Verbrechen, als Leben und Freyheit gegen sie zu vertheidigen. Da wiederholt sich immer die Raserey des Fimbria, der seinen Feind anklagte," weil er sich nicht habe niederstoßen lassen (quod ferrum non recepisset.)

8. Der Wunsch der Eltern, ihren Kindern ein Erbtheil zu hinterlassen, ist zu allgemein und zu tief gewurzelt, als daß er ein erkünstelter seyn sollte. Ein Erbtheil, das unverkümmert auf Kinder und Enkel übergeht, und wie ein Denkmal der Liebe

und Rechtlichkeit der Vorfahren von einem Geschlechte für das andre bewahrt wird, trägt auch zur Erhaltung einer rechtlichen Denkungsart und eines ordentlichen Lebens bey; daher in den alten Staaten nichts schimpflicher war, als das Erbtheil seiner Väter verschwendet zu haben. Wen ein sichrer Besitz seines Unterhaltes gewiß macht, der wird in allen Fällen fester auftreten, als derjenige, welcher lediglich auf seine Fähigkeiten, seine Gewandheit und Industrie gewiesen ist; und da er ein ehrenvolles Ziel auf geradem Wege erreichen kann, so wird er sich seltner auf die Schleifwege des ungewissen Glückes verlocken lassen. Daher hat der Adel, welcher auf Erbgütern ruht, auch eine sittliche Grundlage, welche dem bloßen Geburts-Adel fehlt. Es ist aber auch offenbar, daß wenn sich bey einem Volke die festen Besitzungen in wenigen Händen anhäufen, so daß die größere Anzahl genöthigt ist, mit dem Winde des Zufalls zu segeln, bey dieser Ungewißheit seiner Existenz, die Speculations- und Spiel-Sucht in ihrem weitesten Umfange, der feile Geist der Verkäuflichkeit, die Gaunerey, und damit zugleich ein ungeregelter Hang nach Genuß, dann Neigung zum Aufruhr, Verachtung der Gesetze und Obrigkeit von Tag zu Tag auf das furchtbarste wachsen wird, bis endlich alles Bestehende in der Charybdis einer Revolution untergeht.

9. Die schlechte Meinung, die manche Menschen von Andern haben, ist weniger die Frucht ihrer Erfahrungen, als der Reflex ihres eignen Bildes, das ihr Gewissen ihnen, wie ein Hohlspiegel, außerhalb zeigt.

10. In der Welt wollen die Meisten für etwas genommen seyn, was sie nicht sind; der Dummkopf für einen Mann von Geist, der Pedant für einen Weltmann, der Geizige für freygebig, der Falschspieler für einen ehrlichen Mann. Wer diese Maskirung auf dem Carneval der Welt nicht gelten lassen will, sondern jeden mit seinem wahren Nahmen anredet, wird mit Fußtritten auf die Gasse geworfen.

11. Wie viele große Menschen sind von ihren Zeitgenossen an den Schandpfahl gestellt worden, der sich später für sie in eine Ehrensäule verwandelte. Wurde nicht Christus gekreuzigt? und was ist eine Trajanus-Säule mit aller ihrer Pracht gegen das in allen Theilen der Welt erhöhte und angebetete Holz des Kreuzes?

12. Wer kann sich einbilden, daß Christus den Foltern eines heiligen Officiums hätte entgehen können? In Spanien hätte man ihn zu Ehren der allein seligmachenden Kirche verbrannt, und in Rom in den Kerkern der Engelsburg umkommen lassen. Meint Ihr seine Wunder hätten ihn geschützt? Sie schützten ihn auch bey seinen

Zeitgenossen nicht; und nach den Grundsätzen der Kirche kann die Aechtheit eines Wunders nur aus der Aechtheit der Lehre des Wunderthäters beurtheilt werden. Und wer mag glauben, daß Christi Lehre mit der Dogmatik und Moral der Theologen des h. Officiums übereingestimmt habe?

13. Wer für eine Meinung leidet, welche wir billigen, heißt uns ein Märtyrer; im entgegengesetzten Fall ist er uns ein Bösewicht, ein Fanatiker. Schwärmer heissen die, die sich für eine uns gleichgültige Meinung in Gefahr begeben. So ist es in der Religion und in der Politik.

14. Der Sache eines rechtschaffnen Mannes wird man unter Weltleuten am meisten schaden, wenn man sich ihrer mit allzusichtbarem Eifer annimmt. Ueberhaupt ist da die Lebhaftigkeit bey allen nützlichen Dingen, die man fördern will, schlecht angebracht. Nur das Phlegma kömmt hier zum Ziel, das einen Gedanken zur rechten Zeit hinzuwerfen versteht, dann wieder darauf zurück kömmt, und immer wieder, aber jedesmal ohne Accent und Nachdruck. So hölt am Ende der Tropfen den Stein doch aus. Trittst du aber mit Feuer für eine gute Sache auf, so weiß gleich Jeder einen eigennützigen Grund zu entdecken, der dich beseelt, und sogleich werden alle Löschanstalten in Bewegung gesetzt. Das Sprichwort Festina lente muß hierbey, wie in allen Dingen, der

Wahlspruch eines Jeden seyn, der es in der Welt zu etwas bringen will.

15. Wie die Perser ihre Kinder in die Schule schickten, um Gerechtigkeit zu lernen, so sollte man in einigen Ländern Schulen anlegen, wo die Jugend gelehrt würde, Ungerechtigkeit und Unbilden zu ertragen. Dem Erwachsenen kömmt die Lehre zu spät. Aber eine frühe Uebung würde dem unzeitigen Unmuthe wehren, durch den so mancher beym Eintritt in die Welt und in ihre Geschäfte sein Glück verscherzt.

16. Der Stumpfsinn unterdrückter Völker und die damit verwandten Laster, die stumm zum Himmel schreyen und ihre Urheber bey Gott verklagen, werden bisweilen als rechtfertigender Grund der Unterdrückung gemisbraucht, und eine Regierungsart, welche diesem Zustande Dauer gibt, indem sie in dem Menschen keine Tugenden achtet, als die des Hundes und Lastthiers, wird von den Freunden der Willkühr eine patriarchalische genannt.

17. Ein Despot, der mit gehöriger Consequenz verfährt, kann seinen Unterthanen die größten Drangsale zufügen, und sie doch überreden, daß er nichts als ihr Bestes beabsichtige. Ein junger Mensch, den man in der rechten Unmündigkeit des Verstandes und Characters zu halten gewußt hat, küßt dem eigennützigen Vormunde, der ihm Vermögen und Freyheit zurück hält, dankbar die

Hand, und preißt sich glücklich, die beschwerliche Verwaltung seines Eigenthums in diese Hand legen zu können. So könnte es wohl geschehen, daß man mehr Mühe hätte, leibeigne Völker zur Freyheit zu bereden, als freye zur Knechtschaft. Nicht bloß Kinder lernen die Ruthe küssen, mit der sie gezüchtigt werden.

18. In einer Despotie, die sich erhalten will, muß Alles an bestimmte Formen gebunden seyn, von denen keine Abweichung gestattet wird. Nur das Dauernde unterjocht den Menschen, und knüpft an das Willkührlichste den Gedanken der Nothwendigkeit. Geht nur Alles unverrückt in demselben Geleis, so überredet sich das Volk, daß es mit Weisheit regiert werde.

Keine Despotie kann bestehn ohne Ordnung und festen Zusammenhang in allen ihren Theilen. Dagegen erlaubt die Tyrannei, die nur von einen Tag auf den andern rechnet, Unordnungen und Inconsequenzen aller Art. Sie erscheint deshalb oft fröhlich und heiter, wie eine Wahnsinnige, die mit Blumen geschmückt am Abhange tanzt. Der Despotismus hingegen ist immer ernst, kalt und besonnen.

19. Der sicherste Weg zum Vertrauen eines Despoten sind Dienste, die den, der sie leistet, erniedrigen; der Weg es zu verliehren, sind Dienste, die den Leistenden verherrlichen.

Es ist höchst unbesonnen, bey der Rettung eines Despoten aus einer drohenden Gefahr ungewöhnliche Klugheit, Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes blicken zu lassen; Eigenschaften, die ja auch gegen ihn gewendet werden könnten; noch unbesonnener aber ist es, von einem solchen Vorfalle auf die Dauer hin Vortheil ziehen zu wollen. Die Erkältung wird dann nicht ausbleiben, der die Ungnade auf dem Fuße folgt. Der Kluge entzieht sich, in dem Augenblicke, wo ihm sein Dienst gelungen ist, selbst den ersten Aufwallungen der Dankbarkeit, und befreyt seinen Gebieter auf immer von einem Anblicke, der ihn zu lebhaft an seine Menschlichkeit erinnert.

20. Philipp von Comines wirft in seinen Denkwürdigkeiten *), einem der schätzbarsten Denkmäler jener Zeit, die Frage auf, „ob es wohl einen Fürsten oder Herrn auf Erden gebe, der die Macht hätte seinen Unterthanen auch nur einen Deut aufzulegen, ohne Einwilligung derer, die ihn bezahlen sollen, es sey denn durch Tyrannei und Gewalt.“ Auf diese Frage antwortet er bestimmt und ohne Bedenken: „Kein Fürst hat ein solches Recht; nur durch Tyrannei kann er es, und mit Gefahr des Banns.“ Indem er dann er-

*) L. V. p. 354. ed. de Bruselle. 1706. 8.

wähnt, daß Carl der Siebente sich erkühnt solches zu thun, setzt er hinzu, „dieser König habe dadurch seine Seele und die seiner Nachfolger hart belastet, und seinem Reiche eine Wunde geschlagen, die noch lange bluten werde.“

21. Wenn das Gewissen der Großen schläft, so muß die öffentliche Meinung an dessen Stelle treten, wie der Chor der alten Tragödie den Frevel des Uebermuths und der Ungerechtigkeit immer mit sicherem Urtheile rügt, und der Entscheidung des höchsten Gerichts mit seiner Warnung vorangeht.

22. Einem Despoten kann kaum etwas erwünschter seyn, als die Laster seines wahrscheinlichen Thronfolgers. Die Furcht vor dem künftigen Unheil, das eben, weil es noch in der Zukunft liegt, unermeßlich scheint, macht jedes Leiden der Gegenwart erträglicher, und kann selbst etwas der Zuneigung ähnliches hervorbringen. Was kann nicht die Furcht bey Völkern und Kindern wirken?

23. Die Tugend ist in Despotien unbrauchbar, nicht aber der Schein der Tugend bey innerer Bereitwilligkeit zu Allem und Jedem, was der Gebieter fordern mag. Der Hof eines Despoten ist ein Maskenball, bey dem niemand anders als in einer anständigen Maske erscheinen darf. Nach dem, was darunter ist, zu fragen, hat Niemand ein Recht.

24. Unter der despotischen Regierung der ersten römischen Kaiser stand die öffentliche Meinung in einem so vollkommenen Gegensatze mit der höchsten Gewalt, daß dem Volke auch der Schuldigste für unschuldig galt, wenn er von dem Kaiser oder den Schergen des Kaisers verurtheilt wurde. Dasselbe aber wird überall der Fall seyn, wo einmal die Willkühr an die Stelle des Rechts tritt, oder die Gewalt für Gerechtigkeit gelten will.

25. Es ist ganz und gar nicht leicht, die Rolle eines Despoten mit Erfolg zu spielen. Große Klarheit des Geistes, Ueberlegenheit der Einsicht, Unerschrockenheit in Gefahr, Entschlossenheit und große Gewalt über sich selbst — ohne diese Tugenden ist man, bey allem Streben, doch nur ein schlechter Despot. Mit ihnen könnte man auch ein treflicher und angebeteter Fürst seyn. Die Wahl steht frey; Liebe oder Furcht; der Himmel oder die Hölle.

26. In einer ungeregelten Verfassung, wie die des römischen Reiches unter den Kaisern war, schützen die Tugenden des Monarchen keineswegs gegen Handlungen der gewaltsamsten Tyrannei. Die Sicherheit geht hier über Alles, und die Gerechtigkeit muß ihr nachstehn. Titus wird die Freude des menschlichen Geschlechtes genannt; gleichwohl ist die Tactik, die er als Regierungs-Gehülfe seines Vaters ausübte, von der Art, daß

sich kein Tyrann ihrer zu schämen hätte. Wenn ihm jemand verdächtig war, so stellte er Leute an, die im Theater oder im Lager seine Bestrafung fordern mußten; als ob es der Wille des ganzen Volkes oder des ganzen Heeres sey; und der Unglückliche wurde dann ohne Verzug getödet. Den Aulus Cäcina, einen Consular, ließ er zu Tische laden, und speißte mit ihm. Beym Weggehn ward er von der Leibwache niedergehauen. Die Gefahr war allerdings dringend, sagt der Beschreiber seines Lebens*); denn man fand den Entwurf einer Rede bey ihm, die er an die Soldaten hatte halten wollen. Auf diese Weise sorgte der grosmüthige Titus für die Sicherheit des Thrones, und fürchtete den Haß nicht, der ihm daraus erwuchs. Er trat die Regierung mit allgemeiner Ungunst und dem schlechtesten Rufe an. Da er aber in der Folge größere Milde zeigte, „und keinem Bürger etwas nahm, sondern sich fremden Gutes enthielt" besserte sich sein Ruf, und als er im ersten Jahre seiner Regierung starb, ward er als einer der besten Fürsten Roms betrauert.

27. Ein Despot darf eben so wenig ein zartes Ohr, als ein zartes Gewissen haben. Wenn er nicht dulten will, daß das gedrückte Volk über sei-

*) Sveton. Leben des Titus. Cap. 6.

nen Zustand klage und auf die Urheber seiner Noth schelte, so setzt er seinen Thron auf den Kessel eines Dampfbotes, den er verschließt, indem er das Feuer ohn' Unterlaß nährt. Wird er in die Luft gesprengt, so hat er es sich selbst zuzuschreiben. Gönnet er hingegen den Dämpfen des Unmuths freyen Abzug, so fährt er mit seinem Bote schnell und sicher, so weit er will.

28. Jene Worte, welche Seneca dem sich selbst prüfenden Monarchen in den Mund legt, scheinen sie nicht dem entnommen, der eine kurze Zeit die Hofnung der Welt war, um bald ihr Schreckbild zu werden: „Mich hat von allen Sterblichen das Glück erlesen, um auf Erde der Götter Stelle einzunehmen, und über Leben und Tod der Völker zu richten. Stand und Loos eines Jeden ist in meine Hand gelegt; und was das Glück Jedem der Sterblichen zugedacht hat, spricht es aus durch meinen Mund. Von meinen Lippen fließt Trost (oder Jammer) auf die Völker und Städte herab. Kein Theil der Welt blüht und gedeiht, wo ich nicht will, oder mein Wohlwollen ruht. Diese Tausende von Schwerdern, die jetzt mein Friede in der Scheide hält, werden auf meinen Wink gezückt werden; von meiner Entscheidung hängt es ab, welche Völker ausgerottet, welche verpflanzt, welchen die Freyheit gegeben, welchen sie genommen werden, welche Könige Sclaven

seyn, und welches Haupt das Diadem schmücken soll." So weit könnte Napoleon in der Fülle seines Stolzes gesprochen haben. Aber was der unschuldige, sich nur des Guten bewußte Alleinherrscher hinzusetzt, wäre nur die Parodie seines wirklichen Thuns: „Bey dieser Macht hat mich doch nie der Zorn zu einer ungerechten Strafe gereizt; nicht das jugendliche Ungestüm, nicht der Menschen Unbesonnenheit und Trotz; selbst nicht die grausame, aber bey großer Herrschaft nur allzu häufige Begierde, die Macht durch den Schrecken kund zu thun. Die Schonung auch selbst des schlechtesten Blutes hält mein Schwerd in der Scheide verborgen, ja angeschmiedet. Denn da ist niemand, der nicht, wenn ihm auch alles Andere gebräche, schon als Mensch auf meine Gunst Anspruch hätte.... Und wenn mich Gott heute zur Rechenschaft forderte, so könnte ich ihm das Menschengeschlecht unvermindert zurückerstatten."

29. Ein Gesetz der Kaiser Gratianus, Valentinianus und Theodosius verurtheilt, als des Criminis Sacrilegii denjenigen schuldig, der das Urtheil des Kaisers in Zweifel zieht, oder an den Verdiensten der von ihm gewählten Diener zweifelt. Nach einem andern Gesetze des Arcadius und Honorius war derjenige, der sich an dem Minister des Kaisers verging, eben so schuldig, als wer sich an dem Kaiser selbst vergriff. Auf dieses

Gesetz berief sich der Berichterstatter in Cinq-Mars Proceß. „Das Verbrechen, sagte er, das die Person des Ministers angreift, wird von den Constitutionen der Kaiser für nicht geringer gehalten als das, so sich an dem Fürsten selbst vergreift. Ein Minister dient zugleich seinem Fürsten und dem Staate; man entreißt ihn beydem; das ist eben, als ob man jenem einen Arm, und dem Staate einen Theil seiner Macht entrisse." Bey Anführung dieser Worte sagt Montesquieu (Esprit des Loix XII. c. 8. p. 151.) „Wenn die Knechtschaft in eigner Person auf die Erde käme, so würde sie sich nicht anders ausdrücken."

30. Nichts ist mehr geeignet, den sittlichen Takt der Großen abzustumpfen, als das erbärmliche Lobpreisen aller ihrer Handlungen. Ist es nicht, beym Lichte besehen, eine schneidende Beleidigung, einen Prinzen zu rühmen, weil er kein Unmensch ist? weil er sich einen Augenblick um den dürftigen Fußgänger bekümmert, den seine eilenden Rosse in den Koth geworfen? weil er einen Treiber heilen läßt, den der von im geängstigte Hirsch verwundet hat? mit Einem Worte, weil er das thut, was zu unterlassen schändlich wäre, und wozu der Privatmann, wenn er es nicht von selbst thäte, durch das Gesetz genöthigt werden würde? Warlich, dieser lobpreisende Jubel ist entweder das Bekenntniß tiefer Erniedri-

gung, oder eine Satyre auf die Großen, oder ein Ausdruck der plattesten Einfalt, die sich über Alles, selbst über die Menschlichkeit der Großen wundert.

31. Was man gewöhnlich in der großen Welt einen liebenswürdigen Mann nennt, ist in den meisten Fällen ein Mensch, dem Alles gleichgültig ist, ausser der Beyfall der Gesellschaft, in der er sich eben geltend machen will. Er selbst braucht Niemanden zu lieben als sich selbst, so wie auch diejenigen, die ihn liebenswürdig finden, nicht eigentlich ihn lieben, sondern den Zeitvertreib, den er ihnen macht. Es ist nur ein Austausch der Eigenliebe, aus dem nichts hervorgeht, als Zeitvertreib — eine Ehe der Impotenz und der Sterilität.

Die Männer, die den Frauen vorzugsweise liebenswürdig heißen, sind meist solche, die die wenigste Liebe verdienen. Es ist daher kein Wunder, wenn eine Frau, die sich den Wünschen eines solchen Liebenswürdigen hingibt, ihn in Kurzem sehr hassenswürdig findet.

Es hat Zeiten gegeben, wo die schwärzeste Verführungskunst und Treulosigkeit durch das Wort entschuldigt wurde: „Aber er ist doch sehr liebenswürdig!" — Rechtschaffenheit hingegen, Berufstreue, häusliche Tugenden wurden zu Nichts durch die Bemerkung: „Aber er ist entsetzlich langweilig!" Da war es denn auch kein Wunder, daß

Mancher, der mehr Eitelkeit als Stolz besaß, der Achtungswürdigkeit entsagte, um liebenswürdig zu seyn.

32. In einem alten Mährchen belehrt ein bejahrter Hofmann seinen Sohn, der nun auch sein Glück an dem Hofe des Sultans versuchen will, mit folgenden Worten; „Der Sultan ist ein Meer, das man meiden muß, wenn es stürmt; ist es aber ruhig, so fischt man Perlen darin. Du bist mit Tugenden geschmückt, die dir des Sultans Gunst erwerben können; bilde diese Tugenden aus; aber eigne dir auch die Laster an, die ihm gefallen mögen. Denn ein Laster, das ihm gefällt, setzt er einer Tugend gleich. Vor allen Dingen lobe Jegliches was er thut, und stimme ihm in Allem bey, was er sagt. Wenn die Sonne im Mittag steht, und er sagt, „es ist Nacht," so rufe schnell: Sieh, wie hell der Mond scheint! — Sagt er hingegen: Es mag doch wohl Tag seyn. — so sprich: Wo Du bist, o Herr, da geht die Sonne nicht unter, und der Glanz, der Dich umgibt, läßt Deine Diener nicht gewahr werden, daß das blasse Gestirn des Tages verschwunden ist."

33. Der Mann, der auf die Frage eines Fürsten, ob es nicht eine kurze und bequeme Methode gäbe, die Mathematik zu lernen, antwortete: „Er kenne keinen königlichen Weg zu dieser Wissenschaft;" sprach dadurch das Verdammungs-Ur-

theil über den gesammten Unterricht aus, der den meisten Prinzen gegeben wird. Auf dem ebenen und anmuthigen Wege, den man sie führt, kommen sie, statt in das Gebiet der Wissenschaft, nur zu dem Scheinwissen, was eben der Tod aller wahren Wissenschaft ist. Die Freude daran, wenn sie Freude daran haben, ist dann nur die der Eitelkeit; jene höhere Freude, die in den Tiefen der Wissenschaft ruht, und die der eigentliche Schatz ist, den der Forscher im Schweiße seines Angesichts hebt, bleibt ihnen fremd. Dieß ist dann auch eine der Hauptquellen der entsetzlichen Langenweile, welche die Großen plagt. Auf jeden Fall geht ihnen so, bey Allem Wissen, das sie besitzen mögen, der Vortheil des tüchtigen Lernens verlohren, wodurch tüchtige Leute werden. Auch Salomo kam zu leicht zu seiner Weisheit, und die Folgen blieben nicht aus.

34. Die einfachsten Wahrheiten sind oft, wie das Grabmal des Archimedes, das Cicero in Sirakus entdeckte, mit Dornen und Disteln verhüllt. Oft gehen Jahrhunderte hin, ehe man ihr Daseyn ahndet, und dann wieder Jahrhunderte, ehe man es wagt das geweihte Gestripp abzuhauen und niederzutreten.

35. In einem Staate, dem es an einer geordneten Verfassung fehlt, ist ein glänzender Sieg über den auswärtigen Feind immer auch ein Sieg

über das eigene Volk, und es kömmt auf den Zufall an, wie er im Innern benutzt wird. Die Bewunderung des gekrönten Siegers bahnt der Unterwerfung unter seine Willkühr den Weg. „Wie möchten Sterbliche dem Etwas versagen, dem selbst die Götter Alles zugestehn?" sagt der Ritter Laberius, da er sich der Erniedrigung nicht entziehen kann, die Cäsars Laune ihm auferlegt hat.

36. Die friedliche Saat und die willkührliche Gewalt wächst auf dem Schlachtfelde am üppigsten auf.

37. Die Kunst die Welt zu erobern muß man von den Römern lernen; aber jeder Einzelne wird bey der Nachahmung scheitern, da die Kürze auch des längsten Menschen Lebens nicht das langsame Heranschleichen der List und Tücke erlaubt, die dem Leben eines ganzen Volkes gegönnt ist. Ein Fürst, der sich bey seinen ersten Schritten als Eroberer ankündigt, hat die ganze Welt gegen sich; und wenn er auch, wie Friedrich der Große, ein- oder zweymal im Kampfe obsiegt, so führt das doch noch nicht sehr weit. Man muß vielmehr damit anfangen, dem Schwachen unter die Arme zu greifen, den Hülfsbedürftigen gegen den Uebermuth seines Nachbars zu schützen, und die Wagschalen der Gerechtigkeit an das Schwerd zu hängen. So machten die Römer aus den bedrängten Völ-

kern sich Freunde, dann Bundesgenossen, dann Unterthanen und Mitstreiter auf dem Wege der Welt-Eroberung. Es dauerte lang, eh das Geheimniß an den Tag kam; und wenn es endlich aufgedeckt wurde, war es nicht mehr Zeit von der Entdeckung Gebrauch zu machen. Napoleon ging denselben Weg; aber er scheiterte, weil er in den Zeitraum eines Menschen-Lebens drängen wollte, was jene in Jahrhunderten vollbracht hatten. Außerdem war seine politische Tactik ganz vortrefflich.

38. Wer lacht nicht über die Treuherzigkeit jener Frau, die von sich sagte: Ich weiß nicht wie es kömmt, aber ich finde immer, daß Niemand Recht hat als ich. So gerade zu sprechen — die römischen Päpste ausgenommen — die Menschen den Glauben an ihre Untrüglichkeit freylich nicht aus; aber wie oft thut sich sein Daseyn nicht durch die schneidende Bewerfung fremder Meinungen kund! Und ruhen nicht unsere Censur- und Recensir-Anstalten meist auf dieser Wurzel?

Es gibt nur Eine Wahrheit. — Allerdings. Aber jedes Aug, das nach ihr schaut, trägt das Glas seiner Individualität, und so erscheint sie jedem anders in Gestalt und Farbe. Kein Wesen erfaßt sie ganz, ausser Gott; und alle Wahrheit, die der Mensch besitzt, sind Bruchstücke der Offenbarung Gottes.

39. Die Verkehrtheit, die in der Gesellschaft durch die herrschende und zum Gesetze gewordene Falschheit (gute Lebensart, Politesse genannt) Platz genommen, wird durch eine andre Verkehrtheit im Gleichgewichte gehalten, durch das bestimmte Wissen des herkömmlichen Betrugs. So wird der Verkehr der Weltleute zu einer Art von Falschspielerey, wo jeder Spieler den andern als einen Betrüger kennt, aber sich stellt, als hielt' er ihn für einen ehrlichen Mann. Indem sich nun beyde mit denselben Künsten bevortheilen, so ist es fast so gut, als ob sie beyde ehrlich spielten; nur daß der Teufel dabey auch nichts verliehrt.

40. Wenn es beym Kriege gleichgültig ist, um welcher Ursache willen er geführt wird, und der immer den meisten Ruhm erwirbt, der seinem Feinde den meisten Abbruch thut, so sieht man nicht ein, was Epaminondas vor dem Hunde Berecillo voraus hat, der bey dem spanischen Heere auf Domingo gegen die Wilden diente, und den Sold von drey Soldaten erhielt.

41. Der Grundsatz des Despotismus ist in den Worten des Eteokles ausgesprochen: „Um der Herrschaft willen ungerecht zu seyn, ist rühmlich; in allen übrigen sey gerecht und fromm." — Mancher Machthaber war gerecht im Kleinen, um im Großen das Recht ungestraft verletzen zu dürfen. Er schonte die Hütte des Armen, die ihm im Wege

stand; aber das Land des Nachbars riß er an sich, weil es ihm bequem lag. Er ließ es sich gefallen, in einem Rechtsstreite unterzuliegen; aber der Mann, der ihm misfiel, schmachtete ohne Urtheil und Recht, als Opfer der Macht im Kerker.

42. Eine Regierung, die durch strenge Polizey und Inquisition das Volk zum Schweigen gebracht hat, kann leicht mit dem Wahne getäuscht werden, daß das Land durch die Weisheit der getroffenen Maasregeln vollkommen beglückt sey. So quälen Kinder diejenigen Thiere am unbarmherzigsten, die keinen Laut des Schmerzes von sich geben können; und Niemand ist so hartherzig, dem nicht das Geschrey der Noth beschwerlich wäre. Wird die Natur aber doch einmal Herr über die Furcht, so wird jenes Geschrey von den Freunden der Grabesruhe Aufruhr genannt, und den Verführern des Volkes und ihrer tiefgewurzelten Bosheit zur Last gelegt.

43. Thrasymachus beym Plato *) lehrt, „daß es bey der Ungerechtigkeit hauptsächlich auf das Maaß ankömmt. Wer den Gipfel der Ungerechtigkeit zu ersteigen weiß, ist dann der Glücklichste, und eignet sich ohne Umstände Alles von denen an, die es ihm nicht gleich thun wollen oder

*) De Rep. I. 16. p. 344.

können. Denn wer nur in Einem Theile ungerecht ist, hat nichts als Schaden und Schande davon. Der Nahme eines Diebes, eines Räubers, eines Seelenverkäufers wird ihm zu Theil; hingegen, wenn einer Leib, Leben und Gut seiner Mitbürger unter sich bringt, heißt er glücklich und groß, nicht bloß bey seinen Mitbürgern, sondern auch bey Andern, die von ihm hören. Denn es ist nicht die Furcht vor dem Unrecht-Thun, sondern die Furcht vor dem Unrecht-Leiden, welche verursacht, daß die Menschen auf die Ungerechtigkeit schelten."

44. Das eigenthümliche Wesen des Jacobinismus liegt nicht in dem Hasse der Monarchie oder irgend einer andern politischen Meinung, sondern in dem Glauben, daß ein anerkanntes Gute durch jedes Mittel in das Daseyn gerufen, und das ihm engegenstehende durch jedes Mittel zerstört werden müsse.

Als, um den Geist der Revolution in Lyon zu beleben, Challier zum Syndicus der Gemeinde ernannt, ein Central-Club errichtet, und auf Kosten der Reichen ein revolutionäres Heer zusammengezogen wurde, verband sich einer der patriotischen Vereine durch folgenden Eid: „Wir schwören Alle Lyoner auszurotten, die nicht denken wie wir; denn diese sind Feinde der Republik.

In der diesem Eide zum Grunde liegenden Gesinnung ist das Wesen des Jacobinismus enthalten. Wenn sich Monarchisten mit derselben Gesinnung vereinigten, und das Wort Republik mit Monarchie vertauschten, so würde ihre Verbindung darum nicht weniger Jacobinisch seyn.

Jede Gewaltthat, die sich auf Meinungen bezieht, sowohl beym Pflanzen als Ausrotten, hat Jacobinischen Character. Auch die eigne Meinung ist ein Besitz, nicht bloß die Habe und das Gut. Und wenn gewaltsame Versetzung des Eigenthums Jacobinismus ist, wie sollte gewaltsame Veränderung der Meinungen es weniger seyn?

45. Eine Tugend, die sich nicht mit dem Scheine einer liebenswürdigen Schwachheit zu bekleiden weiß, ist nicht hoffähig.

46. Bequeme Menschen sehnen sich nach dem Tode, den sie sich als ein tiefen Schlaf denken, so wie das ewige Leben als ein beständiges Nichtsthun, und diese Sehnsucht nennen sie Frömmigkeit.

47. Die Verfassung eines Staates muß unverbesserlich schlecht seyn, wenn Männer wie Brutus es für nöthig halten, einen Mann wie Cäsar zu ermorden.

48. Wenn alle guten Handlungen belohnt würden, so gäb' es bald keine Tugend mehr. Die Leiden, welche das Schicksal über die Tugend ver-

hängt, machen ihr, wie den religiösen Meinungen die gegen sie ergehenden Verfolgungen, Proselyten.

49. Wie tief auch immer die Wahrheit unter dem Schutte der Lüge vergraben seyn mag, sie arbeitet sich doch empor und weiß sich kenntlich zu machen.

Die Macht der Wahrheit wird weit mehr durch die Sympathie begründet, die sie mit dem menschlichen Geiste hat, als durch ihren objectiven Character. Die Gewalt, die sie über die Gemüther hat, zeugt eben so sehr für ihre eigene göttliche Natur als für die göttliche Natur des menschlichen Geistes. In dem Augenblicke der Erkennung umarmen sich beyde als Geschwister.

50. Die Auszeichnungen, die dem Unverdienste zufallen, sind für das Verdienst eine Demüthigung. Der Stolz aber, mit dem sich das Unverdienst über die Huldigungen brüstet, die ihm dargebracht werden, predigt dem Verdienste Demuth.

51. Es ist wohl ganz natürlich, daß dem ephemeren Menschengeschlecht, dem täglich die Todenglocken und Sterbelisten seine Hinfälligkeit predigen, nichts schwerer fällt, als das Warten auf die Erfüllung seiner Wünsche, und daß es gern von dem am Abend gepflanzten Reiß am andern Morgen Früchte pflücken möchte, um sie Mittags zum

Nachtische aufzusetzen und am Abend zu verdauen. Diese Ungedult, an sich schon so natürlich, wird noch durch die Zeit verstärkt. Haben wir nicht in einigen Jahrzehnten die Geschichte eines Jahrhunderts durchlebt, und rollt sich nicht Alles schneller zu Wasser und zu Lande fort, in Dampfböten, Schnellposten und Draisinischen Rollstühlen? Wer hätte denn Zeit um warten zu lernen, da ja jede Erscheinung mit dem Fortgange der Zeit, wie der Schatten bey steigender Sonne kürzer wird? Soll man nicht, meint die ungedultige Welt, einen Staat so gut in's Treibhaus setzen, als einen Knaben, der im dreyzehnten Jahre promoviren soll, oder in Aegyptische Brütöfen, oder auf einen Russischen Rutschberg? Ich glaube nicht eben, daß diese Ungedult sehr weise ist; nur wundern muß man sich nicht über die Unruhe eines Parterrs, das vor dem geheimnißvollen Vorhange sitzt, und trommelnd und tobend das goldene Weltalter herausruft, das sich allzu lange hinter den Culissen schminkt.

52. Der hohe Werth, den man bey Führung der Staaten und Heere der Erfahrung beylegt, wird von der Erfahrung selbst abgeschätzt. Es hat noch keine Zeit gegeben, die etwas aus dem gewöhnlichen Gleis getreten war, und keinen Krieg von Bedeutung, der nicht den alten Glauben an die hohe und einzige Wichtigkeit der Erfahrung

widerlegt hätte. Wo bloß von Haushaltung der Staaten die Rede ist, kann man ihn vielleicht gelten lassen, so wie überhaupt, wo es Behandlung der toden Stoffe gilt; aber nicht in der freyen Welt. Mit allen ihren Berechnungen wird sie hier keinen einzigen Erfolg mit Sicherheit bestimmen können. Ewig bleibt es hier wahr, daß nur der das Rechte weiß, der es von selbst weiß *); während die, welche nur gelernt haben, von Andern, oder sonst woher, und so von Sproße zu Sproße auf der Leiter der Erfahrung aufsteigen, niemals sehr hoch kommen. In tausend Fällen läßt uns die Erfahrung im Stich; in vielen andern paßt sie nur halb; daher mit dieser Gabe allein unendlich Vieles nur halb, Anders ganz verkehrt gethan wird. Die Klugheit bedarf der Flügel; die Erfahrung aber ist in den meisten Fällen nur ein hemmender Zaum. Ohne Ahndungsvermögen ist sie ein Auge ohne Licht und ein todes Capital.

53. Der Gerechte lebt und stirbt seines Glaubens. Wer für seine Ueberzeugung stirbt, der befruchtet durch seinen Tod das höhere Leben. Dennoch ist der Tod für die Ueberzeugung nur ein Beweis des Daseyns dieser Ueberzeugung, nicht aber ihrer absoluten Wahrheit. Nur das steht fest, daß

*) ὁ φυᾷ εἰδώς· Pindar.

der ein hoher Mensch ist, der für seinen Glauben stirbt, nicht aber die Untrüglichkeit dieses Glaubens selbst. Dieser kann immerhin ein großer Irrthum seyn.

54. Leichten Kaufs ist der Ruhm nicht zu haben. Unter allen Gütern fordert er die meisten Opfer und bringt den wenigsten Genuß. Wer es darauf anlegt berühmt zu werden, der muß Vater und Mutter verlassen; er muß die Neigungen tödten, die mit ihm aufgewachsen sind, und den Reizen der Gegenwart eine stählerne Brust entgegensetzen. Er muß sein Leben geringschätzen, um seinem Nahmen Unsterblichkeit zu verschaffen, und dem Genusse der Welt entsagen, um sich in der Nachwelt anzubauen. Und indem er dem schimmernden Genius auf seinem Sternenpfade unermüdet nachzieht, und die Hand nach seinen Kränzen ausstreckt, folgt ihm eben so unermüdet das Gespenst des Neides, das Harpyien gleich, ihm den besten Genuß von den Lippen stiehlt, und oft die Opfer, die er dem Ruhme bringt, höhnend befleckt. So zieht er jagend und gejagt durch das Leben, bis zum Grabe, aus dessen dunkeln Pforten vielleicht endlich die Gerechtigkeit tritt, um den lang verweigerten Kranz an dem fühllosen Leichensteine aufzuhängen.

55. Die Macht des Wahren und Guten ist so groß unter den Menschen, daß selbst die Greuel

der ausgearteten Revolution, und aller Wahnsinn, mit dem sie die Gesetze der Ordnung zerriß, den Sieg der guten Grundsätze nicht hemmen konnte, mit denen sie begonnen worden war. Diese Grundsätze haben obgesiegt, und aller Widerstand hat diesen Sieg nur befördert. Wir dürfen hoffen — so gewiß ein Gott und eine ewige Gerechtigkeit ist — daß das Rechte und Gute nicht durch böse Thaten hervorgebracht, aber auch nie durch bösen Willen vernichtet werden wird. Die Pflanze der Wahrheit und Gerechtigkeit muß sich meist durch einen harten Boden und wüstes Gestein Luft machen; langsam erstarkt sie; die entgegenkämpfenden Stürme selbst kräftigen ihren Wuchs, aber sie ausreißen können sie nicht. Ihre Wurzeln ruhen in dem Herzen der ewigen Weisheit.

Ende des ersten Theils.

Gotha,

gedruckt mit Reyherschen Schriften.

